Sämmtliche Romane

von

Alexander Dumas.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Französischen.

Erste Abtheilung:

Historische Romane.

Siebenundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
Wien.
Prandel & Meyer.

Der Chevalier

von

Maison-Rouge.

(Episode von 1793.)

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Druck der E. Greiner'schen Buchdruckerei.

XXVI.

Black.

Der Beamte entfernte sich, um seine Collegen zu rufen und das von den abgehenden Beamten zurückgelassene Protokoll zu lesen.

Die Königin blieb allein mit ihrer Schwägerin und ihrer Tochter.

Alle drei schauten sich an.

Madame Royale warf sich in die Arme der Königin und hielt sie umfangen.

Madame Elisabeth näherte sich ihrer Schwägerin und reichte ihr die Hand.

„Beten wir zu Gott," sprach die Königin; „doch beten wir so, daß Niemand vermuthet, wir beten."

Es gibt unselige Zeiten, wo das Gebet, diese natürliche Hymne, welche Gott in den Grund des menschlichen Herzens gelegt hat, in den Augen der Menschen verdächtig wird, denn das Gebet ist ein Akt der Hoffnung oder der Dankbarkeit. In den Augen ihrer Wächter war aber die Hoffnung oder die Dankbarkeit der Königin eine Ursache zur Unruhe, weil die Königin nur Eines hoffen konnte, die Flucht; weil die Königin Gott nur für Eines danken konnte, dafür, daß er ihr die Mittel zur Flucht gegeben.

Nachdem dieses Gebet im Innern vollendet war, blieben alle Drei ohne ein Wort zu sprechen.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr, dann zwölf Uhr.

In dem Augenblick, wo der letzte Schlag unter dem ehernen Schlägel erscholl, fing ein Waffengeklirre an, die Wendeltreppe zu erfüllen und bis zu der Königin heraufzusteigen.

„Es sind die Wachen, die man ablöst," sagte sie. „Man wird kommen, und uns holen."

Sie sah, daß ihre Schwägerin und ihre Tochter erbleichten.

„Muth," sprach sie, ebenfalls erbleichend.

„Es ist Mittag," rief man von unten. „Laßt die Gefangenen herabgehen."

„Wir sind hier, meine Herren," antwortete die Königin, welche in einem Gefühle, in das sich beinahe Bedauern mischte, mit einem letzten Blick die schwarzen Mauern betrachtete und von den Geräthschaften, diesen, wenn nicht gerade groben, doch wenigstens einfachen Gefährten ihrer Gefangenschaft, Abschied nahm.

Die erste Pforte öffnete sich, sie ging auf den Corridor. Der Corridor war düster und in der Dunkelheit konnten die drei Gefangenen ihre Aufregung verbergen. Der kleine Black ging voraus; als man aber an die zweite Pforte, das heißt an die Thüre gekommen war, von der Marie Antoinette ihre Augen abzuwenden suchte, drückte das treue Thier seine Schnauze auf die breitköpfigen Nägel und ließ nach mehreren kläglichen Schreien ein schmerzliches, lange ausgedehntes Stöhnen hören. Die Königin ging rasch vorüber, ohne daß sie die Kraft hatte, ihren Hund zurückzurufen, und suchte die Wand, um sich daran zu stützen.

Nachdem sie ein paar Schritte gemacht, versagten der Königin ihre Beine den Dienst und sie war genöthigt, stille zu stehen. Ihre Schwägerin und ihre Tochter näherten sich ihr; die drei Frauen blieben einen Augenblick unbeweglich und bildeten eine schmerzliche Gruppe, wobei die Mutter ihre Stirne auf den Kopf von Madame Royale stützte.

Der kleine Black holte sie wieder ein.

„Nun,“ rief die Stimme, „kommen Sie herab oder kommen Sie nicht herab?“

„Hier sind wir,“ sprach der Beamte, der, diesen in seiner Einfachheit so großen Schmerz ehrend, stehen geblieben war.

„Vorwärts,“ sagte die Königin.

Und sie stieg vollends hinab.

Als die Gefangenen unten an die Wendeltreppe vor die letzte Thüre kamen, der Pforte gegenüber, unter der die Sonne breite, goldene Lichtstreifen zog, ließ der Trommler ein Rasseln hören, das die Wachen zusammenrief. Dann trat ein tiefes Stillschweigen, durch die Neugierde veranlaßt, ein, und die schwere Pforte öffnete sich langsam, auf ihren kreischenden Angeln rollend.

Eine Frau saß auf dem Boden, oder lag vielmehr in dem Winkel des Ecksteines, der an diese Pforte stieß. Es war die Tison, welche die Königin seit vier und zwanzig Stunden nicht gesehen hatte, eine Abwesenheit, die wiederholt am Abend des vorhergehenden Tages und am Morgen dieses Tages ihr Staunen erregte.

Die Königin sah bereits den Tag, die Bäume, den Garten, und jenseits der Schranke, welche diesen Garten schloß, suchte ihr gieriges Auge die kleine Hütte der Weinschenke, wo ihre Freunde ohne Zweifel ihrer harrten, als bei dem Geräusch ihrer Tritte die Tison ihre Hände zurückzog und die Königin ein bleiches, unter den ergrauenden Haaren gebrochenes Gesicht erblickte.

Die Veränderung war so groß, daß die Königin erstaunt stille stand.

Mit der Langsamkeit der Leute, bei denen die Vernunft mangelt, kniete die Tison sodann vor diese Thüre und versperrte Marie Antoinette den Durchgang.

„Was wollen Sie, gute Frau?“ fragte die Königin.

„Er hat gesagt, Sie müßten mir vergeben.“

„Wer dieß?“

„Der Mann mit dem Mantel,“ antwortete die Tison.

Die Königin schaute Madame Elisabeth und ihre Tochter voll Erstaunen an.

„Geht, geht," sprach der Beamte, „laßt die Wittwe Capet vorüber, sie hat Erlaubniß, im Garten spazieren zu gehen."

„Ich weiß es wohl," sprach die Alte, „und ich bin gekommen, um sie hier zu erwarten: da man mich nicht zu ihr hinauflassen wollte und ich sie um Verzeihung zu bitten hatte, so mußte ich sie erwarten.

„Warum wollte man Sie nicht hinaufgehen lassen?" fragte die Königiu.

Die Tison lachte und erwiderte:

„Weil sie behaupten, ich sei närrisch."

„Die Königin schaute sie an und sah wirklich in den irren Augen dieser Unglücklichen jenen seltsamen Reflex glänzen, welcher die Abwesenheit des Geistes andeutet.

„O mein Gott!" sprach sie, „arme Frau, was ist Ihnen denn begegnet?"

„Es ist mir begegnet . . . wissen Sie denn nicht?" erwiderte die Frau; „doch wohl, Sie wissen es, da sie Ihretwegen verurtheilt worden ist."

„Wer?"

„Heloise."

„Ihre Tochter?"

„Ja sie . . . meine arme Tochter!"

„Verurtheilt . . . Durch wen? wie? warum?"

„Weil sie den Strauß verkauft hat . . ."

„Was für einen Strauß?"

„Den Nelkenstrauß . . . Sie ist doch kein Blumenmädchen," sagte die Tison, als ob sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, „wie konnte sie diesen Strauß verkaufen?"

Die Königin bebte. Ein unsichtbares Band verknüpfte diese Scene mit der gegenwärtigen Lage; sie begriff, daß sie keine Zeit mit einem unnützen Gespräche verlieren durfte.

„Meine gute Frau," sagte sie, ich bitte, lassen Sie mich vorbei, Sie werden mir später alles dieß erzählen."

„Nein, auf der Stelle, Sie müssen mir verzeihen; ich muß Ihnen fliehen helfen, damit er meine Tochter rettet . . ."

Die Königin wurde bleich wie eine Todte.

„Mein Gott!“ murmelte sie, die Augen zum Himmel aufschlagend.

Dann wandte sie sich an den Beamten und sprach:

„Mein Herr, haben Sie die Güte, diese Frau zu entfernen; Sie sehen wohl, daß sie wahnsinnig ist.“

„Vorwärts, vorwärts, Mutter, Platz gemacht,“ rief der Beamte.

Doch die Tison klammerte sich an die Wand an.

„Nein,“ rief sie, „sie muß mir vergeben, damit er meine Tochter rettet.“

„Wer das?“

„Der Mann mit dem Mantel.“

„Meine Schwester,“ sagte Madame Elisabeth, „sprechen Sie ein paar Worte des Trostes zu ihr.“

„Oh! sehr gern,“ versetzte die Königin. „In der That, ich glaube, das wird das Kürzeste sein.“

Dann sich gegen die Wahnsinnige umwendend:

„Gute Frau, was wünschen Sie?“

„Ich wünsche, daß Sie mir alle Leiden vergeben, die ich Ihnen durch die Beleidigungen, welche ich Ihnen angethan, und durch die Anzeigen, die ich gemacht, bereitet habe, und daß Sie, wenn Sie den Mann mit dem Mantel sehen, ihm befehlen, meine Tochter zu retten, weil er Alles thut, was Sie wollen.“

„Ich weiß nicht, was Sie mit dem Mann im Mantel sagen wollen,“ entgegnete die Königin; „doch wenn es sich nur darum handelt, daß Sie zur Beruhigung Ihres Gewissens Vergebung der Beleidigungen erlangen, die Sie mir angethan zu haben glauben, oh! so vergebe ich Ihnen aufrichtig und aus der Tiefe meines Herzens, arme Frau; möchten diejenigen, welche ich beleidigt habe, mir ebenso verzeihen.“

„Oh!“ rief die Tison in einem Tone unaussprechlicher Freude, „nun da Sie mir vergeben haben, wird er meine Tochter retten. Ihre Hand, Madame, Ihre Hand!“

Die Königin reichte erstaunt und ohne zu begreifen, was dieß bedeuten sollte, der Tison die Hand, diese faßte sie gierig und drückte ihre Lippen darauf.

In diesem Augenblicke ließ sich die heisere Stimme eines Colporteur im Temple hören.

„Hier ist zu haben der Spruch des Gerichtes, das die Tochter Heloise Tison zur Todesstrafe wegen des Verbrechens der Verschwörung verurtheilt," rief er.

Kaum hatten diese Worte das Ohr der Tison berührt, als sich ihr Gesicht gleichsam zersetzte; sie erhob sich auf ein Knie und streckte die Arme aus, um der Königin den Weg zu versperren.

„Oh, mein Gott!" murmelte die Königin, welche kein Wort von der furchtbaren Verkündigung verloren hatte.

„Zur Todesstrafe verurtheilt," rief die Mutter, „meine Tochter verurtheilt! meine Heloise verloren! Er hat sie also nicht gerettet, und kann sie nicht retten; es ist also zu spät. Oh!"

„Arme Frau," sprach die Königin, „glauben Sie mir, daß ich Sie beklage."

„Du?" sagte die Tison, deren Augen plötzlich von Blut unterlaufen waren. „Du beklagst mich? nie! nie!"

„Sie täuschen sich, ich beklage Sie von ganzem Herzen, doch lassen Sie mich vorüber."

„Dich vorüber lassen?" rief die Tison und brach in ein Gelächter aus. „Nein! nein! ich ließ Dich fliehen, weil er mir gesagt hatte, wenn ich Dich um Verzeihung bäte und fliehen ließe, so würde meine Tochter gerettet werden; doch da meine Tochter verurtheilt ist, da meine Tochter sterben soll, so wirst Du nicht entkommen."

„Herbei, meine Herren, kommen Sie mir zu Hilfe," rief die Königin. „Mein Gott! mein Gott! Sie sehen wohl, daß sie wahnsinnig ist."

„Nein, ich bin nicht wahnsinnig, nein, ich weiß, was ich sage," rief die Tison. „Sehen Sie, es ist wahr, es fand eine Verschwörung statt, Simon hat sie entdeckt. Meine Tochter, meine arme Tochter verkaufte den Strauß. Sie hat es vor dem Revolutionstribunal zugestanden, es war ein Nelkenstrauß und in den Blumen staken Papiere."

„Madame," sprach die Königin, „im Namen des Himmels."

Man hörte abermals die Stimme des Ausrufers, welcher wiederholte:

„Hier ist zu haben der Spruch des Gerichts, das die Tochter, Heloise Tison, wegen des Verbrechens der Verschwörung zum Tode verurtheilt.“

„Hörst Du es,“ brüllte die Wahnsinnige, um welche sich die Nationalgardisten gruppirten. „Hörst Du es, zum Tode verurtheilt! Deinetwegen, Deinetwegen wird man meine Tochter tödten! hörst Du es, Deinetwegen, Oesterreicherin?“

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bitte Sie im Namen des Himmels, wenn Sie mich nicht von dieser armen Wahnsinnigen befreien wollen, so lassen Sie mich wieder hinaufgehen, ich kann die Vorwürfe dieser Frau nicht ertragen: sie brechen mir das Herz, so ungerecht sie auch sind.“

Und die Königin wandte den Kopf ab und schluchzte schmerzhaft.

„Ja, ja, weine Heuchlerin!“ rief die Wahnsinnige, „weine! Dein Strauß kommt sie theuer zu stehen; übrigens mußte sie das vermuthen, denn so sterben Alle, die Dir dienen. Du bringst Unglück, Oesterreicherin: man hat Deine Freunde, Deinen Gatten, Deine Vertheidiger getödtet, und endlich tödtet man auch meine Tochter. Wann wird man Dich denn ebenfalls tödten, damit Niemand mehr für Dich stirbt?“

Die Unglückliche brüllte diese letzten Worte und begleitete sie mit einer drohenden Geberde.

Die Königin verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Unglückliche!“ sagte Madame Elisabeth, „vergissest Du, daß diejenige, mit welcher Du sprichst, die Königin ist?“

„Die Königin! sie die Königin!“ rief die Tison, deren Wahnsinn sich von Augenblick zu Augenblick steigerte; „wenn es die Königin ist, so verbiete sie den Henkern, meine Tochter zu tödten . . . sie begnadige meine arme Heloise . . . die Könige begnadigen . . . Auf! gib mir mein Kind zurück, und ich werde Dich als Königin anerkennen: . . bis dahin bist Du nur eine Frau, und zwar eine Frau, welche Unglück bringt, eine Frau, welche tödtet! . . .“

„Ah! haben Sie Mitleid, Madame," rief Marie Antoinette; „sehen Sie meinen Schmerz, sehen Sie meine Thränen . . ."

Nachdem sie so gesprochen, suchte Marie Antoinette vorüberzugehen, nicht mehr in der Hoffnung, zu fliehen, sondern maschinenmäßig, und um dieser furchtbaren Besessenheit zu entgehen.

„O! Du kommst nicht vorbei," brüllte die Alte; „Du willst fliehen, Madame Veto . . . ich weiß es wohl, der Mann mit dem Mantel hat es mir gesagt; Du willst zu den Preußen . . . Du sollst nicht fliehen," fuhr sie fort, indem sie sich an den Rock der Königin anklammerte; „ich werde Dich daran verhindern, ich! An die Laterne mit Madame Veto! zu den Waffen, Bürger! Vorwärts . . . daß ein unreines Blut . . ."

Und die Arme gekrümmt, die grauen Haare zerzaust, das Gesicht purpurroth, die Augen ganz mit Blut unterlaufen, fiel die Unglückliche rückwärts und riß ein Stück von dem Kleid ab, an das sie sich angeklammert hatte.

Im höchsten Maße bestürzt, aber wenigstens von der Wahnsinnigen befreit, wollte die Königin nach dem Garten entfliehen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei, vermischt mit Gebelle und begleitet von einem seltsamen Lärm, die Nationalgardisten, welche von dieser Scene angezogen die Königin umgaben, ihrer Betäubung entzog.

„Zu den Waffen! zu den Waffen! Verrath!" rief ein Mann, in welchem die Königin an seiner Stimme den Schuster Simon erkannte.

Bei diesem Mann, der, den Säbel in der Hand, die Schwelle der Hütte bewachte, bellte der kleine Black wie wüthend.

„Zu den Waffen, der ganze Posten!" rief Simon. „Wir sind verrathen. Führt die Oesterreicherin wieder hinauf. Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Ein Offizier lief herbei. Simon sprach mit ihm und deutete mit entflammten Augen auf das Innere der Hütte. Der Offizier rief ebenfalls:

„Zu den Waffen:"

„Black! Black!" rief die Königin, indem sie ein paar Schritte vorwärts machte.

Doch der Hund gehorchte ihr nicht und bellte fortwährend mit derselben Wuth.

Die Nationalgardisten liefen zu den Waffen und stürzten nach der Hütte, während sich die Beamten der Königin, ihrer Schwägerin und ihrer Tochter bemächtigten und die Gefangenen nöthigten, durch die Pforte zurückzukehren, welche sich hinter ihnen schloß.

„Macht euch fertig!" riefen die Beamten den Wachen zu.

„Unter der Fallthüre," rief Simon, „ich habe die Fallthüre sich bewegen sehen, dessen bin ich gewiß. Ueberdieß hat der Hund der Oesterreicherin, ein gutes Thierchen, das nicht zum Complott gehört, gegen die Verschwörer, welche wahrscheinlich im Keller sind, gebellt. Ei! hört, er bellt immer noch."

Angefeuert durch das Geschrei von Simon, verdoppelte Black in der That sein Gebelle.

Der Offizier faßte den Ring der Fallthüre. Zwei von den stärksten Grenadieren halfen ihm, als sie sahen, daß er nicht im Stande war, sie aufzuheben, doch mit ebenso wenig Erfolg.

„Ihr seht, daß sie die Thüre von innen halten," sprach Simon, „Feuer durch die Fallthüre, meine Freunde, Feuer!"

„Ei, Ihr werdet meine Flaschen zerbrechen!" rief Madame Plumeau.

„Feuer!" wiederholte Simon, „Feuer!"

„Schweige, Kreischer," sagte der Offizier, „und Ihr bringt Aexte und durchhaut die Bretter. Ein Peloton halte sich bereit. Achtung, und Feuer in die Falle, sobald sie offen ist."

Ein Krachen der Bretter und ein plötzlicher Stoß kündigten den Nationalgardisten an, daß im Innern eine Bewegung vorging. Bald hernach hörte man ein unterirdisches Geräusch, das einem eisernen Fallgatter glich, welches man schließt.

„Muth!" rief der Offizier den Sappeurs zu, welche herbeiliefen.

Die Bretter wurden mit der Axt bearbeitet. Zwanzig Flintenläufe senkten sich in der Richtung der von Secunde zu Secunde sich erweiternden Oeffnung.

Doch man sah Niemand durch diese Oeffnung.

Der Offizier zündete eine Fackel an und warf sie in den Keller; der Keller war leer.

Man hob die Fallthüre auf und diese gab nun nach, ohne den geringsten Widerstand zu bieten.

„Folgt mir," rief der Offizier, indem er muthig auf die Treppe stürzte.

„Vorwärts! vorwärts!" riefen die Nationalgardisten, und eilten ihrem Offizier nach.

Die Mauer war durchgraben. Man konnte zahlreiche Tritte auf dem feuchten Boden wahrnehmen, und ein Gang von drei Fuß Breite und fünf Fuß Höhe, dem Gange eines Laufgrabens ähnlich, vertiefte sich in der Richtung der Rue de la Corderie.

Der Offizier wagte sich in diese Oeffnung, entschlossen, die Aristokraten bis in die Eingeweide der Erde zu verfolgen; doch kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, als er durch ein eisernes Gitter aufgehalten wurde.

„Halt!" sagte er zu denjenigen, welche von hinten drängten, „man kann nicht weiter gehen, es ist hier ein physisches Hinderniß."

„Nun," fragten die Beamten, welche, nachdem sie die Königin eingeschlossen, herbeiliefen, um nachzuforschen, „was gibt es denn?"

„Wahrlich! es gibt eine Verschwörung," antwortete der Offizier, welcher nun wieder zum Vorschein kam, „die Aristokraten wollten die Königin während ihres Spaziergangs entführen, und ohne Zweifel war sie im Einverständniß mit ihnen."

„Bleibe!" rief der Beamte. „Man laufe zu dem Bürger Santerre und benachrichtige die Gemeinde."

„Soldaten," sprach der Offizier, „bleibt in diesem Keller und tödtet Alles, was sich Euch zeigt."

Nachdem er diesen Befehl gegeben, stieg der Offizier wieder hinauf, um seine Meldung zu machen.

„Ah! ah!" rief Simon, indem er sich die Hände rieb, „ah! ah! wird man abermals sagen, ich sei ein Narr? Braver Black! Black ist ein ausgezeichneter Patriot. Black hat die Republik gerettet. Komm hierher, Black, komm!"

Nachdem er ihm so geschmeichelt, gab der Schurke dem armen Thier, als es in seine Nähe kam, einen Fußtritt, mit dem er es auf zwanzig Schritte hinausschleuderte.

„Oh! ich liebe dich, Black," sagte er; „du wirst machen, daß deiner Gebieterin der Kopf abgeschlagen wird. Komm hierher, Black, komm!"

Doch statt zu gehorchen, nahm Black dießmal schreiend die Flucht nach dem Thurme.

XXVII.

Der Muscadin.

Es waren ungefähr zwei Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen vorüber.

Lorin ging in dem Zimmer von Maurice auf und ab, während Agesilaus die Stiefeln seines Herrn im Vorzimmer wichste; nur war zur Bequemlichkeit des Gesprächs die Thüre offen geblieben und Lorin hielt von Zeit zu Zeit vor dieser Thüre in seinem Spaziergang inne und richtete Fragen an den Willfährigen.

„Und Du sagst, Bürger Agesilaus, Dein Herr sei diesen Morgen weggegangen?"

„Oh! mein Gott, ja."

„Zu seiner gewöhnlichen Stunde?"

„Zehn Minuten früher, zehn Minuten später, ich kann es nicht genau sagen."

„Und Du hast ihn seitdem nicht wieder gesehen?"

„Nein, Bürger."

Lorin ging wieder einige Male stillschweigend auf und ab, blieb dann abermals stehen und fragte:

„Hatte er seinen Säbel?"

„Oh! wenn er nach der Section geht, hat er ihn immer."

„Und Du bist sicher, daß er nach der Section gegangen ist?"

„Er hat es mir wenigstens gesagt.“

„Dann will ich ihn aufsuchen,“ sprach Lorin. „Sollten wir uns kreuzen, so sagst Du ihm, ich sei hier gewesen und werde wieder kommen.“

„Warten Sie,“ versetzte Agesilaus.

„Warum?“

„Ich höre seinen Tritt auf der Treppe.“

„Glaubst Du?“

„Ich bin dessen gewiß.“

In der That, beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Zimmerthüre und Maurice trat ein.

Lorin warf einen raschen Blick auf Maurice; als er nichts Außerordentliches an ihm wahrnahm, sagte er:

„Ah! endlich bist Du hier, ich erwarte Dich seit zwei Stunden.“

„Desto besser,“ versetzte Maurice lächelnd, „Du hast dadurch Zeit gehabt, Deine Disticha und Reime vorzubereiten.“

„Aber, mein lieber Maurice,“ sprach der Improvisator, „ich mache keine mehr.“

„Disticha und Reime?“

„Nein.“

„Bah! naht etwa der Welt Ende.“

„Maurice, mein Freund, ich bin traurig.“

„Du traurig?“

„Ich bin unglücklich.“

„Du unglücklich?“

„Ja, was willst Du? Ich habe Gewissensbisse.“

„Gewissensbisse?“

„Ei, mein Gott, ja; Du oder sie, mein Lieber, es gab keine Mitte. Du oder sie, Du fühlst wohl, daß ich nicht zögerte; aber siehst Du, Arthemise ist in Verzweiflung, es war ihre Freundin.“

„Armes Mädchen?“

„Und da sie mir ihre Adresse gegeben hat . . .“

„Es wäre viel besser gewesen, Du hättest die Dinge ihren Lauf verfolgen lassen.“

„Ja, und zu dieser Stunde wärest Du an ihrer Stelle verurtheilt. Trefflich gesprochen, theurer Freund. Und ich kam hierher, um einen Rath von Dir zu verlangen, weil ich Dich für stärker hielt."

„Gleichviel, verlange ihn immerhin."

„Verstehst Du, ich wollte etwas versuchen, um das arme Mädchen zu retten. Ich glaube, es müßte mir wohlthun, wenn ich für sie einen guten Schlag geben oder empfangen würde."

„Du bist ein Narr, Lorin," sprach Maurice die Achseln zuckend.

„Laß hören, wenn ich einen Schritt bei dem Revolutionstribunal thäte?"

„Es ist zu spät, sie ist verurtheilt."

„In der That, es ist abscheulich, daß man die arme junge Frau auf diese Art soll sterben sehen."

„Um so abscheulicher, als meine Rettung ihren Tod zur Folge gehabt hat. Im Ganzen muß es uns jedoch trösten, daß sie conspirirte."

„Ei, mein Gott, conspirirt nicht Jedermann mehr oder minder in diesen Zeitläuften? Die arme Frau hat gehandelt wie alle Welt."

„Beklage sie nicht zu sehr mein Freund, und beklage sie besonders nicht zu laut, denn wir tragen einen Theil ihrer Schuld. Glaube mir, wir sind nicht so gut von der Anklage der Mitschuld gereinigt, daß kein Flecken übrig geblieben wäre. Heute hat mich in der Section der Kapitän der Chasseurs von Saint-Leu einen Girondisten genannt, und ich mußte ihm so eben einen Säbelhieb geben, um ihm zu beweisen, daß er sich täuschte."

„Deßhalb kehrst Du so spät zurück?"

„Allerdings."

„Aber warum hast Du mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?"

„Weil Du Dich bei solchen Angelegenheiten nicht zügeln kannst; das mußte sogleich endigen, damit die Sache keinen

Lärm machte. Wir nahmen Jeder seinerseits diejenigen, welche wir gerade bei der Hand hatten."

„Und diese Canaille nannte Dich einen Girondisten, Dich Maurice, einen Reinen!"

„Ei! bei Gott, ja, und das beweist Dir, daß wir, wenn noch ein solches Abenteuer vorfällt, unpopulär sind; Du weißt aber, Lorin, in den Tagen, in denen wir leben, ist unpopulär gleichbedeutend mit verdächtig."

„Ich weiß es, und dieses Wort macht die Bravsten beben; doch gleichviel! . . . es widerstrebt mir, die arme Heloise zur Guillotine gehen zu lassen, ohne sie um Verzeihung zu bitten."

„Was willst Du aber?"

„Du sollst hier bleiben, Maurice, Du, der Du Dir nichts in Beziehung auf sie vorzuwerfen hast. Bei mir ist es etwas Anderes, da ich nichts für sie vermag, so werde ich mich an ihren Weg stellen, ich will dahin gehen, Freund Maurice, Du begreifst mich, und wenn sie mir die Hand reicht . . ."

„Ich begleite Dich," sprach Maurice.

„Unmöglich, mein Freund; bedenke doch, Du bist Beamter, Du bist Secretär einer Section, Du warst angeklagt, während ich nur Dein Vertheidiger gewesen bin; man würde Dich für schuldig halten, bleibe also; bei mir ist es etwas Anderes, ich wage nichts und gehe."

Alles, was Lorin sagte, war so richtig, daß sich nichts erwidern ließ. Wechselte Maurice nur ein einziges Zeichen mit Heloise Tison bei ihrem Gange nach dem Schaffot, so gab er dadurch selbst seine Mitschuld zu.

„Gehe also," sagte er, „doch sei klug."

Lorin lächelte, drückte Maurice die Hand und ging.

Maurice öffnete das Fenster und sandte ihm einen traurigen Abschied nach. Doch ehe Lorin sich um die Ecke gewendet hatte, hatte er sich wiederholt dahin begeben, um ihn noch einmal anzuschauen, und jedes Mal wandte sich Lorin, gleichsam durch eine magnetische Sympathie angezogen, um seinen Freund ebenfalls lächelnd anzuschauen.

Als er endlich an der Ecke des Quai verschwunden war,

schloß Maurice das Fenster, warf sich in einen Lehnstuhl und versank in einen von jenen schlafartigen Zuständen, welche bei starken Charakteren und kräftigen Organisationen Vorgefühle großer Unglücksfälle sind, denn sie gleichen der Meeresstille, die dem Sturme vorhergeht.

Er wurde dieser Träumerei, oder vielmehr dieser Betäubung erst durch seinen Willfährigen entzogen, der von einem Auftrage zurückkehrend, den er auswärts besorgt hatte, mit der eifrigen Miene der Bedienten eintrat, welche vor Begierde brennen, ihrem Herrn die Neuigkeiten, die sie erfahren haben, mitzutheilen.

Als er aber Maurice in Gedanken versunken sah, wagte er es nicht, ihn zu stören, und beschränkte sich darauf, daß er ohne Geräusch, aber mit großer Beharrlichkeit vor ihm hin und her ging.

„Was gibt es denn?" fragte Maurice mit gleichgültigem Tone; „sprich, hast Du mir etwas zu sagen?"

„Ah! Bürger, abermals eine große Verschwörung."

Maurice machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Eine Verschwörung, bei der einem die Haare zu Berge stehen!" fuhr Agesilaus fort.

„Wirklich!" versetzte Maurice, wie ein Mensch, der an die dreißig täglichen Verschwörungen jener Zeit gewöhnt war.

„Ja, Bürger," sprach Agesilaus, „es ist in der That Schauer erregend! wenn sie nur daran denken, muß die guten Patrioten eine Gänsehaut überlaufen."

„Laß hören, was für eine Verschwörung war es?"

„Die Oesterreicherin wäre beinahe entflohen."

„Bah!" versetzte Maurice, der nun aufmerksamer zu werden anfing.

„Es scheint, die Wittwe Capet stand in Verbindung mit der Tochter Tison, die man heute guillotiniren wird."

„Auf welche Weise stand die Königin in Verbindung mit diesem Mädchen?" fragte Maurice, der den Schweiß auf der Stirne perlen fühlte.

„Durch eine Nelke. Denken Sie sich, Bürger, man ließ ihr den Plan der Sache in einer Nelke zukommen.“

„In einer Nelke! . . . und wer dieß?“

„Der Herr Chevalier von . . . warten Sie doch . . . es ist ein ganz bekannter Name . . . aber ich vergesse diesen Namen immer wieder . . . ein Chevalier von Chateau . . . wie dumm bin ich! Dergleichen gibt es nicht mehr . . . ein Chevalier von Maison . . .“

„Von Maison-Rouge?“

„So ist es.“

„Unmöglich.“

„Wie, unmöglich! wenn ich Ihnen sage, daß man eine Fallthüre, ein unterirdisches Gewölbe, Carrossen gefunden hat.“

„Nein, Du hast mir im Gegentheil von Allem dem nichts gesagt.“

„Ah! so will ich es Ihnen sagen.“

„Sprich. Ist es ein Märchen, so ist es darum nicht minder schön.“

„Nein, Bürger, das ist entfernt kein Märchen, und zum Beweise dient, daß ich es vom Bürger Portier selbst erfahren habe. Die Aristokraten haben eine Mine gegraben; diese Mine ging von der Rue de la Corderie aus und lief bis in den Keller der Bürgerin Plumeau, und diese wäre sogar beinahe in den Verdacht der Mitschuld gekommen. Sie kennen sie hoffentlich?“

„Ja, doch hernach?“

„Nun, die Wittwe Capet sollte durch dieses unterirdische Gewölbe entfliehen. Sie hatte bereits den Fuß auf der ersten Stufe! Der Bürger Simon erwischte sie an ihrem Rock. Hören Sie, man schlägt den Generalmarsch in der Stadt und den Rappell in den Sectionen. Hören Sie die Trommeln? Man sagt, die Preußen seien in Damartin und haben bis an die Grenzen Recognoscirungen vorgenommen.“

Mitten unter diesem Redefluß, unter dem Wahren und Falschen, unter dem Möglichen und Albernen, faßte Maurice ungefähr den Leitfaden. Alles ging von der unter seinen Au-

gen der Königin übergebenen, und von ihm dem unglücklichen Blumenmädchen abgekauften Nelke aus. Diese Nelke enthielt den Plan einer Verschwörung, welche mit den mehr oder minder wahren Umständen, wie sie Agesilaus berichtet, zum Ausbruch gekommen war.

In diesem Augenblick näherte sich der Lärm der Trommeln und Maurice hörte auf der Straße rufen:

„Große Verschwörung, entdeckt im Temple durch den Bürger Simon. Große Verschwörung zu Gunsten der Wittwe Capet, entdeckt im Temple."

„Ja, ja," sagte Maurice, „es ist, wie ich denke. Es ist Wahres in allem Dem. Und mitten unter dieser Exaltation des Volkes wird Lorin vielleicht dem Mädchen die Hand reichen und sich in Stücke zerhauen lassen."

Maurice nahm seinen Hut, befestigte die Kuppel seines Säbels und war mit zwei Sprüngen auf der Straße.

„Wo ist er?" fragte sich Maurice; „auf dem Wege nach dem Gefängniß ohne Zweifel."

Und er eilte nach dem Quai.

Am Ende des Quai de la Megisserie trafen Piken und Bajonnete, welche aus einer Zusammenschaarung emporragten, seine Blicke; er glaubte mitten in der Gruppe den Rock eines Nationalgardisten, und in der Gruppe feindselige Bewegungen wahrzunehmen. Er lief, das Herz zusammengeschnürt, auf die Versammlung zu, welche den Rand des Wassers besetzt hielt.

Dieser von der Schaar der Marseiller bedrängte Nationalgardist war Lorin; Lorin bleich, die Lippen zusammengepreßt, das Auge drohend, die Hand am Griffe seines Säbels und den Platz für die Streiche messend, die er zu führen im Begriffe war.

Zwei Schritte von Lorin war Simon. Dieser bezeichnete unter einem wilden Gelächter Lorin den Marseillern und dem Pöbel und rief:

„Hört, hört! schaut diesen Menschen wohl an; es ist einer, den ich gestern als einen Aristokraten aus dem Temple jagen ließ; es ist einer von denjenigen, welche den Briefwechsel in

den Nelken begünstigen. Es ist der Mitschuldige der Tochter Tison, die sogleich hier vorüberkommen wird. Seht Ihr ihn wohl? Er geht ruhig auf dem Quai spazieren, während seine Mitschuldige zur Guillotine wandert, und sie war vielleicht sogar mehr als seine Mitschuldige, sie war seine Geliebte, und er ist hierhergekommen, um von ihr Abschied zu nehmen oder es zu versuchen, sie zu retten."

Lorin war nicht der Mann, mehr zu hören. Er zog seinen Säbel aus der Scheide.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die Menge vor einem Mann, der mit gesenktem Kopfe in die Gruppe drang, und dessen breite Schultern drei bis vier Zuschauer niederwarfen, welche handelnde Personen zu werden sich anschickten.

Dieser Mann war Maurice. Bis zu Lorin gelangt, schlang er seinen linken Arm um dessen Hals.

„Sei glücklich, Simon," sprach Maurice. „Du bedauertest ohne Zweifel, daß ich nicht mit meinem Freunde da war, um Dein Denunciantengewerbe im Großen treiben zu können. Klage an, Simon, klage an, hier bin ich."

„Meiner Treue, ja," sagte Simon mit seinem häßlichen Gelächter, „Du kommst zu rechter Zeit. Dieser," rief er, „ist der schöne Maurice Lindey, der zugleich mit der Tochter Tison angeklagt wurde, aber sich herausgezogen hat, weil er reich ist."

„An die Laterne! an die Laterne!" schrieen die Marseiller.

„Hollah! versucht es doch ein wenig," sagte Maurice.

Und er trat einen Schritt vor und stach, gleichsam um sich zu versuchen, mitten auf die Stirne einen von den hitzigsten Schlächtern, den das Blut sogleich blendete.

„Mörder!" rief dieser.

Die Marseiller senkten ihre Piken, schwangen ihre Aexte, spannten ihre Gewehre, die Menge stob erschrocken auseinander und die zwei Freunde blieben vereinzelt und wie eine doppelte Zielscheibe allen Schlägen und Stößen ausgesetzt.

Sie schauten sich mit einem letzten Lächeln an, denn sie erwarteten von diesem Wirbel von Flammen und Eisen, der sie bedrohte, verschlungen zu werden, als sich plötzlich die Thüre des

Hauses, an das sie sich anlehnten, öffnete und ein Schwarm von jungen Leuten im Frack, zu der Classe derjenigen gehörend, welche man die Muscadins nannte, jeder mit einem Säbel bewaffnet und ein paar Pistolen im Gürtel, auf die Marseiller losstürzte, wonach ein furchtbarer Kampf begann.

„Hurrah," riefen gleichzeitig Lorin und Maurice, durch diese Hilfe wiederbelebt und ohne zu bedenken, daß sie, in den Reihen der Ankömmlinge kämpfend, die Anklage von Simon rechtfertigten. „Hurrah!"

Doch wenn sie nicht an ihr Heil dachten, so dachte ein Anderer für sie daran. Ein kleiner junger Mann von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, mit blauem Auge, der unablässig mit großer Geschicklichkeit und unerhörtem Eifer mit einem Sappeursäbel dreinschlug, von dem man hätte glauben sollen, seine Frauenhand wäre nicht im Stand, ihn aufzuheben, wandte sich, als er wahrnahm, daß Maurice und Lorin, statt durch die Thüre zu fliehen, die er absichtlich offen gelassen zu haben schien, an seiner Seite kämpften, zu ihnen um und sagte leise:

„Flieht durch diese Thüre; was wir hier machen, geht Euch nichts an und Ihr gefährdet Euch vergebens."

Plötzlich, als er sah, daß die zwei Freunde zögerten, rief er Maurice zu:

„Zurück, keine Patrioten mit uns, Beamter Lindey, wir sind Aristokraten."

Bei diesem Namen, bei der Kühnheit, die ein Mensch besaß, eine Eigenschaft hervorzuheben, welche in jener Zeit einem Todesurtheile gleichkam, stieß die Menge ein gewaltiges Geschrei aus.

Doch der blonde junge Mann und drei bis vier von seinen Freunden trieben, ohne über dieses Geschrei zu erschrecken, Maurice und Lorin in den Gang, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß; dann warfen sie sich wieder in das Gemenge, das noch durch das Herannahen des Henkerkarrens vermehrt wurde.

So wunderbar gerettet, schauten sich Maurice und Lorin erstaunt, geblendet an.

Doch sie begriffen, daß keine Zeit zu verlieren war und suchten einen Ausgang.

Dieser Ausgang schien absichtlich bereit zu sein; sie traten in einen Hof und fanden im Hintergrunde dieses Hofes eine kleine Geheimthüre, welche nach der Rue Saint Germain l'Auxerrois ging.

In diesem Augenblick kam über den Pont au Change eine Abtheilung von Gensdarmen, welche bald den Quai gefegt hatten, obgleich man von der Querstraße, wo sich die zwei Freunde befanden, einen Augenblick den Lärm eines hitzigen Kampfes hörte.

Sie gingen dem Karren voran, der die arme Heloise nach der Guillotine führte.

„Im Galopp!" rief eine Stimme, „im Galopp!"

Der Karren wurde im Galopp fortgerissen. Lorin erblickte die unglückliche Heloise, welche, ein Lächeln auf den Lippen und das Auge stolz, aufrecht stand; doch er konnte nicht einmal eine Geberde mit ihr wechseln. Sie fuhr vorüber, ohne ihn in dem Wirbel des Volkes zu sehen, das fortwährend: „Tod der Aristokratin!" schrie.

Und der Lärm entfernte sich abnehmend in der Richtung der Tuilerien.

Zu gleicher Zeit öffnete sich die kleine Thüre, durch welche Maurice und Lorin herausgegangen waren, abermals und drei oder vier Muscadins traten mit zerrissenen, blutigen Kleidern hervor. Es war ohne Zweifel Alles, was von der kleinen Truppe übrig blieb.

Der blonde junge Mann kam zuletzt.

„Ach!" sagte er, „diese Sache ist also verflucht."

Und er warf seinen schartigen, mit Blut bedeckten Säbel weit von sich und stürzte nach der Rue des Nonandières fort.

XXVIII.

Der Chevalier von Maison-Rouge.

Maurice beeilte sich, nach der Section zurückzukehren, um hier Klage gegen Simon zu führen.

Lorin hatte allerdings, ehe er sich von Maurice trennte, ein rascheres Mittel gefunden, welches darin bestand, daß er einige Thermopylen sammeln, Simon bei seinem ersten Ausgang aus dem Temple erwarten und ihn im Gefecht tödten wollte.

Doch Maurice widersetzte sich förmlich diesem Plane.

„Du bist verloren," sagte er zu ihm, „wenn Du auf dem Wege der Gewalt verfährst. Vernichten wir Simon, aber vernichten wir ihn auf eine gesetzmäßige Weise. Das muß für Rechtsgelehrte etwas Leichtes sein."

Dem zu Folge begab sich Maurice am andern Tage auf die Section und brachte seine Klage vor.

Doch er war sehr erstaunt, als in der Section der Präsident nichts hören wollte, sich weigerte und sagte: er könne nicht zwischen zwei guten Bürgern, welche Beide von der Liebe für das Vaterland beseelt seien, Partei nehmen.

„Gut!" versetzte Maurice, „ich weiß nun, was man thun muß, um den Ruf eines guten Bürgers zu verdienen. Ah, ah! das Volk versammeln, um einen Menschen zu tödten, der einem mißfällt, das nennt Ihr von der Liebe für das Vaterland beseelt sein. Dann kehre ich zu der Ansicht von Lorin zurück, welche ich mit Unrecht bekämpft habe. Von heute an will ich Patriotismus treiben, wie Ihr ihn versteht, und an Simon werde ich den ersten Versuch machen."

„Bürger Maurice," antwortete der Präsident, „Simon hat vielleicht bei dieser Angelegenheit weniger Unrecht gehabt, als Du; er hat eine Verschwörung entdeckt, ohne durch seine Functionen dazu berufen zu sein, da, wo Du nichts gesehen hast, Du, dessen Pflicht es war, sie zu entdecken. Dabei fallen Dir

zufällig oder absichtlich Einverständnisse zur Last — welche? wir wissen es nicht, doch Du hast solche mit den Feinden der Nation."

„Ich!" rief Maurice, „ah! das ist etwas Neues; und mit wem denn, Bürger Präsident?"

„Mit dem Bürger Maison-Rouge."

„Ich!" versetzte Maurice erstaunt, „ich habe Einverständnisse mit dem Chevalier von Maison-Rouge? Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn nie . . ."

„Man hat Dich mit ihm sprechen sehen."

„Mich?"

„Ihm die Hand drücken sehen."

„Mich?"

„Ja."

„Wo dieß? wann dieß? Bürger Präsident," fügte Maurice, fortgerissen durch die Ueberzeugung von seiner Unschuld bei, „Du hast gelogen."

„Dein Eifer für das Vaterland führt Dich ein wenig zu weit, Bürger Maurice," sprach der Präsident, „und Du wirst sogleich bereuen, was Du gesagt, wenn ich Dir den Beweis gebe, daß ich nur die Wahrheit gesprochen habe. Hier sind drei verschiedene Berichte, welche Dich anklagen."

„Stille doch!" versetzte Maurice; „denkst Du, ich sei einfältig genug, an Euren Chevalier von Maison-Rouge zu glauben?"

„Und warum solltest Du nicht daran glauben?"

„Weil er das Gespenst eines Verschwörers ist, mit dem Ihr stets eine Conspiration bereit haltet, um Eure Feinde darein zu verstricken."

„Lies die Anzeigen."

„Ich werde nichts lesen," sprach Maurice, „ich betheure, daß ich den Chevalier von Maison-Rouge nie gesehen, und daß ich nie mit ihm gesprochen habe. Wer nicht an mein Ehrenwort glauben will, der komme und sage es mir, und ich weiß, was ich ihm zu antworten habe."

Der Präsident zuckte die Achseln. Maurice, der hinter Niemand zurückbleiben wollte, that dasselbe.

Es herrschte eine gewisse düstere Zurückhaltung während der übrigen Sitzung.

Der Präsident, ein braver Patriot, der zum höchsten Range des Distriktes durch die Stimmen seiner Mitbürger erhoben worden war, näherte sich nach der Sitzung Maurice und sagte zu ihm:

„Komm', Maurice, ich habe mit Dir zu sprechen."

Maurice folgte dem Präsidenten und dieser führte ihn in ein kleines Cabinet, das an das Sitzungszimmer stieß.

Hier schaute er ihm in das Gesicht, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Maurice, ich habe Deinen Vater gekannt und geschätzt und schätze und liebe deßhalb auch Dich. Maurice, glaube mir, Du läufst große Gefahr, wenn Du Dich dem Mangel an Glauben überlässest, was das erste Sinken eines wahrhaft revolutionären Geistes ist. Maurice, mein Freund, sobald man den Glauben verliert, verliert man die Treue. Du glaubst nicht an die Feinde der Nation: daher kommt es, daß Du an ihnen vorübergehst, ohne sie zu sehen, und daß Du das Werkzeug ihrer Complotte wirst, ohne es zu vermuthen."

„Was Teufels! Bürger," sprach Maurice, „ich kenne mich, ich bin ein Mann von Herz, ein eifriger Patriot. Doch mein Eifer macht mich nicht blind, meine Vaterlandsliebe macht mich nicht fanatisch; die Republik bezeichnet bereits zwanzig angebliche Verschwörungen insgesammt mit demselben Namen. Ich verlange ein für allemal den verantwortlichen Herausgeber davon zu sehen."

„Du glaubst nicht an die Verschwörer, Maurice?" sprach der Präsident; „nun wohl, sage mir, glaubst Du an die rothe Nelke, für welche man gestern die Tochter Tison guillotinirt hat?"

Maurice bebte.

„Glaubst Du an das unterirdische Gewölbe im Garten des Temple, das von dem Keller der Bürgerin Plumeau mit einem gewissen Hause der Rue de la Corderie in Verbindung steht?"

„Nein," sprach Maurice.

„So mache es wie der Apostel Thomas, gehe hin und siehe.“

„Ich habe die Wache nicht im Temple, und man wird mich nicht einlassen.“

„Der Eintritt in den Temple ist nun Jedermann gestattet.“

„Wie so?“

„Lies den Bericht, da Du so ungläubig bist, ich werde nur noch durch offizielle Aktenstücke verfahren.“

„Wie!“ rief Maurice den Bericht lesend.

„Fahre fort.“

„Man bringt die Königin nach der Conciergerie!“

„Nun?“ versetzte der Präsident.

„Ah! ah!“ machte Maurice.

„Glaubst Du, auf einen Traum hin, auf das, was Du eine Einbildung nennst, auf ein lächerliches Gerücht habe der Wohlfahrtsausschuß eine so ernste Maßregel genommen?“

„Diese Maßregel ist angenommen worden, wird aber nicht vollzogen werden, wie eine Menge von Maßregeln, welche ich habe beschließen sehen; und das ist Alles . . .“

„Lies bis zum Ende,“ sprach der Präsident.

Und er reichte ihm ein letztes Papier.

„Das Recepisse von Richard, dem Kerkermeister der Conciergerie!“ rief Maurice.

„Sie ist vor zwei Stunden dort eingesperrt worden.“

Dießmal blieb Maurice nachdenkend.

„Du weißt,“ fuhr der Präsident fort, „die Gemeinde handelt nach tief durchdachten Plänen. Sie hat sich eine breite und gerade Furche gegraben; ihre Maßregeln sind keine Kindereien mehr und sie bringt den Grundsatz von Cromwell: Man muß die Könige nur an den Kopf schlagen, in Ausführung. Lies diese geheime Note des Polizeiministers.“

Maurice las:

„Da wir die Gewißheit haben, daß sich der ehemalige Chevalier von Maison-Rouge in Paris befindet, daß man ihn an verschiedenen Orten gesehen, daß er Spuren seiner Anwesenheit in verschiedenen, glücklicher Weise gescheiterten Complotten zu-

rückgelassen hat, so fordere ich die Chefs der Sectionen auf, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln . . ."

„Nun?" fragte der Präsident.

„Ich muß Dir glauben, Bürger Präsident," rief Maurice. Und er fuhr fort:

„Signalement des Chevalier von Maison-Rouge: fünf Fuß drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart, rundes Kinn, sanfte Stimme, frauenartige Hände . . . fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre."

Bei diesem Signalement durchdrang ein seltsamer Schimmer den Geist von Maurice: er dachte an den jungen Mann, der am Tage zuvor die Muscadins befehligt, ihn und Lorin gerettet und so entschlossen mit seinem Sappeursäbel auf die Marseiller eingehauen hatte.

„Alle Wetter!" murmelte Maurice, „sollte er es sein? In diesem Fall wäre die Anzeige, welche behauptet, man habe mich mit ihm sprechen sehen, nicht falsch."

„Nun, Maurice," fragte der Präsident, „was sagst Du hiezu, mein Freund?"

„Ich sage Dir, daß ich Dir glaube," antwortete Maurice, indem er voll Traurigkeit nachsann, denn seit einiger Zeit trübte irgend ein schlimmer Einfluß sein Leben, und er sah alle Dinge um sich her düster werden.

„Setze nicht so Deine Popularität auf das Spiel, Maurice," fuhr der Präsident fort, „die Popularität ist heute das Leben. Die Unpopularität, nimm Dich wohl in Acht, ist der Verdacht des Verraths, und der Bürger Maurice Lindey darf nicht den Verdacht eines Verräthers auf sich ziehen."

Maurice hatte nichts auf eine Lehre zu erwidern, von der er fühlte, daß sie die seinige war. Er dankte seinem alten Freunde und verließ die Section.

„Ah!" murmelte er, „athmen wir ein wenig, das ist zu viel des Verdachts und des Kampfes. Gehen wir gerade zur Ruhe, zur Unschuld und zur Freude, gehen wir zu Geneviève."

Und er schlug den Weg nach der Vieille-Rue-Saint-Jacques ein.

Als er zu dem Meister Rothgerber kam, unterstützten Dixmer und Morand Geneviève, welche unter einem heftigen Nervenanfalle litt.

Statt ihm den Eingang wie gewöhnlich freizulassen, versperrte ihm ein Bedienter den Weg.

„Melde mich immerhin," sagte Maurice unruhig; „kann mich Dixmer in diesem Augenblick nicht empfangen, so werde ich mich wieder entfernen."

Der Bediente trat in den kleinen Pavillon, während Maurice im Garten blieb.

Es kam ihm vor, als ob sich etwas Seltsames im Hause ereignete. Die Gerbergesellen waren nicht bei ihrer Arbeit und gingen mit unruhiger Miene im Garten hin und her.

Dixmer kam selbst bis an die Thüre.

„Treten Sie ein," sagte er, „treten Sie ein, lieber Maurice, Sie gehören nicht zu denjenigen, für welche die Thüre verschlossen ist."

„Aber was gibt es denn?" fragte der junge Mann.

„Geneviève ist leidend," sprach Dixmer, „mehr als leidend, denn sie delirirt."

„Ah! mein Gott!" rief der junge Mann, sehr bewegt, daß er hier abermals die Störung und das Leiden treffen sollte. „Was hat sie denn?"

„Sie wissen, mein Lieber," antwortete Dixmer, „auf die Krankheiten der Frauen versteht sich Niemand, und am wenigsten der Gatte.

Geneviève lag zurückgeworfen auf einem Ruhebett. Neben ihr stand Morand, der sie an Salzen riechen ließ.

„Nun?" fragte Dixmer.

„Immer dasselbe," erwiderte Morand.

„Heloise! Heloise!" murmelte die junge Frau durch ihre weißen Lippen und ihre geschlossenen Zähne.

„Heloise!" wiederholte Maurice erstaunt.

„Ei! mein Gott, ja," versetzte Dixmer lebhaft, „Geneviève hat das Unglück gehabt, gestern auszugehen und den unglücklichen Henkerkarren mit einem armen Mädchen Namens Heloise,

das man zur Guillotine brachte, vorüberfahren zu sehen. Seit diesem Augenblick hat sie fünf Nervenanfälle gehabt und wiederholt unablässig diesen Namen.

„Sie war besonders betreten darüber," sprach Morand, „daß sie in dem Mädchen die Blumenhändlerin erkannte, welche die Nelken an sie verkauft hat, wie Sie wissen."

„Sicherlich weiß ich es, da mir ihretwegen beinahe der Kopf abgeschlagen worden wäre."

„Ja, wir haben Alles erfahren, lieber Maurice, und glauben Sie, wir waren im höchsten Grade darüber erschrocken; doch Morand wohnte der Sitzung bei und sah Sie frei weggehen."

„Stille," versetzte Maurice, „sie spricht, glaube ich, abermals."

„Oh! abgebrochene, unverständliche Worte," sagte Dixmer.

„Maurice," murmelte Geneviève, „sie wollen Maurice tödten. Kommen Sie ihm zu Hilfe, Chevalier, zu Hilfe!"

Ein tiefes Stillschweigen folgte auf diese paar Worte.

„Maison-Rouge!" murmelte Geneviève abermals; „Maison-Rouge!"

Maurice durchzuckte es wie ein Blitz des Verdachtes; doch es war nur ein Blitz. Ueberdieß fühlte er sich zu sehr erschüttert durch das Leiden von Geneviève, um ihre Worte zu deuten.

„Haben Sie einen Arzt gerufen?" fragte er.

„Oh! es wird nichts sein," erwiderte Dixmer, „nur ein wenig Delirium ..."

Und er preßte den Arm seiner Frau so heftig zusammen, daß Geneviève zu sich kam und, einen leichten Schrei ausstoßend, ihre Augen öffnete, welche sie bis dahin beständig geschlossen gehabt hatte.

„Ah! Ihr seid Alle hier," sprach sie, „und Maurice ist bei Euch. Oh, ich bin glücklich, Sie zu sehen, mein Freund; wenn Sie wüßten, wie ich ... (sie verbesserte sich) wie wir seit zwei Tagen gelitten haben."

„Ja, wir sind Alle hier," erwiderte Maurice, „beruhigen Sie sich also und machen Sie sich keine solche Schrecknisse mehr.

Es gibt besonders einen Namen, welchen auszusprechen Sie sich abgewöhnen müssen, insofern er in diesem Augenblick nicht im Geruche der Heiligkeit steht."

„Und welchen?" fragte Geneviève rasch.

„Den des Chevalier von Maison-Rouge."

„Ich habe den Chevalier von Maison-Rouge genannt!" rief Geneviève erschrocken.

„Allerdings," antwortete Dixmer mit einem erzwungenen Gelächter. „Doch Sie begreifen, Maurice, es ist darüber nicht zu erstaunen, da man öffentlich sagt, er sei der Schuldgenosse der Tochter Tison und habe einen Entführungsversuch geleitet, der zum Glück gestern gescheitert ist."

„Ich sage nicht, es sei hier Anlaß zum Erstaunen," antwortete Maurice, „ich sage nur, er habe sich wohl zu verbergen."

„Wer?" fragte Dixmer.

„Der Chevalier von Maison-Rouge, bei Gott! die Gemeinde sucht ihn und ihre Spürhunde haben eine feine Nase."

„Wenn man ihn nur festnimmt, ehe er ein neues Unternehmen vollführt, das ihm besser gelingt, als das letzte," sprach Morand.

„In jedem Fall wird das nicht zum Vortheil der Königin sein," versetzte Maurice.

„Warum dieß?" fragte Morand.

„Weil die Königin fortan vor seinen Handstreichen sicher gestellt ist."

„Und wo ist sie denn?" fragte Dixmer.

„In der Conciergerie, wohin man sie in dieser Nacht versetzt hat."

Dixmer, Morand und Geneviève stießen einen Schrei aus, den Maurice für einen Ausruf des Erstaunens hielt.

„Sie sehen also," fuhr er fort, den Plänen des Ritters der Königin ist ein Ziel gesteckt! Die Conciergerie ist sicherer als der Temple."

Morand und Dixmer wechselten einen Blick, der Maurice entging.

„Ah! mein Gott!" rief er, „Madame Dixmer erbleicht abermals."

„Geneviève," sagte Dixmer zu seiner Frau, „Du mußt Dich zu Bette legen, mein Kind, Du leidest."

Maurice begriff, daß man ihn verabschiedete; er küßte Geneviève die Hand und entfernte sich.

Morand ging mit ihm hinaus und begleitete ihn bis in die Rue Vieille-Saint-Jacques.

Hier verließ er ihn, um ein paar Worte zu einem Bedienten zu sagen, der ein gesatteltes Pferd an der Hand hielt.

Maurice war so in sich selbst vertieft, daß er Morand, an den er übrigens, seitdem sie mit einander aus dem Hause gegangen, kein Wort gerichtet hatte, nicht einmal fragte, wer dieser Bedienter wäre und was das Pferd hier machte.

Er schlug den Weg nach der Rue des Fossés Saint-Victor ein und erreichte die Quais.

„Es ist seltsam!" sagte er auf dem Wege zu sich selbst. „Schwächt sich mein Geist oder nehmen die Ereignisse einen so ernsten Charakter an? Alles erscheint mir vergrößert, als ob ich es durch ein Mikroskop erblickte."

Und um ein wenig Ruhe zu finden, bot Maurice seine Stirne dem Abendwind und stützte sich auf das Geländer der Brücke.

XXIX.

Die Patrouille.

Als er in seinem Innern diese traurigen Betrachtungen beendigte, und während er das Wasser mit jener schwermüthigen Aufmerksamkeit, deren Symptome man bei jedem Vollblut-Pariser wiederfindet, hinfließen sah, hörte Maurice, auf das Brückengeländer gestützt, eine kleine Truppe mit einem gleichmäßigen Schritte, wie etwa der einer Patrouille sein könnte, auf sich zukommen: es war eine Compagnie der Nationalgarde, welche vom

andern Ende der Brücke herbeimarschirte. Inmitten der Finsterniß glaubte Maurice Lorin zu erkennen.

Er war es in der That. Sobald er ihn erblickte, lief er auf ihn zu.

„Endlich," rief Lorin, „Du bist es. Morbleu! man kann Dich nicht ohne Mühe auffinden."

„Doch ein ander Gesicht gewinnt mein Geschicke,
Da ich den Freund nun den treuen erblicke."

„Dießmal wirst Du Dich hoffentlich nicht beklagen; ich gebe Dir Racine, statt Dir Lorin zu geben."

„Was willst Du denn hier in Patrouille machen?" fragte Maurice, den Alles beunruhigte.

„Ich bin Anführer einer Expedition, mein Freund; es handelt sich darum, unsern erschütterten Ruf auf seinem urspünglichen Grunde wiederherzustellen."

Dann wandte er sich gegen seine Leute um und rief:

„Das Gewehr in die Hand, präsentirt das Gewehr, hoch das Gewehr. Gut, meine Kinder, die Nacht ist noch nicht schwarz genug. Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten, wir wollen von den unsrigen plaudern."

Dann ging er wieder auf Maurice zu und sagte zu diesem:

„Ich habe heute in der Section zwei große Neuigkeiten erfahren."

„Welche?"

„Daß wir, Du und ich, verdächtig zu werden anfangen."

„Ich weiß es . . . Hernach?"

„Ah! Du weißt es?"

„Ja."

„Die zweite, daß die ganze Verschwörung mit der Nelke von dem Chevalier von Maison-Rouge geleitet worden ist."

„Ich weiß es ebenfalls."

„Doch Du weißt nicht, daß die Verschwörung der rothen Nelke und die des unterirdischen Ganges nur eine einzige Verschwörung bildeten?"

„Ich weiß es ebenfalls."

„Dann gehen wir zu einer dritten Neuigkeit über. Diese weißt Du nicht, dessen bin ich sicher. Wir werden diesen Abend den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen.“

„Den Chevalier von Maison-Rouge festnehmen?“

„Ja.“

„Du hast Dich also zum Gensdarme gemacht?“

„Nein, doch ich bin Patriot. Ein Patriot ist sich seinem Vaterland schuldig. Mein Vaterland wird aber abscheulich verwüstet durch diesen Chevalier von Maison-Rouge, der Complott auf Complott macht. Das Vaterland befiehlt nun mir, der ich ein Patriot bin, es von genanntem Chevalier von Maison-Rouge, der es furchtbar belästigt, zu befreien, und ich gehorche dem Vaterland.“

„Gleichviel, es ist seltsam, daß Du Dich mit einem solchen Auftrage belastest.“

„Ich habe mich nicht damit belastet, man hat mich damit belastet; übrigens muß ich sagen, daß ich mich um diesen Auftrag beworben hätte . . . Wir bedürfen eines auffallenden Schlages, um wieder in unser vorheriges Ansehen eingesetzt zu werden, in Betracht daß diese Wiedereinsetzung nicht nur die Sicherheit unseres Daseins ist, sondern auch das Recht, bei der ersten Gelegenheit sechs Zoll Klinge in den Bauch des abscheulichen Simon zu stoßen.“

„Aber wie hat man erfahren, daß der Chevalier von Maison-Rouge an der Spitze der Verschwörung des unterirdischen Ganges stand?“

„Es ist noch nicht ganz sicher, doch man nimmt es an.“

„Ah! Ihr verfahrt durch Schlußfolgerungen?“

„Wir verfahren durch Gewißheit.“

„Wie machst Du das Alles? Sprich, denn am Ende . . .“

„Höre wohl.“

„Ich höre Dich.“

„Kaum hörte ich schreien: Große Verschwörung entdeckt durch den Bürger Simon . . . (diese Canaille Simon! er ist überall, dieser Schurke!) als ich die Wahrheit durch mich selbst beurtheilen wollte. Man sprach nun von einem unterirdischen Gange.“

„Besteht er?"

„Oh! er besteht, ich habe ihn gesehen.

„Gesehen, selbst gesehen, was man so gesehen nennt."

„Nun, warum pfeifst Du denn nicht?"

„Weil das von Molière ist, und dann gestehe ich Dir, die Umstände kommen mir ein wenig zu ernst vor, um darüber zu scherzen."

„Ei! über was sollte man denn scherzen, wenn man nicht über ernste Dinge scherzen würde?"

„Du sagst also, Du habest ihn gesehen?"

„Den unterirdischen Gang? Ich wiederhole Dir, daß ich diesen Gang gesehen, daß ich ihn durchlaufen habe, und daß er von dem Keller der Bürgerin Blumeau mit einem Hause der Rue de la Corderie in Verbindung stand, mit dem Hause Nro. 12 oder 14, ich erinnere mich nicht mehr genau."

„Wirklich, Lorin, Du hast ihn durchlaufen?"

„In seiner ganzen Länge, und meiner Treue, es war ein gar hübsch ausgehauener Gang, den man mit drei eisernen Gittern versperrt hatte, die man eines nach dem andern ausbrechen mußte; diese Gitter aber hätten ihnen, falls den Verschworenen ihr Streich gelungen wäre, mit Aufopferung von drei bis vier von den Ihrigen, Zeit genug gegeben, die Wittwe Capet in Sicherheit zu bringen. Zum Glück ging es nicht so, und der abscheuliche Simon hat diese Verschwörung abermals entdeckt."

„Mir scheint," versetzte Maurice, „man hätte zuerst die Bewohner des Hauses der Rue de la Corderie verhaften sollen."

„Das würde man auch gethan haben, hätte man das Haus nicht von Miethsleuten entblößt gefunden."

„Dieses Haus gehörte aber doch irgend Jemand?"

„Ja, einem neuen Eigenthümer, doch Niemand nannte ihn; man wußte nur, daß das Haus seit vierzehn Tagen oder drei Wochen den Herrn gewechselt hatte. Die Nachbarn hörten wohl Lärm, da aber das Gebäude alt war, so glaubten sie, man ar-

beite an Ausbesserungen. Ich kam mittlerweile an Ort und Stelle."

„„Bei Gott,"" sagte ich zu Santerre, den ich bei Seite nahm, „„Ihr seid Alle sehr in Verlegenheit.""

„„Es ist wahr, wir sind es.""

„„Dieses Haus ist verkauft worden, nicht wahr?""

„„Ja.""

„„Vor vierzehn Tagen?""

„„Vor vierzehn Tagen oder drei Wochen.""

„„Verkauft in Gegenwart eines Notars?""

„„Ja.""

„„Dann muß man bei allen Notaren von Paris suchen, man muß in Erfahrung bringen, welcher dieses Haus verkauft hat, und sich die Urkunde mittheilen lassen. Man wird den Namen und den Wohnort des Käufers darauf finden.""

„„Das ist gut! das ist ein Rath,"" sprach Santerre, „„und diesen Menschen beschuldigt man, er sei ein schlechter Patriot. Lorin, Lorin! ich stelle Deinen Ruf wieder her, oder der Teufel soll mich rösten!""

„Kurz!" fuhr Lorin fort, „gesagt, gethan. Man suchte den Notar, man fand die Urkunde, und auf der Urkunde den Namen und den Wohnort des Schuldigen. Da hielt mir Santerre Wort, und bezeichnete mich zur Verhaftung."

„Und dieser Mann war der Chevalier von Maison-Rouge?"

„Nein, nur sein Mitschuldiger, nämlich wahrscheinlich."

„Aber wie kannst Du dann sagen, Du wollest den Chevalier von Maison-Rouge verhaften?"

„Wir verhaften sie Alle mit einander."

„Kennst Du den Chevalier von Maison-Rouge?"

„Ganz genau!"

„Du hast also sein Signalement?"

„Bei Gott! Santerre hat es mir gegeben. Fünf Fuß, zwei bis drei Zoll, blonde Haare, blaue Augen, gerade Nase, kastanienbrauner Bart; übrigens habe ich ihn gesehen."

„Wann?"

„Heute."

„Du hast ihn gesehen?"

„Und Du auch."

Maurice bebte.

„Der kleine, blonde junge Mann, der uns diesen Morgen befreit hat, Du weißt, derjenige, welcher die Truppe der Muscadins befehligte und so kräftig dreinschlug."

„Er war es also?" fragte Maurice.

„Er selbst. Man verfolgte ihn und verlor ihn in der Gegend der Wohnung unseres Hauseigenthümers der Rue de la Corderie, so daß man annimmt, sie wohnen beisammen."

„In der That, das ist wahrscheinlich."

„Es ist sicher."

„Doch mir scheint, Lorin," fügte Maurice bei, „mir scheint, daß Du Dich, wenn Du diesen Abend Denjenigen, welcher uns diesen Morgen gerettet hat, verhaftest, ein wenig gegen die Dankbarkeit versündigst."

„Stille doch, glaubst Du, sie haben uns gerettet, um uns zu retten?"

„Und warum denn?"

„Keineswegs. Sie lagen im Hinterhalt, um die arme Heloise Tison zu entführen, wenn sie vorüberkäme. Unsere Würger standen ihnen im Wege, und sie fielen über unsere Würger her. Wir sind durch einen Gegenschlag gerettet worden. Da nun Alles auf die Absicht ankommt und die Absicht hiebei nicht für uns war, so habe ich mir nicht die geringste Undankbarkeit vorzuwerfen. Siehst Du übrigens, Maurice, der Hauptpunkt ist die Nothwendigkeit, und es liegt die Nothwendigkeit vor, daß wir unsern Ruf durch einen auffallenden Schlag wiederherstellen. Ich bin indessen für Dich gut gestanden."

„Bei wem?"

„Bei Santerre; er weiß, daß Du die Expedition befehligst."

„Wie so?"

„„Bist Du sicher, daß Du die Schuldigen verhaften wirst?"" fragte er.

„„Ja,"" antwortete ich, „„wenn Maurice dabei ist.""

„„Bist Du seiner sicher? Maurice wird seit einiger Zeit lau.““

„„Diejenigen, welche dieß sagen, täuschen sich; Maurice ist ebenso wenig lau als ich.““

„„Und Du stehst für ihn?““

„„Wie für mich selbst.““ Dann ging ich zu Dir, doch ich fand Dich nicht. Hierauf schlug ich diesen Weg ein, einmal, weil es der meinige war, und dann, weil es derjenige ist, welchen Du gewöhnlich gehst; endlich habe ich Dich gefunden, Du bist hier, vorwärts, marsch!“

„Singend öffnet uns der Sieg
Schrank' und Thor und Riegel.“

„Mein lieber Lorin, ich bin in Verzweiflung, doch ich finde in mir nicht den geringsten Geschmack für diese Expedition; Du sagst, Du habest mich nicht getroffen.“

„Unmöglich, alle unsere Leute haben Dich gesehen.“

„Nun, so sagst Du, Du habest mich getroffen, und ich habe nicht von den Eurigen sein wollen.“

„Ebenso unmöglich.“

„Und warum dieß?“

„Weil Du dießmal nicht mehr ein Lauer, sondern ein Verdächtiger sein wirst . . . und Du weißt, was man mit den Verdächtigen macht: man führt sie auf den Revolutionsplatz und fordert sie auf, die Statue der Freiheit zu grüßen; nur grüßen sie statt mit dem Hut, mit dem Kopf.“

„Nun wohl, Lorin, es mag kommen, was da will; doch in der That, es wird Dir ohne Zweifel seltsam vorkommen, was ich Dir sagen werde.“

Lorin machte große Augen und schaute Maurice an.

„Höre mich,“ versetzte Maurice, „ich bin des Lebens überdrüssig.“

Lorin brach in ein Gelächter aus.

„Gut!“ sagte er, „wir haben Streit mit unserer Geliebten, und das macht uns schwermüthige Gedanken. Vorwärts, schöner Amadis, werden wir wieder ein Mann und gehen wir von da

zum Bürger über! ich bin im Gegentheil nie ein besserer Patriot, als wenn ich mich mit Arthemise entzweit habe. Ah! bald hätte ich vergessen. Ihre Göttlichkeit, die Göttin Vernunft, sagt Dir tausend freundliche Dinge."

„Danke ihr in meinem Namen; adieu, Lorin."

„Wie, adieu!"

„Ja, ich gehe."

„Wohin gehst Du?"

„Nach Hause."

„Maurice, Du stürzest Dich in's Verderben."

„Ich kümmere mich nicht darum."

„Maurice, Freund, bedenke."

„Es ist geschehen."

„Ich habe Dir nicht Alles wiederholt . . ."

„Was, Alles?"

„Alles, was mir Santerre sagte."

„Was sagte er Dir?"

„Da ich Dich als Anführer der Expedition verlangte, sagte er zu mir: „„Nimm Dich in Acht!""

„„Vor wem?""

„„Vor Maurice.""

„Vor mir?"

„„Ja, Maurice,"" fügte er bei, „„geht sehr oft in jenes Quartier.""

„„In welches Quartier?""

„„In das des Chevalier von Maison-Rouge.""

„Wie!" rief Maurice, „dort verbirgt er sich?"

„Man nimmt es wenigstens so an, da dort sein muthmaßlicher Genosse, der Käufer des Hauses der Rue de la Corderie, wohnt."

„Im Faubourg Victor?" fragte Maurice.

„Ja, im Faubourg Victor."

„Und in welcher Straße?"

„In der Rue Saint-Jacques."

„Ah! mein Gott!" murmelte Maurice, wie von einem Blitze geblendet.

Und er drückte seine Hand auf seine Augen.

Dann nach einem Augenblick und als ob er in diesem Augenblick seinen ganzen Muth zusammengerafft hätte, sprach er:

„Sein Stand?"

„Rothgerbermeister."

„Und sein Name?"

„Dixmer."

„Du hast Recht, Lorin," sprach Maurice, seine Erschütterung durch seine Willenskraft bis zum Anscheine bewältigend, „ich gehe mit Euch."

„Und Du thust wohl daran. Bist Du bewaffnet?"

„Ich habe meinen Säbel wie immer."

„Nimm noch dieses Paar Pistolen."

„Und Du?"

„Ich habe meinen Carabiner. Ueber das Gewehr, vorwärts, marsch!"

Die Patrouille setzte sich wieder in Marsch, Maurice ging neben Lorin und ein Mann in grauer Kleidung, der die Patrouille leitete, schritt voran. Dieß war der Mann der Polizei.

Von Zeit zu Zeit sah man von den Ecken der Straßen oder von den Thüren der Häuser eine Art von Schatten sich losmachen, der ein paar Worte mit dem grau gekleideten Mann wechselte: dieß waren die geheimen Wächter.

Man kam an das Gäßchen, der graue Mann zögerte nicht einen Augenblick; er war gut unterrichtet und trat in das Gäßchen.

Vor der Gartenthüre, durch welche man Maurice geknebelt hatte eintreten lassen, blieb er stehen.

„Hier," sagte er.

„Was hier?" fragte Lorin.

„Hier werden wir die zwei Chefs finden."

Maurice lehnte sich an die Mauer; es kam ihm vor, als müßte er rückwärts fallen.

„Es gibt drei Eingänge," sprach der graue Mann: „den Haupteingang, diesen hier und einen andern, der in einen Pavillon führt. Ich werde mit sechs bis acht Mann durch den

Haupteingang eintreten; bewachen Sie diesen Eingang hier mit vier bis fünf Mann und stellen Sie drei sichere Leute an den Ausgang des Pavillon."

„Ich werde über die Mauer steigen und im Garten Wache halten," sprach Maurice.

„Das ist um so besser, als Du uns die Thüre von innen öffnen wirst," sagte Lorin.

„Gern," versetzte Maurice; „doch entblößt den Gang nicht und kommt nicht, ehe ich euch rufe. Alles, was im Innern vorgeht, werde ich vom Garten aus sehen."

„Du kennst also das Haus?" fragte Lorin.

„Früher, ich wollte es kaufen . . ."

Lorin stellte seine Leute in die Winkel der Hecken, in die Ecken der Thüren, während sich der Polizeiagent mit acht bis zehn Nationalgardisten entfernte, um, wie er sagte, den Haupteingang zu erstürmen.

Nach einem Augenblick war das Geräusch ihrer Tritte erloschen, ohne in dieser Einöde die geringste Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Die Leute von Maurice waren an ihrem Posten und verbargen sich so gut als möglich. Man hätte geschworen, Alles wäre ruhig und es ginge nichts Außerordentliches in der Rue Vieille-Saint-Jacques vor.

Maurice fing also an die Mauer zu erklettern.

„Warte doch," sagte Lorin.

„Was?"

„Das Losungswort."

„Es ist richtig."

„Nelke und Gang. Verhafte alle diejenigen, welche Dir diese zwei Worte nicht sagen, laß Alle passiren, welche sie sagen. Das ist der Befehl."

„Ich danke," sprach Maurice.

Und er sprang von der Mauer herab.

XXX.

Nelke und Gang.

Der erste Schlag war furchtbar gewesen und es hatte bei Maurice der ganzen Gewalt bedurft, die er über sich selbst besaß, um Lorin die Verstörung zu verbergen, die sich seiner ganzen Person bemächtigt hatte. Doch einmal im Garten, einmal allein, einmal in der Stille der Nacht, wurde sein Inneres wieder ruhiger und, statt ungeordnet in seinem Gehirn umherzurollen, boten sich die Gedanken seinem Geiste und konnten von seiner Vernunft erläutert werden.

Wie! dieses Haus, das Maurice so oft mit dem reinsten Vergnügen besucht, dieses Haus, aus dem er sein Paradies auf Erden gemacht hatte, war nur eine Höhle blutiger Intriken! Der gute Empfang, den man seiner glühenden Freundschaft bereitet, war Heuchelei; die ganze Liebe von Geneviève war Furcht!

Man kennt die Eintheilung dieses Gartens, wohin unsere Leser öfters unseren zwei jungen Leuten gefolgt sind. Maurice schlüpfte von Gebüsch zu Gebüsch, bis er gegen die Strahlen des Mondes durch das Treibhaus beschützt war, in welches man ihn am ersten Tage, wo er in das Haus gedrungen, eingeschlossen hatte.

Dieses Treibhaus stand dem Pavillon gegenüber, den Geneviève bewohnte.

Doch statt vereinzelt und unbeweglich das Zimmer der jungen Frau zu beleuchten, spazierte das Licht an diesem Abend von einem Fenster zum andern. Maurice erblickte Geneviève durch einen zufällig halb aufgehobenen Vorhang; sie packte hastig Effekten in einen Mantelsack, und er sah zu seinem großen Erstaunen Waffen in ihren Händen glänzen.

Maurice erhob sich auf einen Weichstein, um besser in das Zimmer schauen zu können.

Ein großes Feuer glänzte im Kamin und erregte seine Aufmerksamkeit: es waren Papiere, welche Geneviève verbrannte.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre und ein junger Mann trat bei Geneviève ein.

Maurice dachte zuerst, dieser Mann wäre Dixmer.

Die junge Frau lief auf ihn zu, ergriff seine Hände und Beide standen einander einen Augenblick, wie es schien, einer heftigen Erschütterung preisgegeben, gegenüber. Was war die Ursache dieser Erschütterung? Maurice konnte es nicht errathen, das Geräusch ihrer Worte drang nicht bis zu ihm.

Doch plötzlich maß Maurice die Gestalt des Eintretenden mit seinen Augen.

„Es ist nicht Dixmer," murmelte er.

„In der That, der Mann, welcher Geneviève gegenüber stand, war schlank und von kleinem Wuchse; Dixmer war groß und stark.

Die Eifersucht ist ein thätiges Reizmittel; in einer Secunde hatte Maurice die Gestalt des Unbekannten auf eine Linie berechnet und das Bild des Mannes analysirt.

„Es ist nicht Dixmer," murmelte er, als ob er es sich hätte wiederholen müssen, um von der Treulosigkeit Geneviève's überzeugt zu sein.

Er näherte sich dem Fenster; doch je mehr er sich näherte, desto weniger sah er: seine Stirne stand in Flammen.

Sein Fuß stieß an eine Leiter; das Fenster hatte sieben bis acht Fuß Höhe; er nahm die Leiter und legte sie an die Mauer an.

Er stieg hinauf und drückte sein Auge an die Spalte des Vorhangs.

Der Unbekannte im Zimmer von Geneviève war ein junger Mann von sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, mit blauem Auge und zierlicher Gestalt; er hielt die Hände der jungen Frau, und sprach mit ihr, während sie die Thränen trocknete, welche den reizenden Blick von Geneviève verschleierten.

Ein leichtes Geräusch, das Maurice machte, veranlaßte den jungen Mann, den Kopf nach dem Fenster umzuwenden. Maurice

drängte einen Schrei des Erstaunens zurück; er hatte seinen geheimnißvollen Retter von dem Platze am Chatelet erkannt.

In diesem Augenblick zog Geneviève ihre Hände aus denen des Unbekannten zurück und ging auf den Kamin zu, um sich zu versichern, daß alle Papiere von der Flamme verzehrt wären.

Maurice konnte sich nicht mehr länger halten: alle die furchtbaren Leidenschaften, welche den Menschen martern, die Liebe, die Rache, die Eifersucht, preßten sein Herz mit ihren Feuerzähnen zusammen. Er stieß mit aller Heftigkeit das schlecht geschlossene Fenster auf und sprang in das Zimmer.

In demselben Augenblick setzten sich zwei Pistolen auf seine Brust.

Geneviève hatte sich bei dem Geräusche umgekehrt; sie blieb stumm, als sie Maurice erblickte.

„Mein Herr," sprach mit kaltem Tone der junge Republikaner zu demjenigen, welcher zweimal sein Leben am Ende seiner Waffen hielt, „mein Herr, Sie sind der Chevalier von Maison-Rouge?"

„Und wenn dem so wäre?" erwiderte der Chevalier.

„Oh! wenn dem so ist, so sind Sie ein muthiger Mann, und folglich ein ruhiger Mann, und ich werde ein paar Worte mit Ihnen sprechen."

„Sprechen Sie," sagte der Chevalier, ohne seine Pistolen abzuwenden.

„Sie können mich tödten, doch Sie werden mich nicht tödten, ehe ich einen Schrei ausgestoßen habe, oder vielmehr ich werde nicht sterben, ohne ihn ausgestoßen zu haben. Stoße ich einen Schrei aus, so haben tausend Menschen, die dieses Haus umschließen, dasselbe, ehe zehn Minuten vergehen, in Asche verwandelt; senken Sie also Ihre Pistolen und hören Sie, was ich Madame sagen werde!"

„Geneviève!" sagte der Chevalier.

„Mir!" flüsterte die junge Frau.

„Ja, Ihnen."

Geneviève ergriff, bleicher als eine Bildsäule, den Arm von Maurice. Der junge Mann stieß sie zurück.

„Sie wissen, was Sie mich versichert haben, Madame," sagte Maurice mit tiefer Verachtung. „Ich sehe nun, daß Sie wahr gesprochen. In der That, Sie lieben Herrn Morand nicht."

„Maurice hören Sie mich!" rief Geneviève.

„Ich habe nichts zu hören, Madame," sagte Maurice. „Sie haben mich getäuscht; Sie haben mit einem Streich alle Bande zerrissen, die mein Herz an das Ihrige fesselten. Sie haben mir gesagt, Sie liebten Herrn Morand nicht; doch Sie sagten mir nicht, daß Sie einen Andern liebten."

„Mein Herr," rief der Chevalier, „was sprechen Sie von Morand, oder vielmehr, von welchem Morand sprechen Sie?"

„Von Morand dem Chemiker."

„Morand der Chemiker steht vor Ihnen! Morand der Chemiker und der Chevalier von Maison-Rouge sind eine und dieselbe Person."

Und er streckte seine Hand nach einem nahestehenden Tische aus und setzte einen Augenblick die schwarze Perücke auf, die ihn so lange in den Augen des Republikaners unkenntlich gemacht hatte.

„Ah! ja," sprach Maurice mit doppelter Verachtung; „ja, ich begreife, Sie liebten Morand nicht, weil es keinen Morand gab. Aber, wenn auch geschickter, ist diese Ausflucht darum doch nicht minder verächtlich."

Der Chevalier machte eine drohende Bewegung.

„Mein Herr," fuhr Maurice fort, „wollen Sie mich einen Augenblick mit Madame sprechen lassen. Wohnen Sie sogar diesem Gespräche bei, wenn es Ihnen beliebt; es wird nicht lange dauern, dafür stehe ich Ihnen."

Geneviève forderte Maison-Rouge mit einer Geberde auf, Geduld zu fassen.

„So also, Geneviève," sprach Maurice fort, „so haben Sie mich zum Gespötte Ihrer Freunde, zum Abscheu der meinigen gemacht! Sie haben mich, der ich blind war, bei allen Ihren Complotten dienen lassen! Sie haben aus mir allen Nutzen gezogen, den man aus einem Werkzeug zieht. Hören Sie, das ist eine schändliche Handlung! Sie sollen dafür gestraft werden,

Madame, denn dieser Herr wird mich unter ihren Augen tödten; doch ehe fünf Minuten vergehen, wird er ebenfalls zu Ihren Füßen liegen, oder, wenn er lebt, so wird er nur leben, um seinen Kopf auf ein Schaffot zu tragen."

„Er, sterben!" rief Geneviève; „er, seinen Kopf auf das Schaffot tragen! Sie wissen also nicht, Maurice, daß er mein Beschützer, der Beschützer meiner Familie ist, daß ich mein Leben für das seinige geben würde, daß ich sterben werde, wenn er stirbt, und daß, wenn Sie meine Liebe sind, er meine Religion ist?"

„Ah!" rief Maurice, „Sie werden vielleicht fortwährend behaupten, Sie lieben mich; in der That, die Frauen sind zu schwach und zu feig."

Dann wandte er sich gegen den jungen Royalisten um und sprach:

„Vorwärts, mein Herr, Sie müssen mich entweder tödten oder sterben."

„Warum dieß?"

„Weil ich Sie verhafte, wenn Sie mich nicht tödten."

Maurice streckte die Hand aus, um ihn am Kragen zu fassen.

„Ich werde Ihnen mein Leben nicht streitig machen," sprach der Chevalier von Maison-Rouge, „sehen Sie!"

Und er warf seine Pistolen auf einen Stuhl.

„Warum werden Sie mir Ihr Leben nicht streitig machen?"

„Weil mein Leben die Reue nicht werth ist, die ich fühlen würde, wenn ich einen muthigen Mann getödtet hätte, und besonders weil Geneviève Sie liebt."

„Ah!" rief die junge Frau die Hände faltend, „wie sind Sie doch immer gut, groß, rechtschaffen, edelmüthig, Armand!"

Maurice schaute Beide mit einem beinahe albernen Erstaunen an.

„Hören Sie," sagte der Chevalier, „ich kehre in mein Zimmer zurück; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dieß nicht thue, um zu entfliehen, sondern um ein Portrait zu verbergen."

Maurice richtete rasch seine Augen auf das von Geneviève: es war an seinem Platz.

Hatte Maison-Rouge den Gedanken von Maurice errathen, oder wollte er seinen Edelmuth bis zum höchsten Grad treiben . . . er sprach zu ihm:

„Ich weiß, daß Sie Republikaner sind, ich weiß aber auch, daß Sie zugleich ein edles und reines Herz besitzen. Ich werde mich Ihnen ganz und gar anvertrauen. Schauen Sie.“

Und er zog aus seiner Brust ein Miniaturbild, das er Maurice zeigte. Es war das Porträt der Königin.

Maurice neigte das Haupt und drückte die Hand auf seine Stirne.

„Ich erwarte Ihre Befehle, mein Herr,“ sagte Maison-Rouge; „wollen Sie immer noch meine Verhaftung, so klopfen Sie an diese Thüre, wann es Zeit sein wird, daß ich mich überliefere. Es liegt mir nichts mehr am Leben, sobald dieses Leben nicht mehr durch die Hoffnung, die Königin zu retten, aufrecht gehalten wird.“

Der Chevalier ging hinaus, ohne daß Maurice eine einzige Geberde machte, um ihn zurückzuhalten.

Kaum war er aus dem Zimmer, als Geneviève zu den Füßen des jungen Mannes stürzte und ausrief:

„Verzeihung, Maurice, Verzeihung für alles Böse, das ich Ihnen zugefügt habe, Verzeihung für meine Täuschungen, Verzeihung im Namen meiner Leiden und meiner Thränen, denn ich schwöre Ihnen, ich habe viel geweint, ich habe viel gelitten. Ah! mein Gatte ist diesen Morgen abgereist: ich weiß nicht, wohin er gegangen ist, und werde ihn vielleicht nie wieder sehen; nun bleibt mir ein einziger Freund, nein, kein Freund, ein Bruder, und Sie wollen ihn tödten lassen. Verzeihung, Maurice, Verzeihung!“

Maurice hob die junge Frau auf und sprach:

„Was wollen Sie? es gibt solche Mißgeschicke: Jedermann spielt um sein Leben zu dieser Stunde; der Chevalier von Maison-Rouge hat gespielt wie die Andern und hat verloren. Nun muß er bezahlen.“

„Das heißt, er stirbt, wenn ich Sie recht verstehe."

„Ja."

„Er muß sterben, und Sie sagen mir das?"

„Nicht ich, Geneviève, sondern das Geschick."

„Das Geschick hat noch nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen, da Sie ihn retten können."

„Auf Kosten meines Wortes und folglich meiner Ehre. Ich verstehe Sie, Geneviève."

„Schließen Sie die Augen, Maurice, mehr verlange ich nicht von Ihnen, und so weit die Dankbarkeit einer Frau gehen kann, so hoch wird die meinige steigen, das verspreche ich Ihnen."

„Ich würde vergeblich die Augen schließen, Madame; es gibt ein Losungswort, ohne welches Niemand hinauskommen kann, denn ich wiederhole Ihnen, das Haus ist umzingelt."

„Und Sie wissen es?"

„Allerdings weiß ich es."

„Maurice?"

„Nun?"

„Mein Freund, mein lieber Maurice, dieses Losungswort, sagen Sie es mir, ich muß es wissen."

„Geneviève!" rief Maurice, „Geneviève! wer sind Sie denn, daß Sie mir sagen: im Namen der Liebe, die ich für Dich hege, sei ohne Wort, sei ohne Ehre, verrathe Deine Sache, Deine Meinung, lüge, verleugne! Was bieten Sie mir, Geneviève, für Alles dieß, Sie, die Sie mich so versuchen?"

„Oh! Maurice, retten Sie ihn, retten Sie ihn zuerst, und dann fordern Sie das Leben von mir."

„Geneviève," erwiderte Maurice mit düsterem Tone, „hören Sie mich: ich habe einen Fuß auf dem Wege der Schande; um ihn ganz zu betreten, will ich wenigstens einen guten Grund gegen mich selbst haben; Geneviève, schwören Sie mir, daß Sie den Chevalier von Maison-Rouge nicht lieben?"

„Ich liebe den Chevalier von Maison-Rouge wie eine Schwester, wie eine Freundin, nicht anders, das schwöre ich Ihnen."

„Geneviève, lieben Sie mich?"

„Maurice, ich liebe Sie, so wahr Gott mich hört."

„Werden Sie, wenn ich thue, was Sie verlangen, Verwandte, Freunde, Vaterland verlassen, um mit dem Verräther zu fliehen?"

„Maurice! Maurice!"

„Sie zögert . . . oh! sie zögert!" rief Maurice und warf sich mit aller Heftigkeit der Verachtung zurück.

Geneviève, die sich an ihn angelehnt hatte, fühlte plötzlich ihre Stütze weichen und sank auf ihre Kniee.

„Maurice," sprach sie die Hände ringend, „Maurice, Alles, was Du willst, ich schwöre es Dir; befiehl, ich gehorche."

„Du wirst mir gehören, Geneviève?"

„Wann Du es verlangst."

„Schwöre bei Christus!"

Geneviève streckte den Arm aus und sprach:

„Mein Gott, Du hast der Ehebrecherin vergeben, ich hoffe, Du wirst auch mir vergeben."

Und schwere Thränen floßen über ihre Wangen und fielen auf ihre zerstreut über ihre Brust herabwogenden Haare.

„Oh! nicht so, schwören Sie nicht so," sagte Mauriee, „oder ich nehme Ihren Schwur nicht an."

„Mein Gott!" sprach sie, „ich schwöre, mein ganzes Leben Maurice zu weihen, mit ihm und, wenn es sein muß, für ihn zu sterben, wenn er meinen Freund, meinen Beschützer, meinen Bruder, den Chevalier von Maison-Rouge rettet."

„Es ist gut, er soll gerettet werden," sagte Maurice.

Er ging auf das Zimmer zu.

„Mein Herr," sprach er, „ziehen Sie wieder die Kleidung des Gerber Morand an. Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sind frei."

„Und Sie, Madame," sagte er zu Geneviève, „hören Sie das Losungswort: Nelke und Gang."

Und als wäre es für ihn grauenhaft gewesen, länger an

dem Orte zu weilen, wo er die Worte gesprochen, die ihn zum Verräther machten, öffnete er das Fenster und sprang in den Garten.

XXXI.

Aussuchung.

Maurice war an seinen Posten im Garten, dem Fenster von Geneviève gegenüber, zurückgekehrt; nur war dieses Fenster dunkel geworden, denn Geneviève hatte sich in das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge begeben.

Es war Zeit, daß Maurice das Zimmer von Geneviève verließ, denn kaum hatte er die Ecke des Treibhauses erreicht, als sich die Gartenthüre öffnete und der graue Mann, gefolgt von Lorin und fünf bis sechs Grenadieren, erschien.

„Nun?“ fragte Lorin.

„Ihr seht, ich bin an meinem Posten,“ antwortete Maurice.

„Hat es Niemand versucht, mit Gewalt herauszukommen.“

„Niemand,“ erwiderte Maurice, glücklich durch die Art, wie die Frage gestellt war, einer Lüge zu entgehen; „Niemand, und Ihr, was habt Ihr gethan?“

„Wir haben die Gewißheit erlangt, daß der Chevalier von Maison-Rouge vor einer Stunde in das Haus zurückgekehrt und seitdem nicht mehr ausgegangen ist,“ antwortete der Mann der Polizei.

„Und Ihr kennt sein Zimmer?“ fragte Lorin.

„Sein Zimmer ist von dem der Bürgerin Dixmer nur durch einen Corridor getrennt.“

„Ah! ah!“ rief Lorin.

„Bei Gott, es bedurfte keiner Trennung, gar keiner Trennung; es scheint, der Chevalier von Maison-Rouge ist ein lockerer Geselle.“

Maurice fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg, er schloß die Augen und sah tausend innere Blitze.

„Aber, was sagte denn der Bürger Dixmer dazu?" fragte Lorin

„Er hielt es für eine große Ehre für ihn."

„Sprecht," versetzte Maurice mit gepreßter Stimme, „wozu entscheiden wir uns?"

„Wir entscheiden uns dazu," antwortete der Mann der Polizei, „daß wir ihn in seinem Zimmer, und vielleicht sogar in seinem Bette festnehmen."

„Er vermuthet also nichts?"

„Durchaus nichts."

„Wie ist das Terrain beschaffen?" fragte Lorin.

„Wir haben einen vollkommen genauen Plan bekommen," erwiderte der graue Mann: „ein Pavillon an der Ecke des Gartens gelegen, hier ist er; man steigt vier Stufen hinauf, seht Ihr sie? Man befindet sich auf einem Ruheplatz, rechts die Thüre vom Zimmer der Bürgerin Dixmer; es ist ohne Zweifel dasjenige, dessen Fenster wir sehen. Dem Fenster gegenüber eine andere Thüre, welche auf den Corridor geht und in diesem Corridor die Thüre vom Zimmer des Verräthers."

„Das ist eine sehr sorgfältige Topographie," sagte Lorin, „mit einem solchen Plan kann man mit verbundenen Augen, und um so viel mehr mit offenen Augen gehen; vorwärts also."

„Sind die Straßen wohl bewacht?" fragte Maurice mit einem Interesse, das die Anwesenden natürlich der Furcht, der Chevalier könnte entkommen, zuschrieben.

„Die Straßen, die Passagen, die Kreuzwege, Alles," antwortete der graue Mann, „keine Maus kann hinaus, wenn sie nicht das Losungswort hat."

Maurice schauerte; so viele Vorsichtsmaßregeln ließen ihn befürchten, sein Verrath könnte seinem Glücke unnütz werden.

„Wie viel Mann verlangt Ihr nun, um den Chevalier zu verhaften?" fragte der Graue.

„Wie viel Mann?" erwiderte Lorin. „Ich hoffe, Maurice und ich werden genügen; nicht wahr, Maurice?"

„Ja," stammelte dieser, „wir werden sicherlich genügen."

„Hört," sagte der Polizeimann, „keine unnützen Prahlereien; liegt Euch daran, ihn zu fangen?"

„Beim Donner! ob uns daran liegt," rief Lorin, „ich glaube wohl! nicht wahr Maurice wir müssen ihn fangen?"

Lorin legte einen besonderen Nachdruck auf diese Worte. Es schwebte, wie er gesagt hatte, der Anfang eines Verdachts über ihnen und man durfte dem Verdacht, der in jener Epoche so schnell fortschritt, keine Zeit lassen, größere Haltbarkeit zu gewinnen; Lorin begriff aber, daß es Niemand wagen würde, an dem Patriotismus von zwei Männern zu zweifeln, denen es gelungen wäre, den Chevalier von Maison-Rouge festzunehmen.

„Nun wohl," sagte der Polizeimann, „wenn Euch wirklich daran gelegen ist, so nehmen wir eher drei Mann als zwei, eher vier als drei; der Chevalier hat, wenn er im Bette liegt, immer seinen Degen unter seinem Kopfkissen und ein paar Pistolen auf seinem Nachttisch."

„Ei, den Teufel!" sagte einer von den Grenadieren von der Compagnie Lorin, „keinen Vorzug für irgend Einen; ergibt er sich, so bringen wir ihn zur Reserve für die Guillotine, leistet er Widerstand, so hauen wir ihn nieder."

„Gut gesprochen," sprach Lorin: „Vorwärts! gehen wir durch die Thüre oder durch das Fenster?"

„Durch die Thüre," erwiderte der Polizeimann, vielleicht steckt der Schlüssel, während wir, wenn wir durch das Fenster gehen wollten, einige Scheiben zerbrechen müßten, was Lärm machen würde."

„Also durch die Thüre!" sagte Lorin; „wenn wir nur hineinkommen, gleichviel wo. Vorwärts, den Säbel in die Hand, Maurice!"

Maurice zog maschinenmäßig seinen Säbel aus der Scheide.

Die kleine Truppe rückte gegen den Pavillon vor. Man traf, wie es der graue Mann bezeichnet hatte, die ersten Stufen der Freitreppe, dann befand man sich auf dem Ruheplatz und hierauf im Vorhause.

„Ah!“ rief Lorin freudig, „der Schlüssel steckt in der Thüre.“

Er hatte in der That die Hand ausgestreckt und mit der Spitze seiner Finger die Kälte des Schlüssels gefühlt.

„Vorwärts, öffnet doch, Bürger Lieutenant,“ sprach der graue Mann.

Lorin drehte vorsichtig den Schlüssel im Schlosse, die Thüre öffnete sich.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte Lorin.

„Noch nicht,“ versetzte der graue Mann. „Sind unsere topographischen Nachrichten genau, so befinden wir uns in der Wohnung der Bürgerin Dixmer.“

„Wir können uns hierüber Sicherheit verschaffen,“ sagte Lorin; „zünden wir Kerzen an, es ist noch Feuer im Kamin.“

„Zünden wir Fackeln an,“ entgegnete der graue Mann; „die Fackeln erlöschen nicht wie die Kerzen.“

Und er nahm aus den Händen eines Grenadiers zwei Fackeln und zündete sie an der ersterbenden Gluth an. Eine gab er Maurice, die andere Lorin in die Hand.

„Ihr seht,“ sagte er, „ich täusche mich nicht; hier ist die Thüre, welche in das Schlafzimmer der Bürgerin Dixmer geht; jene dort geht auf den Corridor.“

„Vorwärts in den Corridor,“ sprach Lorin.

Man öffnete die Thüre im Hintergrund, welche eben so wenig geschlossen war als die erste, und befand sich vor der Thüre der Wohnung des Chevalier. Maurice hatte diese Thüre zwanzigmal gesehen und nie gefragt, wohin sie ging; für ihn drängte sich die Welt in dem Zimmer zusammen, wo ihn Geneviève empfing.

„Oh! oh!“ sagte Lorin mit leiser Stimme, „hier ändert sich die Sache, kein Schlüssel mehr und die Thüre geschlossen.“

„Aber,“ fragte Maurice, der kaum mehr sprechen konnte, „aber seid Ihr denn ganz gewiß, daß es hier ist?“

„Ist der Plan genau, so muß es hier sein,“ antwortete der Polizeimann; übrigens werden wir sogleich sehen. Grena-

diere, stoßt die Thüre ein, und Ihr, Bürger, haltet Euch bereit, sobald die Thüre eingestoßen ist, in das Zimmer zu stürzen."

Vier von dem Abgesandten der Polizei bezeichnete Leute hoben ihre Flintenkolben in die Höhe und thaten auf ein Zeichen desjenigen, welcher das Unternehmen leitete, einen einzigen Schlag: die Thüre zersprang in Stücke.

„Ergib Dich, oder Du bist des Todes!" rief Lorin in das Zimmer stürzend.

Niemand antwortete; die Bettvorhänge waren geschlossen.

„Gebt wohl Acht, hinter dem Bett!" sagte der Polizeimann: „schlagt an und feuert bei der ersten Bewegung der Vorhänge."

„Wartet," sprach Maurice, „ich will sie öffnen."

Und ohne Zweifel in der Hoffnung, Maison-Rouge wäre hinter den Vorhängen verborgen und der erste Dolchstoß oder Pistolenschuß würde für ihn sein, stürzte Maurice auf die Vorhänge zu und zog sie auf ihrer Stange zurück.

Das Bett war lerr.

„Alle Teufel!" sagte Lorin; „Niemand!"

„Er wird entwichen sein," stammelte Maurice.

„Unmöglich, Bürger, unmöglich!" rief der graue Mann; „ich sage Euch, daß er vor einer Stunde nach Hause gekommen ist, daß ihn Niemand hat hinausgehen sehen und daß alle Ausgänge bewacht sind."

Lorin öffnete die Thüren der Cabinete und der Schränke und schaute überall, selbst da, wo es materiell unmöglich war, daß sich ein Mensch verbergen konnte.

„Niemand! ihr seht es wohl, Niemand!"

„Niemand!" wiederholte Maurice mit einer leicht begreiflichen Erschütterung; „Ihr seht in der That, es ist Niemand da."

„Gehen wir in die Wohnung der Bürgerin Dixmer," versetzte der Polizeimann, „vielleicht ist er dort."

„Oh! respectirt die Wohnung einer Frau," sagte Maurice.

„Wie?" versetzte Lorin, „sicherlich wird man sie respectiren und die Bürgerin Dixmer ebenfalls; doch man wird sie durchsuchen."

„Die Bürgerin Dixmer?“ sagte einer von den Grenadieren, entzückt, einen schlechten Spaß anbringen zu können.

„Nein,“ erwiderte Lorin, „nur die Wohnung.“

„Dann laßt mich zuerst hinein,“ sprach Maurice.

„Geh voran,“ sagte Lorin, „Du bist Kapitän: Ehre! wem Ehre gebührt.“

Man ließ zwei Mann zurück, um das Zimmer zu bewachen, aus dem man wegging; dann begab man sich wieder in das, wo man die Fackeln angezündet hatte.

Maurice näherte sich der Thüre, welche in das Schlafzimmer von Geneviève führte.

Es war das erste Mal, daß er hier eintreten sollte.

Sein Herz schlug gewaltig.

Der Schlüssel stak in der Thüre.

„Nun,“ sagte Lorin, „öffne doch!“

„Aber wenn die Bürgerin Dixmer im Bette liegen würde?“

„Wir schauen in ihr Bett, unter ihr Bett, in ihren Kamin und in ihre Schränke,“ sagte Lorin, „ist hernach Niemand da als sie, so wünschen wir ihr eine gute Nacht.“

„Nein,“ sprach der Polizeimann, „wir verhaften sie, die Bürgerin Geneviève Dixmer war eine Aristokratin, welche als Mitschuldige der Tochter Tison und des Chevalier von Maison-Rouge erkannt worden ist.“

„Oeffnet also,“ sagte Maurice, indem er den Schlüssel losließ, „ich verhafte keine Frauen.“

Der Polizeimann schaute Maurice von der Seite an und die Grenadiere murrten unter sich.

„Oh! oh!“ sagte Lorin, „Ihr murrt? Murrt für zwei, da Ihr einmal daran seid, ich bin der Meinung von Maurice.“

Und er machte einen Schritt rückwärts.

Der graue Mann faßte den Schlüssel und drehte rasch um; die Thüre gab nach, die Soldaten stürzten in das Zimmer.

Zwei Kerzen brannten auf einem kleinen Tische; doch das Zimmer von Geneviève war, wie das des Chevalier von Maison-Rouge, unbewohnt.

„Leer!“ rief der Polizeimann.

„Leer!" wiederholte Maurice erbleichend; „wo ist sie denn?"

Lorin schaute Maurice erstaunt an.

„Suchen wir," sagte der Polizeimann.

Und von den Milizen gefolgt, fing er an das Haus von den Kellern bis zu den Werkstätten zu durchforschen.

Kaum hatten sie den Rücken gewendet, als Maurice, der ihnen ungeduldig mit den Augen gefolgt war, ebenfalls in das Zimmer stürzte, die Schränke, die man schon einmal geöffnet, abermals öffnete und mit angstvoller Stimme ausrief:

„Geneviève! Geneviève!"

Aber Geneviève antwortete nicht, das Zimmer war wirklich leer.

Dann durchwühlte Maurice das Haus mit einer Art von Wuth. Treibhäuser, Schoppen, Nebengebäude, Alles durchsuchte er, aber vergebens.

Plötzlich vernahm man einen gewaltigen Lärm; eine Truppe bewaffneter Leute zeigte sich an der Thüre, wechselte das Losungswort mit der Schildwache, überströmte den Garten und verbreitete sich im Hause. An der Spitze dieser Verstärkung glänzte der eingeräucherte Federbusch von Santerre.

„Nun," sagte er zu Lorin, „wo ist der Verschwörer?"

„Wie! wo ist der Verschwörer?"

„Ja, ich frage Euch, was Ihr mit ihm gemacht habt."

„Das frage ich Euch selbst: wenn Euer Detachement die Ausgänge gut bewacht hat, muß es ihn festgenommen haben, da er nicht mehr im Hause war, als wir eintraten."

„Was sagt Ihr da," rief der General wüthend, „Ihr habt ihn also entwischen lassen?"

„Wir konnten ihn nicht entwischen lassen, da wir ihn nie in Händen hatten."

„Dann begreife ich es nicht," sagte Santerre.

„Was?"

„Was Ihr mir durch euren Abgesandten habt sagen lassen?"

„Wir haben Jemand an Euch abgeschickt?"

„Ganz gewiß . . . einen Mann mit braunem Rock, schwarzen Haaren und grüner Brille, der zu uns kam und uns be-

nachrichtigte, Ihr wäret auf dem Punkt, Maison-Rouge festzunehmen, doch er vertheidige sich wie ein Löwe, worauf ich herbeieilte.

„Ein Mann mit braunem Rocke, schwarzen Haaren und grüner Brille?" wiederholte Lorin.

„Allerdings; er führte eine Frau am Arm."

„Jung, hübsch?" rief Maurice gegen den General vorstürzend.

„Ja, jung und hübsch."

„Er war es! und die Bürgerin Dixmer."

„Wer, er?"

„Maison-Rouge ... Oh! ich Elender, daß ich sie nicht Beide tödtete."

„Vorwärts, vorwärts, Bürger Lindey, man wird sie wieder einholen," sagte Santerre.

„Aber warum des Teufels habt Ihr sie passiren lassen?" fragte Lorin.

„Alle Wetter! wir ließen sie passiren, weil sie das Losungswort hatten," versetzte Santerre.

„Sie hatten das Losungswort!" rief Lorin, „es ist also ein Verräther unter uns!"

„Nein, nein, Bürger Lorin," entgegnete Santerre, „man kennt Euch wohl und weiß, daß kein Verräther unter Euch ist."

Lorin schaute umher, als wollte er den Verräther suchen, dessen Anwesenheit er verkündigt hatte.

Er begegnete der düsteren Stirne und dem umherirrenden Auge von Maurice.

„Oh! oh!" murmelte er, „was soll das bedeuten?"

„Dieser Mensch kann nicht fern sein," sagte Santerre; „durchforschen wir die Umgegend, vielleicht ist er in die Hände einer Patrouille gefallen, welche geschickter gewesen ist als wir, und sich nicht hat hintergehen lassen."

„Ja, ja, suchen wir," sagte Lorin. Und er nahm Maurice beim Arm und zog ihn unter dem Vorwand, zu suchen, aus dem Garten.

„Ja, suchen wir," sagten die Soldaten, „doch ehe wir suchen . . ."

Und einer von ihnen warf seine Fackel unter einen ganz mit Reißbündeln und trockenen Brettern vollgestopften Schoppen.

„Komm," sagte Lorin, „komm."

Maurice leistete keinen Widerstand. Er folgte Lorin wie ein Kind; Beide liefen bis zur Brücke, ohne mehr zu sprechen; hier blieben sie stehen, Maurice wandte sich um.

Der Himmel war roth am Horizont der Vorstadt, und man sah über den Häusern zahlreiche Funken aufsteigen.

XXXII.

Der Schwur.

Maurice schauerte: er streckte die Hand nach der Rue Saint-Jacques aus.

„Es brennt!" sagte er, „es brennt."

„Nun ja," versetzte Lorin, „es brennt, und was hernach?"

„Oh! mein Gott, mein Gott, wenn sie zurückgekommen wäre!"

„Wer sie?"

„Geneviève."

„Geneviève, das ist Madame Dixmer, nicht wahr?"

„Ja, sie ist es."

„Es ist nicht zu befürchten, daß sie zurückgekommen ist, deßhalb war sie nicht weggegangen."

„Lorin, ich muß sie wiederfinden, ich muß mich rächen."

„Oh! oh!" versetzte Lorin.

„Tyrann hinnieden und in hohen Sphären,
Braucht Amor Weihrauch nicht auf den Altären."

„Du hilfst mir sie wiederfinden, nicht wahr, Lorin?"

„Bei Gott! das wird nicht schwierig sein."

„Und wie?"

„Allerdings, wenn Du Dich, so sehr als ich glauben muß, für das Schicksal der Bürgerin Dixmer interessirst, so mußt Du sie auch kennen, und wenn Du sie kennst, mußt Du wissen, wer ihre vertrautesten Freunde sind. Sie wird Paris nicht verlassen haben; sie haben alle die Wuth, hier zu bleiben; sicherlich hat sie sich zu irgend einer Vertrauten geflüchtet, und morgen erhältst Du durch irgend eine Rosa oder eine Marthon ein kleines Billet, ungefähr in folgenden Worten:

Will Mars Cythere wiederfinden,
So borge von der Nacht er ihre Azurtinten,

und finde sich bei dem Hausmeister, Straße so und so, Numero so und so ein, und frage nach Madame Dreigestirn."

Maurice zuckte die Achseln; er wußte wohl, daß Geneviève Niemand hatte, zu dem sie sich flüchten konnte.

„Wir werden sie nicht wiederfinden," murmelte er.

„Erlaube mir, Dir etwas zu sagen, Maurice," versetzte Lorin.

„Was?"

„Es wäre vielleicht kein so großes Unglück, wenn wir sie nicht wiederfinden."

„Wenn wir sie nicht wiederfinden, Lorin, so sterbe ich."

„Ah, Teufel!" sprach der junge Mann, das ist also jene Liebe, an der Du bereits beinahe gestorben wärest?"

„Ja," antwortete Maurice.

Lorin dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Maurice, es ist ungefähr eilf Uhr; das Quartier ist öd und verlassen; hier steht eine steinerne Bank, welche ausdrücklich zur Aufnahme von zwei Freunden angebracht worden zu sein scheint. Bewillige mir die Gunst einer Privatunterredung, wie man unter der alten Regierung sagte; ich gebe Dir mein Wort, daß ich nur in Prosa sprechen werde.

Maurice schaute umher und setzte sich dann auf die Bank. Lorin schaute ebenfalls umher und setzte sich neben seinen Freund.

„Sprich," sagte Maurice, indem er seine beschwerte Stirne in seine Hand fallen ließ.

„Höre, lieber Freund, ohne Eingang, ohne Umschreibung, ohne Erläuterung sage ich Dir Folgendes: wir stürzen uns in das Verderben, oder vielmehr Du stürzest uns in das Verderben."

„Wie so?" fragte Maurice.

„Theurer Freund, es gibt einen gewissen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, welcher Jeden für einen Verräther am Vaterland erklärt, der Verbindungen mit den Feinden des genannten Vaterlandes unterhält. Wie! kennst Du diesen Beschluß?"

„Allerdings," antwortete Maurice.

„Du kennst ihn?"

„Ja."

„Nun wohl, mir scheint, Du bist nicht übel Verräther am Vaterland. Was sagst Du dazu?"

„Lorin!"

„Ganz gewiß, wenn Du nicht etwa als Verräther des Vaterlandes diejenigen betrachtest, welche Wohnung, Tisch und Bett dem Herrn Chevalier von Maison-Rouge geben, der, wenigstens wie mir scheint, kein überspannter Republikaner und für den Augenblick durchaus nicht beschuldigt ist, er habe die Septembertage gemacht."

„Ah! Lorin," versetzte Maurice, einen Seufzer ausstoßend.

„Deßhalb," fuhr der Moralist fort, „deßhalb kommt es mir vor, als wärest Du ein wenig zu sehr der Freund eines Feindes des Vaterlandes gewesen, als wärest Du dieß noch. Ruhig, ruhig, empöre Dich nicht, theurer Freund, Du bist wie der selige Enkelados, Du würdest einen Berg von der Stelle rücken, wenn Du Dich umdrehtest. Ich wiederhole Dir also, empöre Dich nicht und gestehe ganz einfach, daß Du kein Eifriger mehr bist."

Lorin sprach diese Worte mit der ganzen Sanftheit, der er fähig war, und indem er mit einer völlig ciceronianischen Kunstfertigkeit darüber hinschlüpfte.

Maurice begnügte sich, durch eine Geberde zu protestiren.

Doch die Geberde wurde für nicht geschehen erklärt und Lorin fuhr fort:

„Oh! wenn wir in einer von jenen Treibhaustemperaturen lebten, in einer ehrlichen Temperatur, wo der Thermometer nach den Regeln der Botanik unveränderlich 16 Grade anzeigte, so würde ich Dir sagen: Mein lieber Maurice, das ist elegant, das ist geschmackvoll; seien wir von Zeit zu Zeit ein wenig Aristokraten, das thut wohl und riecht gut. Doch wir kochen heut zu Tage in 35 bis 40 Grad Wärme, das Tischtuch brennt, so daß man nur lau ist; bei dieser Wärme scheint man kalt zu sein; ist man kalt, so ist man verdächtig; Du weißt das, Maurice, und wenn man verdächtig ist ... Du hast zu viel Verstand, mein lieber Maurice, um nicht zu wissen, was man dann bald ist, oder vielmehr nicht mehr ist."

„Nun wohl, so tödte man mich, und die Sache nehme ein Ende!" rief Maurice; „auch gut, ich bin des Lebens müde."

„Seit einer Viertelstunde," sagte Lorin; „in der That, das ist noch nicht lang genug, daß ich Dich in diesem Punkte nach Deinem Willen handeln lassen sollte; und dann begreifst Du, wenn man heutigen Tages stirbt, muß man als Republikaner sterben, während Du als Aristokrat sterben würdest."

„Oh! oh!" rief Maurice, dessen Blut sich durch den ungeduldigen Schmerz, der aus dem Bewußtsein der Schuld entspringt, zu entflammen anfing; „oh! oh! Du gehst zu weit, mein Freund."

„Ich werde noch weiter gehen, denn ich sage Dir zum Voraus, wenn Du Aristokrat wirst ..."

„So zeigst Du mich an?"

„Pfui doch! Nein, ich schließe Dich in einen Keller ein und lasse Dich beim Rasseln der Trommeln wie einen verlorenen Gegenstand suchen; dann erkläre ich öffentlich, die Aristokraten haben Dich, bekannt mit dem, was Du ihnen zugedacht, eingesperrt, gemartert, ausgehungert, so daß Du wie der Prevot Elie von Beaumont, Herr Latude und Andere, wenn man Dich wiederfindet, öffentlich von den Damen der Halle und den Lumpensammlerinnen der Section Victor mit Blumen bekränzt wirst.

Beeile Dich also, wieder ein Aristides zu werden, oder Deine Sache ist klar."

„Lorin, Lorin, ich fühle, daß Du Recht hast, es reißt mich fort, ich gleite auf einem Abhange hin. Grollst Du mir, weil mich das Mißgeschick fortzieht?"

„Ich grolle Dir nicht, aber ich muß mit Dir zanken. Erinnere Dich ein wenig der Scenen, die Pilades täglich dem Orestes machte, dieser Scenen, welche siegreich beweisen, daß die Freundschaft ein Paradoxon ist, da diese Muster von Freunden sich vom Morgen bis zum Abend stritten."

„Verlasse mich, Lorin, das wird das Beste sein."

„Niemals."

„Dann laß mich lieben, nach meinem Gefallen närrisch, vielleicht verbrecherisch sein; denn ich fühle, wenn ich sie wiedersehe, tödte ich sie."

„Oder Du fällst vor ihr auf die Kniee. Ah! Maurice, Maurice verliebt in eine Aristokratin, das hätte ich nie geglaubt. Du bist nun wie der arme Osselin bei der Marquise von Charry."

„Genug, Lorin, ich bitte Dich."

„Maurice, ich werde Dich heilen, oder der Teufel soll mich holen. Ich will nicht, daß Du in der Lotterie der heiligen Guillotine gewinnst, wie der Spezereihändler der Rue des Lombards sagte. Nimm Dich in Acht, Maurice, Du bringst mich in Verzweiflung. Maurice, Du machst einen Blutsäufer aus mir. Maurice, ich fühle das Bedürfniß, die Insel Saint-Louis in Brand zu stecken; eine Fackel! eine Fackel!"

„Doch warum Brände und Fackeln begehren?
Dein inneres Feuer kann Städte verzehren."

Maurice lächelte unwillkürlich.

„Du weißt, daß es unter uns verabredet war, nur in Prosa zu sprechen," sagte er.

„Du bringst mich auch in Verzweiflung mit Deiner Narrheit," versetzte Lorin; „es ist auch . . . Höre, komm, laß uns trinken, Maurice, werden wir Trunkenbolde, machen wir Motio-

nen, studiren wir Nationalökonomie; doch beim Jupiter, seien wir nicht verliebt, lieben wir nur die Freiheit."

„Oder die Vernunft."

„Ah! es ist wahr, die Göttin sagt Dir viele schöne Dinge und findet, Du seist ein reizender Sterblicher."

„Und Du bist nicht eifersüchtig?"

„Maurice, um meinen Freund zu retten, fühle ich mich zu allen Opfern fähig."

„Ich danke, mein armer Lorin, und weiß Deine Ergebenheit zu schätzen; aber das beste Mittel, mich zu trösten, besteht darin, daß ich mich mit meinem Schmerze sättige. Gute Nacht, Lorin, besuche Arthemise."

„Und Du, wohin gehst Du?"

„Ich gehe nach Hause."

Maurice machte einige Schritte gegen die Brücke.

„Du wohnst also jetzt in der Gegend der Rue Vieille-Saint-Jacques?"

„Nein; doch es gefällt mir, diesen Weg einzuschlagen."

„Um noch einmal den Ort zu sehen, den Deine Unmenschliche bewohnte."

„Um zu sehen, ob sie nicht dahin zurückgekehrt ist, wo sie weiß, daß ich sie erwarte. O Geneviève! Geneviève! ich hätte nicht geglaubt, daß Du eines solchen Verrathes fähig wärest."

„Maurice, ein Tyrann, der das schöne Geschlecht gut kannte, denn er starb, weil er es zu sehr geliebt hatte, sagte:

„Auf die Treu' der Frauen
Darf der Mann nicht bauen."

Maurice stieß einen Seufzer aus, und die zwei Freunde schlugen wieder den Weg nach der Rue Vieille-Saint-Jacques ein.

Als sie sich dieser Gegend näherten, hörten sie immer deutlicher ein gewaltiges Geräusch und sahen das Licht sich vermehren; sie hörten patriotische Gesänge, welche am hellen Tage, im vollen Sonnenschein, in der Atmosphäre des Kampfes als Heldenhymnen erschienen, aber in der Nacht, beim Schimmer

des Brandes den finsteren Ausdruck einer Trunkenheit von Cannibalen annahmen.

„O, mein Gott! mein Gott!" sagte Maurice, der vergaß, daß Gott abgeschafft war.

Und er ging, Schweiß auf der Stirne, immer weiter.

Lorin betrachtete ihn und murmelte zwischen den Zähnen:

„Sitzt die Lieb im Capitol,
Dann, o Klugheit, fahre wohl!"

Ganz Paris schien sich nach dem Schauplatz der von uns erzählten Ereignisse zu begeben. Maurice war genöthigt, ein Spalier von Grenadieren, die Reihe der Sectionäre und die gedrängten Banden jenes stets rasenden, stets wachen Pöbels zu durchschreiten, der damals brüllend von Schauspiel zu Schauspiel lief.

Je näher er kam, desto mehr beschleunigte Maurice in seiner wüthenden Ungeduld die Schritte. Lorin folgte ihm mit Mühe, aber er liebte ihn zu sehr, um ihn in einem solchen Augenblick allein zu lassen.

Es war beinahe Alles vorüber; das Feuer hatte sich dem Schoppen, unter den der Soldat die angezündete Fackel geworfen, und dann den nur von Brettern erbauten Werkstätten mitgetheilt; die Waaren waren verbrannt, das Haus selbst fing an zu brennen."

„Oh! mein Gott!" sagte Maurice zu sich selbst, „wenn sie zurückgekehrt wäre, wenn sie sich, umhüllt von kreisenden Flammen, in irgend einem Zimmer befände, mich erwartete, mich riefe! . . ."

Und halb verrückt vor Schmerz stürzte Maurice, der lieber an den Wahnsinn derjenigen, welche er liebte, als an ihren Verrath glauben wollte, gerade auf die Thüre zu, die er im Rauch erblickte.

Lorin folgte ihm beständig; er wäre ihm in die Hölle gefolgt.

Das Dach brannte, das Feuer fing an, sich der Treppe mitzutheilen.

Maurice durchsuchte keuchend den ganzen ersten Stock, den Salon, das Zimmer von Geneviève, das Zimmer des Chevalier von Maison-Rouge, die Gänge, und rief mit erstickter Stimme:

„Geneviève! Geneviève!"

Niemand antwortete.

Als sie in das erste Zimmer zurückkehrten, sahen die zwei Freunde Flammenwirbel, welche durch die Thüre einzudringen anfingen. Trotz des Geschreis von Lorin, der ihm das Fenster zeigte, ging Maurice mitten durch die Flammen.

Dann lief er nach dem Hause, durchschritt, ohne sich bei irgend etwas aufzuhalten, den mit zerbrochenen Geräthschaften bestreuten Hof, und fand den Speisesaal, das Wohnzimmer von Dixmer, das Cabinet des Chemikers Morand, Alles voll von Rauch, Trümmern und zerbrochenen Scheiben; das Feuer hatte auch diesen Theil des Hauses erreicht und fing an ihn zu verzehren.

Maurice machte es, wie er es bei dem Pavillon gemacht hatte, er ließ kein Zimmer undurchsucht, keinen Gang undurchlaufen. Er stieg bis in die Keller hinab, vielleicht hatte sich Geneviève, um dem Brande zu entgehen, dahin geflüchtet.

Es fand sich Niemand.

„Alle Teufel!" sagte Lorin, „Du siehst wohl, daß sich Niemand hier halten würde, mit Ausnahme des Salamanders, und es ist nicht gerade dieses fabelhafte Thier, was Du suchst. Komm, laß uns gehen, wir fragen, wir erkundigen uns bei den Anwesenden, es hat sie vielleicht irgend Jemand gesehen."

Es hätte vieler vereinigter Kräfte bedurft, um Maurice aus dem Hause zu bringen; die Hoffnung zog ihn an einem ihrer Haare fort.

Dann begannen die Nachforschungen; sie durchliefen die Umgegend, sie hielten die vorübergehenden Frauen an, sie durchsuchten die Gänge, aber ohne Erfolg. Es war ein Uhr Morgens. Maurice war trotz seiner Athletenstärke gelähmt vor Müdigkeit; er leistete endlich auf sein Laufen und Steigen und auf seine beständigen Conflicte mit der Menge Verzicht.

Ein Fiaker fuhr vorüber, Lorin hielt ihn an.

„Mein Lieber," sagte er zu Maurice, „wir haben gethan, um Deine Geneviève wieder aufzufinden, was Menschen zu thun möglich war; wir haben uns lendenlahm gelaufen; wir haben uns geröstet; wir haben uns für sie geprügelt; Cupido, so anspruchsvoll er auch sein mag, kann nicht mehr von einem Menschen fordern, der verliebt ist, und besonders von einem, der es nicht ist. Steigen wir in diesen Fiaker, und kehren wir Beide nach Hause zurück."

Maurice antwortete nicht und ließ mit sich schalten. Man kam vor die Thüre von Maurice, ohne daß die zwei Freunde ein einziges Wort gewechselt hatten.

In dem Augenblick, wo Maurice ausstieg, hörte man ein Fenster der Wohnung von Maurice sich öffnen.

„Ah! gut," sagte Lorin, „man erwartete Dich und ich bin nun ruhiger. Klopfe."

Maurice klopfte, die Thüre öffnete sich.

„Gute Nacht," sagte Lorin, „morgen früh erwarte mich, um mit mir auszugehen."

„Gute Nacht," sprach Maurice maschinenmäßig.

Und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Auf den ersten Stufen der Treppe begegnete er seinem Willfährigen.

„Oh! Bürger Lindey," rief dieser, „welche Unruhe haben Sie uns bereitet."

Das Wort uns fiel Maurice auf.

„Euch?" sagte er.

„Ja, mir und der kleinen Dame, die Sie erwartet."

„Der kleinen Dame!" wiederholte Maurice, der den Augenblick schlecht gewählt fand, um mit der Erinnerung zu correspondiren, die ihm ohne Zweifel eine seiner alten Freundinnen zurückführte; „Du thust wohl daran, daß Du mir das sagst, ich werde bei Lorin schlafen."

„Oh! unmöglich, sie stand am Fenster, sah Sie aussteigen und rief: „„Hier kommt er!""

„Ei! was ist mir daran gelegen, wenn sie weiß, daß ich es bin; ich habe kein Herz für die Liebe. Gehe wieder hinauf und sage dieser Frau, sie habe sich getäuscht."

Der Willfährige machte eine Bewegung, um zu gehorchen; doch er blieb wieder stehen und sagte:

„Ah! Bürger, Sie haben Unrecht: die kleine Dame war schon sehr traurig und meine Antwort wird sie in Verzweiflung bringen."

„Aber wer ist denn diese Frau?"

„Bürger, ich habe ihr Gesicht nicht gesehen, sie ist in einen Mantel gehüllt und weint, das ist Alles, was ich weiß."

„Sie weint!" versetzte Maurice.

„Ja, aber sehr sanft und indem sie ihr Schluchzen unterdrückt."

„Sie weint," wiederholte Maurice. „Es gibt also Jemand auf der Welt, der sich hinreichend für mich interessirt, um sich über meine Abwesenheit zu beunruhigen."

Und er stieg hinter dem Willfährigen die Treppe hinauf.

„Hier ist er, Bürgerin, hier ist er!" rief dieser in das Zimmer stürzend.

Maurice trat hinter ihm ein.

Er sah dann in einem Winkel des Salons eine zitternde Frau, die ihr Gesicht unter Kissen verbarg, eine Frau, die man für todt gehalten hätte, ohne das krampfhafte Seufzen, das sie beben machte.

Er hieß den Willfährigen durch ein Zeichen hinausgehen.

Dieser gehorchte und schloß die Thüre.

Maurice lief auf die junge Frau zu, welche nun das Haupt erhob.

„Geneviève!" rief Maurice, „Geneviève bei mir, mein Gott, bin ich denn verrückt!"

„Nein, Sie haben ihre ganze Vernunft, mein Freund," erwiderte die junge Frau. „Ich versprach die Ihrige zu sein, wenn Sie den Chevalier von Maison-Rouge retten würden, Sie haben ihn gerettet, hier bin ich, ich erwartete Sie."

Maurice täuschte sich im Sinne dieser Worte, wich einen Schritt zurück, schaute die junge Frau traurig an und sprach mit sanftem Tone:

„Geneviève, Geneviève, Sie lieben mich also nicht?"

Der Blick von Geneviève verschleierte sich unter Thränen, sie wandte den Kopf ab, stützte sich auf die Lehne des Sopha und brach in ein Schluchzen aus.

„Ach,“ sagte Maurice, „ich sehe wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben, und sie lieben mich nicht nur nicht mehr, Geneviève, sondern Sie müssen sogar eine Art von Haß gegen mich empfinden, da Sie so sehr in Verzweiflung sind.“

Maurice hatte so viel Begeisterung und Schmerz in diese letzten Worte gelegt, daß Geneviève sich aufrichtete, ihn bei der Hand faßte und zu ihm sprach:

„Mein Gott! derjenige, welchen man für den Besten hielt, wird also stets selbstsüchtig sein.“

„Selbstsüchtig! Geneviève, was wollen Sie damit sagen?“

„Sie begreifen also nicht, daß ich leide? Mein Gatte auf der Flucht, mein Bruder geächtet, mein Haus in Flammen, dieß Alles in einer Nacht, und dann die furchtbare Scene zwischen Ihnen und dem Chevalier.“

Maurice hörte mit Entzücken, denn selbst die tollste Leidenschaft mußte nothwendig zugeben, daß solche Erschütterungen angehäuft zu dem Zustande des Schmerzes führen konnten, in welchem sich Geneviève befand.

„Sie sind also gekommen, Sie sind hier, Sie werden mich nicht verlassen!“

Geneviève bebte.

„Wohin sollte ich gehen?“ erwiderte sie voll Bitterkeit. „Habe ich eine Zufluchtstätte, ein Obdach, einen andern Beschützer, als denjenigen, welcher einen Preis auf seinen Schutz setzte? Oh! wüthend und toll schritt ich über den Pont-Neuf, Maurice, und als ich darüber ging, hielt ich an, um das düstere Wasser an der Ecke der Pfeiler brausen zu sehen; das zog mich an, das bezauberte mich . . . hier, sagte ich zu mir, hier, arme Frau, ist eine Zufluchtstätte für dich, hier ist unverletzliche Ruhe, hier ist Vergessenheit.“

„Geneviève! Geneviève!“ rief Maurice, „Sie haben das gesagt? . . . Sie lieben mich also nicht mehr?“

„Ich habe es gesagt," antwortete Geneviève mit leiser Stimme; „ich habe es gesagt und bin gekommen."

Maurice athmete, sank sachte zu ihren Füßen nieder und flüsterte:

„Geneviève, weinen Sie nicht, Geneviève, trösten Sie sich über all Ihr Unglück, da Sie mich lieben. Geneviève, im Namen des Himmels, sagen Sie mir, es sei nicht die Heftigkeit meiner Drohungen gewesen, was Sie hieher geführt. Sagen Sie mir, daß Sie, selbst wenn Sie mich diesen Abend nicht gesehen hätten, nunmehr allein, vereinzelt, ohne Zufluchtstätte, hieher gekommen wären, und empfangen Sie meinen Schwur, Sie von dem Eide zu entbinden, den ich Sie zu leisten genöthigt habe."

„Geneviève senkte auf den jungen Mann einen Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit und rief:

„Edelmüthiger! oh! mein Gott ich danke Dir, er ist edelmüthig."

„Hören Sie mich, Geneviève," sagte Maurice, „Gott, den man hier aus seinen Tempeln vertreibt, den man aber nicht aus unsern Herzen vertreiben kann, in welche er die Liebe pflanzte, Gott hat diesen Abend scheinbar düster, aber im Grunde von Freude und Glück funkeln gemacht. Gott hat Sie zu mir geführt, Geneviève, er hat Sie in meine Arme gelegt, er spricht zu Ihnen durch meinen Hauch; Gott will endlich so viele Leiden, die wir ausgestanden, so viele Tugenden belohnen, die wir entwickelten, indem wir diese Liebe bekämpften, welche ungesetzlich zu sein schien, als ob ein so lange Zeit reines und stets so tiefes Gefühl ein Verbrechen sein könnte. Weinen Sie also nicht, Geneviève! Geneviève, geben Sie mir Ihre Hand. Wollen Sie bei einem Bruder sein? Soll dieser Bruder voll Ehrfurcht den Saum Ihres Kleides küssen, sich mit gefalteten Händen entfernen und über die Schwelle schreiten, ohne den Kopf umzuwenden? Sagen Sie ein Wort, und Sie werden mich weggehen sehen, Sie werden allein, frei und in Sicherheit sein, wie eine Jungfrau in der Kirche. Doch, meine angebetete Geneviève, wollen Sie sich im Gegentheil erinnern, ich habe Sie so sehr geliebt, daß ich beinahe darüber gestorben wäre, daß ich um dieser Liebe

willen, die Sie unselig oder glücklich machen können, die Meinigen verrathen, daß ich mich in meinen eigenen Augen verhaßt und niedrig gemacht habe; wollen Sie an Alles das denken, was uns die Zukunft an Glück vorbehält, wollen Sie an die Kraft und an die Energie denken, welche sich in unserer Jugend und in unserer Liebe findet, um dieses beginnende Glück gegen Jeden, der es angreifen wollte, zu vertheidigen? Oh! Geneviève, Du, die Du ein Engel bist, willst Du, sprich? Willst Du einen Menschen so glücklich machen, daß er das Leben nicht mehr beklagt und nicht nach der ewigen Seligkeit begehrt? Dann lächle mir, meine Geneviève, statt mich zurückzustoßen, laß mich Deine Hand auf mein Herz legen, neige Dich herab zu demjenigen, welcher mit seiner ganzen Macht, mit seiner ganzen Seele, mit allen seinen Sinnen, mit allen seinen Wünschen zu Dir emporstrebt. Geneviéve, meine Liebe, mein Leben, Geneviève, nimm Deinen Schwur nicht zurück!"

Das Herz der jungen Frau dehnte sich aus bei diesen Worten: das Schmachten der Liebe, die Anstrengungen der vorhergegangenen Leiden erschöpften ihre Kräfte, die Thränen traten nicht mehr in ihre Augen und dennoch hob ein Schluchzen ihre brennende Brust.

Maurice begriff, daß sie nicht mehr den Muth hatte, zu widerstehen, und schloß sie in seine Arme. Da ließ sie ihr Haupt auf seine Schulter sinken und ihre langen Haare entrollten sich an den glühenden Wangen ihres Geliebten.

Zu gleicher Zeit fühlte Maurice seine Brust springen, denn sie wurde emporgehoben wie die Welle nach dem Sturme.

„Oh! Du weinst, Geneviève," sagte er mit tiefer Traurigkeit, „Du weinst. Oh! beruhige Dich. Nie werde ich die Liebe einem verächtlichen Schmerze aufdringen. Nie sollen sich meine Lippen mit einem Kusse beflecken, den eine einzige Thräne des Bedauerns vergiften würde."

Und er löste den lebendigen Ring seiner Arme, er entfernte seine Stirne von der von Geneviève und wandte sich langsam um; doch durch eine von jenen Gegenwirkungen, die so natürlich sind bei der Frau, welche sich vertheidigt, und während sie

sich vertheidigt, dennoch verlangt, warf Geneviève rasch ihre zitternden Arme um den Hals von Maurice, hielt ihn mit aller Gewalt umfangen, drückte ihre eisige, noch von Thränen feuchte Wange auf die glühende Wange des jungen Mannes und flüsterte ihm zu:

„Oh, verlasse mich nicht, Maurice, denn ich habe nur Dich auf der Welt!"

XXXIII.

Am andern Tag.

Eine schöne Sonne drang durch die grünen Vorhänge und vergoldete die Blätter von drei großen Rosenstöcken, welche in hölzernen Gefässen auf dem Fenster von Maurice standen.

Um so kostbarer für den Blick, als die Jahreszeit zu fliehen anfing, durchdufteten diese Blumen einen kleinen, von Reinlichkeit glänzenden, geplatteten Speisesaal, in welchem sich so eben Geneviève und Maurice an einen ohne Ueberfluß, aber zierlich bestellten Tisch gesetzt hatten. Die Thüre war geschlossen, denn der Tisch trug Alles, was die Gäste brauchten. Man begriff, daß sie sich gesagt hatten:

„Wir werden uns selbst bedienen."

In dem anstoßenden Zimmer hörte man den Willfährigen sich mit einem Eifer gleich dem des Ardelion von Phädrus hin und herbewegen. Die Wärme und das Leben der letzten schönen Tage drangen durch den halb geöffneten Sommerladen ein und machten die Blätter der von der Sonne geliebkosten Rosenstöcke wie Gold und Smaragd glänzen.

Geneviève ließ die goldene Frucht, die sie in der Hand hielt, aus einem ihrer Finger auf einen Teller fallen und blieb träumerisch, nur mit den Lippen lächelnd, während ihre großen Augen in Schwermuth schmachteten, stillschweigend, unbeweglich,

obgleich lebend und glücklich in der Sonne der Liebe, wie es diese schönen Blumen in der Sonne des Himmels waren.

Bald suchten ihre Augen die von Maurice und sie begegneten ihnen, denn er schaute sie auch an und träumte.

Da legte sie ihren so zarten und so weißen Arm auf die Schulter des bebenden jungen Mannes; dann stützte sie ihr Haupt mit jenem Vertrauen und jener Hingebung darauf, welche mehr sind, als die Liebe.

Geneviève schaute ihn an, ohne mit ihm zu sprechen, und erröthete, indem sie ihn anschaute.

Maurice hatte nur leicht den Kopf zu neigen, um seine Lippen auf die halbgeöffneten Lippen seiner Geliebten zu drücken.

Er neigte den Kopf; Geneviève erbleichte und ihre Augen schloßen sich wie die Blätter der Blume, welche ihren Kelch vor den Lichtstrahlen verbirgt.

So blieben sie in dieser ungewohnten Glückseligkeit entschlummert, als der scharfe Ton der Klingel sie beben machte.

Sie trennten sich von einander.

Der Willfährige trat ein, schloß die Thüre wieder geheimnißvoll und meldete:

„Es ist der Bürger Lorin."

„Ah! der liebe Lorin," sagte Maurice, „ich will ihn wegschicken. Verzeihen Sie, Geneviève."

Geneviève hielt ihn zurück.

„Ihren Freund wegschicken, Maurice," sagte sie, „einen Freund, der Sie getröstet, unterstützt hat. Nein, ich will einen solchen Freund eben so wenig aus Ihrem Hause, als aus Ihrem Herzen vertreiben; lassen Sie ihn eintreten, Maurice, lassen Sie ihn eintreten."

„Wie, Sie erlauben?" versetzte Maurice.

„Ich will es," sprach Geneviève.

„Oh! Sie finden also, daß ich Sie nicht genug liebe?" rief Maurice entzückt über dieses Zartgefühl, „und Sie brauchen Vergötterung!"

„Geneviève reichte dem jungen Mann ihre erröthende Stirne; Maurice öffnete die Thüre und Lorin trat ein, schön wie der

Tag, in seiner Tracht eines Halbmuscadins. Als er Geneviève erblickte, gab er ein Erstaunen kund, auf das alsbald eine ehrfurchtsvolle Begrüßung folgte.

„Komm, Lorin," sprach Maurice, „komm und schau' diese Frau an; Du bist enthront, Lorin; es gibt nun Jemand, den ich Dir vorziehe; für Dich hätte ich mein Leben geopfert; für sie, damit sage ich Dir nichts Neues, Lorin, für sie habe ich meine Ehre geopfert."

„Madame," sprach Lorin mit einem Ernste, der bei ihm eine tiefe Erschütterung bezeichnete, „ich werde bemüht sein, Maurice mehr zu lieben als Sie, daß er nicht ganz und gar aufhört, mich zu lieben."

„Setzen Sie sich, mein Herr," erwiderte Geneviève lächelnd.

„Ja, setze Dich," sprach Maurice, der, nachdem er rechts die Hand seines Freundes, links die seiner Geliebten gedrückt hatte, sein Herz voll von aller Glückseligkeit fühlte, nach der ein Mensch auf dieser Erde streben kann.

„Du willst also nicht mehr sterben, Du willst Dich also nicht mehr tödten lassen?"

„Wie so?" fragte Geneviève.

„O, mein Gott! was für ein wankelmüthiges Geschöpf ist doch der Mensch," sagte Lorin, „wie sehr haben die Philosophen Recht, daß sie seinen Leichtsinn verachten! Sollten Sie es wohl glauben, Madame, hier ist Einer, der sich gestern in das Feuer stürzen, in das Wasser werfen wollte, der erklärte, es sei keine Glückseligkeit mehr für ihn auf dieser Welt möglich; und nun finde ich ihn diesen Morgen heiter, lustig, das Lächeln auf den Lippen, das Glück auf der Stirne, das Leben im Herzen, vor einer wohlbestellten Tafel. Es ist wahr, er ißt nichts; doch dieß beweist nicht, daß er unglücklich ist."

„Wie!" rief Geneviève, „er wollte dieß Alles thun?"

„Dieß Alles, und noch viele andere Dinge, ich werde ihnen das später erzählen; doch für den Augenblick habe ich gewaltig Hunger, wovon Maurice die Schuld trägt, weil er mich gestern Abend in dem ganzen Quartier Saint-Jacques umherlaufen ließ.

Erlauben Sie also, daß ich Ihr Frühstück angreife, welches, wie mir scheint, noch gar nicht berührt worden ist."

„In der That, er hat Recht!" rief Maurice mit einer kindischen Freude, „wir wollen frühstücken, ich habe nichts gegessen und Sie auch nicht, Geneviève."

Er beobachtete das Auge von Lorin bei diesem Namen; dieser aber verzog keine Miene.

„Ah! Du hattest also errathen, daß sie es war?" fragte Maurice.

„Bei Gott!" antwortete Lorin und schnitt sich ein großes Stück weiß und rosenfarbigen Schinken ab.

„Ich habe auch Hunger," sagte Geneviève und reichte ihm ihren Teller.

„Lorin," sprach Maurice, „ich war gestern Abend krank."

„Du warst mehr als krank, Du warst verrückt."

„Nun, ich glaube, Du bist diesen Morgen leidend."

„Wie so?"

„Du hast noch keinen Vers gemacht."

„Ich dachte in diesem Augenblicke daran," versetzte Lorin.

„Weilt Phöbus in der Grazien Chor,
Tönet die Lyra olympisch empor.
Doch wenn Aphroditens Zauber ihn leiten,
Verstummen der Lyra goldene Saiten."

„Gut, das ist immerhin ein Quatrain," sprach Maurice lachend.

„Und Du mußt Dich damit begnügen, da wir nun von etwas minder heiteren Dingen sprechen wollen."

„Was gibt es denn?" fragte Maurice unruhig.

„Ich werde nächstens die Wache in der Conciergerie haben."

„In der Conciergerie!" versetzte Geneviève, „bei der Königin?"

„Bei der Königin . . . ich glaube, ja, Madame."

Geneviève erbleichte, Maurice faltete die Stirne und machte Lorin ein Zeichen.

Dieser nahm sich abermals eine Schnitte Schinken, doppelt so groß, als die erste.

Die Königin war in der That in die Conciergerie gebracht worden, wohin wir ihr nun folgen werden.

XXXIV.

Conciergerie.

An der Ecke des Pont au Change und des Quai aux Fleurs erheben sich Ueberreste vom alten Palaste des heiligen Ludwig, den man vorzugsweise den Palast nannte, wie man Rom die Stadt genannt hat, und der fortwährend diesen erhabenen Namen bewahrt, obgleich die einzigen Könige, die ihn bewohnen, Gerichtsschreiber, Richter und Proceßführende sind.

Es ist ein großes, düsteres Haus, das Haus der Justiz, das die strenge Göttin mehr fürchten, als lieben macht. Man sieht hier das ganze Geräthe und alle Attribute der menschlichen Rache in einem engen Raume vereinigt. Hier die Säle, wo man die Vorgeladenen bewacht, dort die, wo man sie verurtheilt, weiter unten die Kerker, wo man sie einschließt, wenn sie verurtheilt sind; an der Thüre der kleine Platz, wo man sie, um sie ehrlos zu machen, mit dem glühenden Eisen brandmarkt; hundert und fünfzig Schritte endlich von dem ersten der andere größere Platz, auf dem man sie tödtet, nämlich die Grève, wo man vollendet, was im Palast untermalt worden ist.

Die Justiz hat, wie man sieht, Alles unter der Hand. Diese ganze Partie an einander gehängter, düsterer, grauer Gebäude mit den kleinen, vergitterten Fenstern, woran die gähnenden Gewölbe vergitterten Höhlen von wilden Thieren gleichen, welche sich an dem Quai des Lunettes hinziehen, ist die Conciergerie.

Dieses Gefängniß mit Kerkern, welche das Wasser der Seine mit seinem schwarzen Schleime befeuchtet, hat geheimniß-

volle Ausgänge, die einst nach dem Flusse die Opfer führten, welche verschwinden zu lassen man sich veranlaßt sah.

Eine unermüdliche Lieferantin des Schaffots, war die Conciergerie im Jahre 1793 mit Gefangenen vollgepfropft, aus denen man in einer Stunde Todesopfer machte, in jener Zeit war das alte Gefängniß vom heiligen Ludwig wirklich der Gasthof des Todes.

Unter den Gewölben der Thore schaukelte sich in der Nacht eine Laterne mit rothem Feuer, ein düsteres Aushängschild dieses Ortes der Schmerzen.

Am Vorabend des Tages, wo Maurice, Lorin und Geneviève mit einander frühstückten, erschütterte ein dumpfes Rollen das Pflaster des Quai und die Scheiben des Gefängnisses. Dann hörte das Rollen vor dem gewölbten Thore auf, Gensdarmen klopften daran mit dem Griffe ihres Säbels; das Thor öffnete sich, der Wagen fuhr in den Hof, und als sich die Angeln hinter ihm gedreht, als die Riegel geklirrt hatten, stieg eine Frau aus.

Sogleich verschlang sie die vor ihr gähnende Pforte. Drei oder vier neugierige Köpfe, die sich beim Schimmer der Fackeln vorgestreckt hatten, um die Gefangene zu betrachten, und in der Halbtinte erschienen waren, tauchten sich wieder in die Dunkelheit; dann hörte man ein gemeines Gelächter und ein paar plumpe Worte des Abschieds, die unter den Männern, welche sich entfernten, und die man wahrnahm, ohne sie zu sehen, ausgetauscht wurden.

Diejenige, welche man brachte, war innerhalb der ersten Pforte mit ihren Gensdarmen geblieben; sie sah, daß sie noch durch eine zweite zu schreiten hatte, aber sie vergaß, daß man, um durch eine Pforte zu gelangen, zugleich den Fuß aufheben und den Kopf bücken muß, denn man findet unten eine Stufe, welche emporsteht, und oben ein Gewölbe, das sich herabsenkt.

Ohne Zweifel noch nicht sehr gewöhnt an die Architektur der Gefängnisse, so lange sie sich auch in solchen aufgehalten hatte, vergaß die Gefangene, ihre Stirne zu neigen und stieß sich heftig an der eisernen Stange.

„Haben Sie sich wehe gethan, Bürgerin?" fragte einer von den Gensdarmen.

„Es thut jetzt nichts mehr wehe," antwortete sie ruhig.

Und sie ging weiter, ohne eine Klage von sich zu geben, obgleich man über der Augenbraue die blutige Spur sah, welche hier das Anstoßen an die eiserne Stange zurückgelassen hatte.

Bald gewahrte man den Lehnstuhl des Schließers, einen Lehnstuhl, der in den Augen der Gefangenen ehrwürdiger war, als es in den Augen der Höflinge der Thron eines Königs ist, denn der Schließer eines Gefängnisses ist der Spender der Gnaden, und jede Gnade ist wichtig für einen Gefangenen; häufig verwandelt die geringste Gunst seinen düsteren Himmel in ein leuchtendes Firmament.

In seinem Lehnstuhl sitzend, den er, von seiner Wichtigkeit überzeugt, trotz des Geräusches der Gitter und des rollenden Wagens, der einen neuen Gast verkündigte, nicht verlassen hatte, schnupfte der Schließer Richard seinen Tabak, schaute die Gefangene an, öffnete ein sehr fettiges Register und suchte eine Feder auf dem kleinen Tintenzeug von schwarzem Holz, woran die Tinte, auf dem Rande verhärtet, in der Mitte noch ein wenig schlammige Feuchtigkeit bewahrte, wie in der Mitte des Kraters eines Vulkans immer noch ein wenig flüssige Materie bleibt.

„Bürger Schließer," sagte der Anführer der Eskorte, „mache rasch den Eintrag, denn man erwartet uns ungeduldig bei der Gemeinde."

„Oh! das wird nicht lange dauern," versetzte der Schließer, indem er in sein Tintenfaß ein paar Tropfen Wein goß, welche im Grunde eines Glases übrig waren, „man hat, Gott sei Dank, eine Hand, welche dazu gemacht ist! Sage mir Deine Namen und Deine Vornamen, Bürgerin."

Und er tauchte seine Feder in die improvisirte Tinte und schickte sich an, unten an die Seite, welche schon zu sieben Achteln voll war, die Neuangekommene einzutragen, während hinter seinem Stuhle stehend die Bürgerin Richard, eine Frau, aus deren Augen Wohlwollen sprach, mit beinahe ehrfurchtsvollem

Erstaunen die Dame von zugleich so traurigem und so edlem und stolzem Anblick, welche ihr Gatte befragte, anschaute.

„Marie Antoinette Josephe von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich."

„Königin von Frankreich!" wiederholte der Schließer, indem er sich erstaunt auf dem Arme seines Lehnstuhles erhob.

„Königin von Frankreich!" wiederholte die Gefangene in demselben Tone.

„Sonst genannt Wittwe Capet," sprach der Anführer der Escorte.

„Unter welchen von diesen zwei Namen soll ich sie einschreiben?" fragte der Schließer.

„Unter welchem Du willst, wenn Du sie nur schnell einschreibst," erwiderte der Anführer der Escorte.

Der Schließer fiel in seinen Stuhl zurück und schrieb mit einem leichten Zittern die Vornamen, den Namen und den Titel nach der Angabe der Gefangenen ein, ein Eintrag, der noch heut zu Tage röthlich in dem Register sichtbar ist, in welchem die Ratten der revolutionären Conciergerie das Blatt gerade an der kostbarsten Stelle zernagt haben.

Die Richard stand immer noch hinter dem Stuhl ihres Mannes, nur hatte sie ein Gefühl religiösen Mitleids die Hände zu falten bewogen.

„Ihr Alter?" fuhr der Schließer fort.

„Sieben und dreißig Jahre und neun Monate," antwortete die Gefangene.

Richard schrieb wieder, entwarf dann das Signalement und schloß mit den besondern Formeln und Noten.

„Gut," sagte er, „es ist geschehen."

„Wohin führt man die Gefangene?" fragte der Anführer der Escorte.

Richard nahm eine zweite Prise Tabak und schaute seine Frau an.

„Ah!" sagte diese, „wir waren nicht davon in Kenntniß gesetzt und wissen es kaum."

„Suche," versetzte der Brigadier.

„Da ist das Rathszimmer," sagte die Frau.

„Hm! das ist sehr groß," murmelte Richard.

„Desto besser; wenn es groß ist, kann man leicht Wachen hineinstellen."

„Es mag also sein, das Rathszimmer," sagte Richard, „doch es ist für den Augenblick unbewohnbar, denn es findet sich kein Bett darin."

„Das ist wahr," erwiderte die Frau, „daran dachte ich nicht."

„Bah!" bemerkte einer von den Gensdarmen, „man bringt morgen ein Bett hinein, und morgen ist bald da."

„Uebrigens kann die Bürgerin diese Nacht in unserem Zimmer zubringen, nicht wahr, Mann?" versetzte die Richard.

„Nun, und wir?" sagte der Schließer.

„Wir gehen nicht zu Bette; eine Nacht ist bald vorüber, wie der Bürger Gensdarme gesagt hat."

„So führt die Bürgerin in mein Zimmer," sprach Richard.

„Während dieser Zeit schreibt Ihr uns den Empfangschein, nicht wahr?"

„Ihr werdet ihn bei Eurer Rückkehr finden."

Die Richard nahm ein Licht, das auf dem Tisch brannte, und ging voran.

Marie Antoinette folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen, ruhig und bleich wie immer; zwei Kerkerknechte, denen die Richard ein Zeichen machte, schloßen den Zug. Man zeigte der Königin ein Bett, in welchem die Richard schleunigst weiße Tücher ausbreitete. Die Kerkerknechte stellten sich vor die Ausgänge, dann wurde die Thüre doppelt geschlossen und Marie Antoinette befand sich allein.

Wie sie diese Nacht hinbrachte, weiß Niemand, denn sie brachte sie von Angesicht zu Angesicht mit Gott hin.

Erst am andern Morgen wurde die Königin in das Rathszimmer versetzt, das ein langes Viereck bildete, dessen Eingangsthüre auf einen Corridor der Conciergerie führte, und das man in seiner ganzen Länge mit einem Verschlag durchschnitten hatte, der nicht die Höhe der Decke erreichte.

Die eine von den Abtheilungen war das Zimmer der Wachmannschaft.

Die andere das der Königin.

Ein mit dicken eisernen Stangen vergittertes Fenster beleuchtete jede von diesen zwei Zellen.

Ein Windschirm, der die Stelle einer Thüre einnahm, trennte die Königin von ihren Wächtern und schloß die Oeffnung in der Mitte.

Dieses ganze Gemach war mit Backsteinen beplattet.

Die Wände waren einst mit einem Rahmen von vergoldetem Holz geschmückt gewesen, von welchem noch die Fetzen einer mit Lilien besäten Tapete herabhingen.

Ein Bett dem Fenster gegenüber und ein Stuhl, dieß war die ganze Ausstattung des königlichen Gefängnisses.

Als die Königin eintrat, verlangte sie ihre Bücher und ihre Arbeit.

Man brachte ihr die Revolution von England, welche sie im Temple angefangen hatte, die Reisen des jungen Anacharsis und ihre Stickerei.

Die Gensdarmen quartierten sich ihrerseits in der anstoßenden Zelle ein. Die Geschichte hat ihre Namen aufbewahrt, wie sie es mit den geringsten Wesen thut, welche das Mißgeschick mit großen Katastrophen in Verbindung bringt, wodurch sie auf sich ein Bruchstück des Lichtes widerstrahlen sehen, das der Blitz ausschleudert, wenn er die Throne der Könige oder die Könige selbst zerschmettert.

Sie hießen Duchesne und Gilbert.

Die Gemeinde hatte diese zwei Männer bezeichnet, welche sie als gute Patrioten kannte, und sie sollten in ihrer Zelle als beständiger Posten bleiben, bis der Urtheilsspruch über Marie Antoinette erfolgt wäre. Man hoffte durch dieses Mittel die beinahe unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten eines Dienstes zu beseitigen, welcher mehrere Male im Tage wechselt, und übertrug dadurch den Wächtern eine furchtbare Verantwortlichkeit.

Die Königin wurde schon an diesem Tage durch das Ge-

spräch der zwei Männer, von denen jedes Wort bis zu ihr gelangte, wenn sie nicht irgend ein Grund veranlaßte, die Stimme zu dämpfen, die Königin, sagen wir, wurde von dieser Maßregel unterrichtet. Sie fühlte darüber Freude und Unruhe, denn wenn sie sich einerseits sagte, diese Männer müßten sehr sicher sein, da man sie unter so Vielen gewählt, so bedachte sie andererseits, daß ihre Freunde viel mehr Gelegenheit finden würden, zwei bekannte Wächter, welche beständig auf dem Posten wären, zu bestechen, als hundert unbekannte, von dem Zufall bezeichnete, welche unversehens und für einen einzigen Tag an ihr vorübergingen.

In der ersten Nacht rauchte einer der Gensdarmen seiner Gewohnheit gemäß, ehe er zu Bette ging; der Tabaksgeruch drang durch die Oeffnungen des Verschlags und bedrückte die unglückliche Königin, bei der das Mißgeschick, statt sie abzustumpfen, alle Feinheiten der Sinne geschärft hatte.

Bald fühlte sie sich betäubt von den übelriechenden Dünsten, es ergriff sie wie ein verwirrender Schwindel; doch ihrem Systeme eines unbezähmbaren Stolzes getreu, beklagte sie sich nicht.

Während sie in jenem schmerzlichen Wachen verharrte und nichts die Stille der Nacht störte, glaubte sie etwas wie ein Seufzen zu hören, das von Außen kam; dieses Seufzen war etwas Düsteres, Durchdringendes, wie das Geräusch des Windes in den öden Hausgängen, wenn der Sturm eine menschliche Stimme entlehnt, um den Leidenschaften der Elemente Leben zu geben.

Bald erkannte sie, daß das Geräusch, welches sie Anfangs beben gemacht, das schmerzhafte, beharrliche Geschrei, die finstere Klage eines auf dem Quai heulenden Hundes war. Sie dachte an ihren armen Black, an den sie in dem Augenblick nicht gedacht hatte, wo man sie aus dem Temple wegführte, und dessen Stimme sie nun zu erkennen glaubte. Das arme Thier, das seine Gebieterin aus zu viel Wachsamkeit verlor, war in der That unsichtbar hinter ihr hinabgestiegen, ihrem Wagen bis zu dem Gitter der Conciergerie gefolgt, und hatte sich nur von hier

entfernt, weil es durch die doppelte eiserne Platte, die sich hinter ihr geschlossen, hätte entzwei geschnitten werden müssen.

Doch bald war das arme Thier zurückgekehrt, es begriff, daß man seine Gebieterin in dieses große steinerne Grab eingeschlossen, rief ihr heulend und wartete, zehn Schritte von der Schildwache, auf die Liebkosung einer Antwort.

Die Königin antwortete durch einen Seufzer, der ihre Wächter aufmerksam horchen machte.

Doch da dieser Seufzer der einzige war und kein Geräusch in dem Zimmer von Marie Antoinette darauf folgte, so beruhigten sich die Wächter bald wieder und versanken in ihren halbwachen Zustand.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war die Königin aufgestanden und angekleidet. An dem vergitterten Fenster sitzend, dessen Licht, durch die eisernen Stangen gedämpft, bläulich auf ihre abgemagerten Hände fiel, las sie scheinbar, doch ihr Geist war sehr fern von dem Buch.

Der Gensdarme Gilbert öffnete den Windschirm ein wenig und schaute sie stillschweigend an; Marie Antoinette hörte das Geräusch des Schirmes, der sich den Boden streifend auf sich selbst drehte, doch sie schaute nicht empor.

Sie saß so, daß die Gensdarmen ihren Kopf völlig von diesem Morgenlichte übergossen sehen konnten.

Der Gensdarme Gilbert bedeutete seinem Kameraden durch ein Zeichen, er möge mit ihm durch die Oeffnung schauen.

Duchesne näherte sich.

„Siehst Du," sagte Gilbert mit leiser Stimme, „siehst Du, wie bleich sie ist; das ist furchtbar; ihre roth geränderten Augen offenbaren, daß sie leidet: man sollte glauben, sie habe geweint."

„Du weißt wohl, daß die Wittwe Capet nie weint," entgegnete Duchesne; „sie ist viel zu stolz hiezu."

„Dann ist sie krank," sprach Gilbert.

Und die Stimme erhebend, fragte er:

„Sage doch, Bürgerin Capet, bist Du krank?"

Die Königin schlug langsam die Augen auf und ihr Blick richtete sich klar und forschend auf diese zwei Männer.

„Sprechen Sie mit mir, meine Herren?" sagte sie mit einer Stimme voll Sanftheit, denn sie hatte eine Mischung von Theilnahme in dem Tone desjenigen, welcher das Wort an sie gerichtet, zu bemerken geglaubt.

„Ja, Bürgerin, mit Dir," erwiderte Gilbert, „wir fragen Dich, ob Du krank seist."

„Warum dieß?"

„Weil Du sehr rothe Augen hast."

„Und weil Du zu gleicher Zeit sehr bleich bist," fügte Duchesne bei.

„Ich danke, meine Herren. Nein, ich bin nicht krank; ich habe nur in dieser Nacht viel gelitten."

„Ah! ja, Dein Kummer."

„Nein, meine Herren, da mein Kummer stets derselbe ist und mich die Religion denselben zu dem Fuße des Kreuzes niederlegen gelehrt hat, so macht er mich nicht einen Tag mehr leiden, als den andern; nein, ich bin krank, weil ich in dieser Nacht nicht geschlafen habe."

„Ah! die Neuheit der Wohnung, die Veränderung des Bettes," sagte Duchesne.

„Und dann ist die Wohnung nicht schön," fügte Gilbert bei.

„Das ist es ebenfalls nicht, meine Herren," versetzte die Königin den Kopf schüttelnd. „Häßlich oder schön, meine Wohnung ist mir gleichgültig."

„Was ist es denn?"

„Was es ist?"

„Ja."

„Ich bitte Sie um Vergebung, wenn ich es Ihnen sage, doch ich war ungemein belästigt von dem Tabaksgeruche, den der Herr noch in diesem Augenblick ausdampft."

Gilbert rauchte in der That, was übrigens seine gewöhnliche Beschäftigung war.

„Ah! mein Gott," rief er, ganz bewegt durch die Sanft-

muth, mit der die Königin zu ihm sprach. „Das ist es? ... Warum sagtest Du es mir nicht, Bürgerin?"

„Weil ich mich nicht für berechtigt hielt, Sie in Ihren Gewohnheiten zu beengen, mein Herr."

„Oh! Du sollst wenigstens durch mich nicht mehr belästigt werden," sagte Gilbert, indem er seine Pfeife wegwarf, welche auf dem Boden zerbrach; „denn ich werde nicht mehr rauchen."

Und er wandte sich um, führte seinen Gefährten weg und schloß den Windschirm.

„Möglich, daß man ihr den Kopf abschlägt, das ist die Sache der Nation, doch wozu diese Frau leiden lassen? Wir sind Soldaten und keine Henker wie Simon."

„Was Du da machst, ist ein wenig aristokratisch, Kamerad," versetzte Duchesne den Kopf schüttelnd.

„Was nennst Du aristokratisch? sprich, erkläre mir das ein wenig."

„Ich nenne aristokratisch Alles, was die Nation quält und ihren Feinden Vergnügen macht."

„Deiner Ansicht nach quäle ich also die Nation, weil ich aufhöre, die Bürgerin Capet einzuräuchern. Stille doch! Siehst Du," fuhr der brave Mann fort, „ich erinnere mich nur meines Schwures, den ich dem Vaterland geleistet, und des Befehles, den mir mein Brigadier gegeben hat. Meinen Befehl weiß ich auswendig: die Gefangene nicht entschlüpfen lassen; Niemand bei ihr eindringen lassen; jede Correspondenz verhindern, die sie anknüpfen oder unterhalten wollte, und auf meinem Posten sterben. Dieß habe ich versprochen, und ich werde es halten. Es lebe die Nation!"

„Was ich Dir da sage," versetzte Duchesne, „sage ich nicht, weil ich Dir böse bin, im Gegentheil; doch es wäre mir unangenehm, wenn Du Dich gefährden würdest."

„Stille! hier kommt Jemand."

Die Königin hatte kein Wort von dieser Unterredung verloren, obgleich sie mit leiser Stimme geführt worden war; die Gefangenschaft verdoppelt die Schärfe der Sinne.

Das Geräusch, das die Aufmerksamkeit der zwei Wächter

erregt hatte, rührte von den Tritten mehrerer Personen her, welche sich der Thüre näherten.

Die Thüre öffnete sich. Zwei Beamte traten, gefolgt von dem Schließer und einigen Kerkerknechten, ein.

„Nun!" fragten sie, „was macht die Gefangene?"

„Sie ist dort," antworteten die zwei Gensdarmen.

„Wie ist ihre Wohnung?"

„Seht selbst!" antwortete Gilbert und klopfte an den Windschirm.

„Was wollen Sie?" fragte die Königin.

„Es ist der Besuch der Gemeinde, Bürgerin Capet."

„Dieser Mann ist gut," dachte Marie Antoinette, „und wenn meine Freunde wollen . . ."

„Es ist gut, es ist gut," sagten die Beamten, indem sie Gilbert auf die Seite schoben und bei der Königin eintraten; „es bedarf nicht so vieler Umstände."

Die Königin schaute nicht empor, und aus ihrer Unbeweglichkeit zu schließen, hätte man denken sollen, sie habe weder gesehen, noch gehört, was vorging, und glaube sich immer noch allein.

Die Abgeordneten der Gemeinde nahmen ängstlich alle Einzelnheiten der Stube in Augenschein, untersuchten das Täfelwerk, das Bett, die Gitterstangen des Fensters, das in den Frauenhof ging, empfahlen den Gensdarmen die ängstlichste Wachsamkeit und entfernten sich wieder, ohne ein Wort an Marie Antoinette zu richten, und ohne daß diese ihre Anwesenheit bemerkt zu haben schien.

XXXV.

Der Saal der verlornen Schritte.

Gegen das Ende desselben Tages, an welchem wir die Beamten mit einer ängstlichen Sorgfalt das Gefängniß der Köni-

gin haben untersuchen sehen, ging ein Mann in einer grauen Carmagnole, den Kopf bedeckt mit dicken, schwarzen Haaren, und über diesen schwarzen Haaren mit einer von jenen Pelzmützen, welche damals die übertriebensten Patrioten unter dem Volke auszeichnete, in dem großen Saale spazieren, den man philosophisch den „Saal der verlornen Schritte" nannte, und schien sehr aufmerksam die Hin- und Hergehenden zu betrachten, welche die gewöhnliche Bevölkerung dieses Saales bilden, eine Bevölkerung, die ungemein in jener Zeit vermehrt war, wo der Proceß eine höhere Bedeutung erlangt hatte, und wo man kaum mehr anders plaidirte, als um seinen Kopf den Henkern oder dem Bürger Fouquier-Tinville, ihrem unermüdlichen Lieferanten, streitig zu machen.

Die Haltung, welche der Mann, dessen Porträt wir skizzirten, angenommen hatte, war eine Haltung von sehr gutem Geschmack. Die Gesellschaft war in jener Zeit in zwei Klassen getheilt, in die Wölfe und in die Schafe; die einen mußten natürlich den andern Angst machen, weil die eine Hälfte der Gesellschaft die andere verschlang.

Unser ungestümer Spaziergänger war von kleinem Wuchse; er schwang mit einer schwarzen, schmutzigen Hand einen von jenen Knütteln, die man „Constitutionen" nannte. Es ist nicht zu leugnen, die Hand, welche diese furchtbare Waffe die Luft durchschneiden ließ, müßte Jedem klein vorgekommen sein, der sich das Vergnügen gemacht hätte, diesem seltsamen Manne gegenüber die Rolle des Inquisitors zu spielen, die er sich in Beziehung auf die Andern angemaßt hatte; doch Niemand hätte es gewagt, einen Mann von so furchtbarem Aussehen zu controliren.

Der Mann mit dem Knüttel bereitete in der That eine nicht geringe Unruhe gewissen Schreibern, die über die öffentliche Frage stritten, welche in jener Zeit immer schlimmer oder immer besser zu gehen anfing, je nachdem man die Sache aus dem conservativen oder aus dem revolutionären Gesichtspunkte betrachtet. Diese braven Leute beschauten aus einem Augenwinkel seinen langen, schwarzen Bart, sein grünliches, unter borstenartig buschigen Brauen eingerahmtes Auge und zitterten, so oft der

Spaziergang des furchtbaren Patrioten, der den Saal der verlornen Schritte in seiner ganzen Länge in Anspruch nahm, denselben in ihre Nähe brachte.

Dieser Schrecken rührte hauptsächlich davon her, daß der Mann mit dem Knüttel, so oft es Jemand in den Sinn kam, sich ihm zu nähern oder gar ihn aufmerksam anzuschauen, auf den Platten seine gewichtige Waffe erschallen ließ, welche den Steinen, auf die sie fiel, bald einen matten, dumpfen, bald einen sonoren, scharfen Ton entriß.

Doch nicht allein die erwähnten Schreiber, die man gewöhnlich unter dem Namen der Ratten des Palastes bezeichnet, empfanden diesen furchtbaren Eindruck, sondern auch die verschiedenen Menschen, welche in den Saal der verlornen Schritte durch ihre große Pforte oder durch einen von ihren engen Eingängen eintraten und eiligst vorübergingen, wenn sie den Mann mit dem Knüttel erblickten, der seine Wanderung von einem Ende des Saales zum andern unablässig fortsetzte und jeden Augenblick einen Vorwand fand, seinen Knüttel auf den Platten schallen zu lassen.

Wären die Schreiber minder erschrocken und die Spaziergänger hellsehender gewesen, so würden sie ohne Zweifel entdeckt haben, daß unser Patriot, launenhaft wie alle excentrische oder extreme Naturen, gewissen Platten einen Vorzug zu geben schien, denjenigen zum Beispiel, welche, in geringer Entfernung von der Mauer rechts oder ungefähr mitten im Saale liegend, die reinsten und stärksten Töne von sich gaben.

Er drängte endlich seinen Zorn auf einigen Platten zusammen und dieß waren besonders die Platten im Mittelpunkte. Einen Augenblick vergaß er sich sogar so weit, daß er stehen blieb, um mit dem Auge etwas wie eine Entfernung zu messen.

Diese geistige Abwesenheit dauerte allerdings nur kurze Zeit und er nahm bald wieder den wilden Ausdruck in seinem Blicke an, den ein Blitz der Freude verscheucht hatte.

Beinahe in derselben Minute trat ein anderer Patriot (in jener Zeit war Jedem seine Meinung auf seine Stirne oder vielmehr auf seine Kleider geschrieben), beinahe in derselben Mi-

nute, sagen wir, trat ein anderer Patriot durch die Thüre der Gallerie ein und kreuzte, ohne daß es schien, als theilte er nur im Geringsten den Eindruck des Schreckens, den der Erste einflößte, seinen Spaziergang mit einem Schritte, der dem seinigen beinahe gleich war, derart, daß sie sich ungefähr in der Hälfte des Saales begegneten.

Der Neuangekommene trug wie der Andere eine Pelzmütze, eine Carmagnole, und hatte schmutzige Hände und einen Knüttel, dabei hatte er außerdem noch einen großen Säbel, der ihm an die Waden schlug. Was übrigens den Zweiten noch furchtbarer machte, als den Ersten, war, daß er in demselben Grade, in welchem der Anblick des Ersten Schrecken erregte, ein falsches, gehässiges, gemeines Gesicht hatte.

Obgleich diese zwei Männer derselben Sache anzugehören und dieselbe Meinung zu theilen schienen, wagten doch die Anwesenden einen Blick, um zu sehen, was, nicht aus ihrem Zusammentreffen, denn sie marschirten nicht gerade auf derselben Linie, sondern aus ihrer Annäherung hervorgehen würde. Bei dem ersten Gange wurde ihre Erwartung getäuscht; die zwei Patrioten begnügten sich, einen Blick zu wechseln, und sogar dieser Blick machte den Kleineren von beiden leicht erbleichen; nur war an der unwillkürlichen Bewegung seiner Lippen sichtbar, daß diese Blässe nicht durch ein Gefühl von Furcht, sondern durch Ekel veranlaßt wurde.

Und dennoch, als ob der erste Patriot eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst gemacht hätte, und dennoch hellte sich sein bis dahin so zurückstoßendes Gesicht auf, etwas wie ein Lächeln, das freundlich zu sein suchte, schwebte über seinen Lippen hin, und er lenkte seinen Spaziergang leicht auf die linke Seite, offenbar in der Absicht, den zweiten Patrioten in dem seinigen aufzuhalten.

Ungefähr im Mittelpunkte trafen Sie zusammen.

„Ei, bei Gott! das ist der Bürger Simon," sagte der erste Patriot.

„Er selbst; doch was willst Du von dem Bürger Simon und wer bist Du vor Allem?"

„Stelle Dich doch, als ob Du mich nicht kennen würdest!“

„Ich kenne Dich durchaus nicht, und zwar aus einem vortrefflichem Grunde, weil ich Dich nie gesehen habe.“

„Gehe doch! Du solltest denjenigen nicht kennen, der die Ehre gehabt, den Kopf der Lamballe zu tragen?“

Mit einer dumpfen Wuth ausgesprochen, stürzten diese Worte gleichsam brennend aus dem Munde des Patrioten mit der Carmagnole hervor. Simon bebte.

„Du?“ versetzte er, „Du?“

„Nun, Du wunderst Dich darüber . . . Ah! Bürger, ich glaubte, Du wärest ein besserer Kenner von Freunden . . . von Getreuen. Ich bemitleide Dich.“

„Was Du gethan hast, ist sehr gut; doch ich kannte Dich nicht,“ sagte Simon.

„Es ist mehr Vortheil dabei, wenn man den kleinen Capet bewacht, man ist mehr im Gesichte, denn ich kenne Dich und schätze Dich.“

„Ah! ich danke.“

„Keine Ursache . . . Du gehst also spazieren?“

„Ja, ich erwarte Jemand; und Du?“

„Ich auch.“

„Wie heißest Du, ich werde im Club von Dir sprechen.“

„Ich heiße Theodor.“

„Und dann?“

„Und dann, das ist Alles; genügt Dir das nicht?“

„Oh! vollkommen . . . Wen erwartest Du, Bürger Theodor?“

„Einen Freund, dem ich eine gute kleine Anzeige machen will.“

„In der That! erzähle mir das.“

„Eine Aristokratenbrut.“

„Sie heißt?“

„Wahrhaftig, ich kann es nur meinem Freund sagen.“

„Du hast Unrecht, denn hier kommt der meinige auf uns zu und mir scheint, dieser kennt das Verfahren hinreichend, um Deine Angelegenheit auf der Stelle zu ordnen . . .“

„Fouquier Tinville!“ rief der erste Patriot.

„Nur dieses, lieber Freund.“

„Nun wohl, das ist gut . . . guten Morgen, Bürger Fouquier.“

Bleich, ruhig, seiner Gewohnheit gemäß seine schwarzen, tief unter dicken Brauen liegenden Augen weit aufsperrend, kam Fouquier-Tinville, sein Register in der Hand, seine Akten unter dem Arm aus einer Seitenthüre hervor.

„Guten Morgen, Simon,“ sagte er, „was gibt es Neues?“

„Vielerlei; zuerst eine Anzeige des Bürger Theodor, der den Kopf der Lamballe getragen hat. Ich stelle ihn Dir vor.“

Fouquier heftete rasch seinen schlauen Blick auf den Patrioten, den dieses scharfe Anschauen, trotz der muthigen Spannung seiner Nerven, beunruhigte.

„Theodor,“ sagte er, „wer ist dieser Theodor?“

„Ich,“ antwortete der Mann mit der Carmagnole.

„Du hast den Kopf der Lamballe getragen, Du?“ versetzte der öffentliche Ankläger mit einem sehr scharfen Ausdruck des Zweifels.

„Ich, in der Rue Saint-Antoine.“

„Aber ich kenne auch Einen, der sich dessen rühmt,“ sagte Fouquier.

„Ich kenne zehn,“ entgegnete muthig der Bürger Theodor; „doch da diese etwas verlangen und ich nichts verlange, so hoffe ich den Vorzug zu haben.“

Dieser Zug machte Simon lachen und entrunzelte Fouquier's Stirne.

„Du hast Recht,“ sagte er, „und wenn Du es auch nicht gethan hast, so hättest Du es thun können. Laß uns, ich bitte Dich, Bürger, Simon hat mir etwas zu sagen.“

Theodor entfernte sich, sehr wenig verletzt durch die Offenherzigkeit des öffentlichen Anklägers.

„Warte einen Augenblick,“ rief Simon, „schicke ihn nicht so weg, höre zuerst die Anzeige, die er uns bringt.“

„Ah!“ machte Fouquier-Tinville mit zerstreuter Miene, „eine Anzeige?“

„Ja, eine Brut,“ fügte Simon bei.

„Gut, so sprich, wovon handelt es sich?“

„Oh! es ist beinahe nichts, der Bürger Maison-Rouge und einige Freunde.“

Fouquier machte einen Sprung rückwärts, Simon hob die Arme zum Himmel empor.

„Wahrhaftig!“ riefen sie gleichzeitig.

„Reine Wahrheit, wollt Ihr sie fangen?“

„Auf der Stelle, wo sind sie?“

„Ich habe den Maison-Rouge in der Rue de la Grande-Truanderie getroffen.“

„Du täuschest Dich, er ist nicht in Paris,“ entgegnete Fouquier.

„Ich habe ihn gesehen, sage ich Dir.“

„Unmöglich, man hat hundert Menschen mit seiner Verfolgung beauftragt, und er würde sich nicht in den Straßen zeigen.“

„Er! er! er!“ versetzte der Patriot, „ein großer Mann, braun, stark wie drei Starke und bärtig wie ein Bär.“

Fouquier zuckte verächtlich die Achseln und erwiderte:

„Abermals eine Albernheit, Maison-Rouge ist klein, mager und hat nicht ein Barthaar.“

Der Patriot ließ seine Arme mit bestürzter Miene sinken.

„Gleichviel, die gute Absicht gilt für die That. Nun ist es an uns, Simon, beeile Dich, man erwartet mich in der Kanzlei, es ist die Stunde, wo die Karren abgehen.“

„Nun, nichts Neues; bei dem Kinde geht es gut.“

Der Patriot wandte den Rücken, um nicht unbescheiden zu scheinen, jedoch so, daß er hören konnte.

„Ich gehe, wenn ich belästige,“ sagte er.

„Adieu,“ sprach Simon.

„Guten Morgen,“ versetzte Fouquier.

„Sage Deinem Freunde, Du habest Dich getäuscht,“ fügte Simon bei.

„Gut, ich erwarte ihn.“

Theodor trat ein wenig auf die Seite und stützte sich auf seinen Knüttel.

„Ah! bei dem Kleinen geht es gut,“ versetzte nun Fouquier, „doch wie steht es mit dem Sittlichen?“

„Ich knete ihn nach Belieben."

„Er spricht also?"

„Wann ich will."

„Ich glaube, er könnte in dem Prozesse von Antoinette zeugen?"

„Ich glaube es nicht nur, ich bin dessen gewiß."

Theodor lehnte sich an einen Pfeiler an und hatte das Auge gegen die Thüre gerichtet; doch dieses Auge war ohne einen bestimmten Blick, während die Ohren entblößt und gespannt unter der großen Pelzmütze erschienen. Er sah vielleicht nichts, hörte aber sicherlich etwas.

„Bedenke wohl," sagte Fouquier, „laß die Commission nicht das machen, was man einen Schreibersschritt nennt *); bist Du sicher, daß Capet sprechen wird?"

„Er wird Alles sagen, was ich will."

„Hat er Dir das gesagt, was wir ihn fragen werden?"

„Er hat es mir gesagt."

„Was Du da versprichst, ist wichtig, Bürger Simon. Das Geständniß des Kindes bringt seiner Mutter den Tod."

„Bei Gott, ich rechne darauf."

„Man wird nichts Aehnliches gesehen haben, seit den Bekenntnissen, welche Nero Narcissus machte," murmelte Fouquier mit düsterem Tone; „noch einmal, bedenke wohl, Simon."

„Bürger, man sollte glauben, Du haltest mich für einen Dummkopf, daß Du mir immer dasselbe wiederholst. Höre folgenden Vergleich: Wenn ich Leder in das Wasser lege, wird es dann geschmeidig?"

„Ich weiß das nicht," versetzte Fouquier.

„Es wird geschmeidig. Nun wohl, der kleine Capet wird in meinen Händen so geschmeidig, als das weichste Leder. Ich habe mein eigenes Verfahren zu diesem Ende."

„Es sei," sagte Fouquier; „ist das Alles, was Du mir sagen wolltest?"

---

*) Ein Fehler aus Mangel an Erfahrung oder aus Unwissenheit.

„Alles . . . doch nein, ich vergaß eine Anzeige.“

„Immer und immer! Du willst mich also mit Geschäften überladen?“

„Man muß dem Vaterlande dienen.“

Simon reichte Fouquier ein kleines Papier, so schwarz als eines von den Ledern, von deren er so eben gesprochen, doch sicherlich minder geschmeidig. Fouquier nahm es und las.

„Abermals Dein Bürger Lorin! Du hassest diesen Mann also ungemein?“

„Ich finde ihn stets feindlich gegen das Gesetz. Er sagte: „„Adieu, Madame,““ zu einer Frau, die ihn gestern Abend von einem Fenster aus grüßte. Morgen hoffe ich Dir ein paar Worte über einen andern Verdächtigen mittheilen zu können, über jenen Maurice, der bei der Geschichte mit der Nelke Beamter im Temple war.“

„Genau, genau!“ sagte Fouquier, Simon zulächelnd.

Er reichte ihm die Hand und wandte den Rücken mit einer Eilfertigkeit, welche wenig zu Gunsten des Schusters sprach.

„Was Teufels soll ich genau angeben? Man hat Leute guillotinirt, welche weniger gethan.“

„Ei! Geduld, Geduld,“ erwiderte Fouquier ruhig; „man kann nicht Alles auf einmal thun.“

Und er kehrte mit raschem Schritte unter die Pforte zurück. Simon suchte mit den Augen den Bürger Theodor, um sich mit ihm zu trösten. Er sah ihn nicht mehr im Saal.

Kaum trat er aus dem östlichen Gitter, als Theodor wieder an der Ecke einer Schreiberhütte erschien. Der Bewohner der Hütte begleitete ihn.

„Um wie viel Uhr schließt man die Gitter?“ sagte Theodor zu diesem Mann.

„Um fünf Uhr.“

„Und was geschieht dann?“

„Nichts; der Saal ist leer bis zum andern Tag.“

„Keine Runden? kein Visitiren?“

„Nein, mein Herr, unsere Baraken werden mit dem Schlüssel geschlossen.“

Bei dem Worte „Herr" runzelte Theodor die Stirne und schaute mißtrauisch umher.

„Sind die Hebestange und die Pistolen in der Barake?" sagte er.

„Ja, unter dem Teppich."

„Kehre zurück ... doch zeige mir zuvor noch das Zimmer jenes Tribunals, dessen Fenster nicht vergittert ist und das auf einen Hof bei der Place Dauphine geht."

„Links zwischen den Pfeilern, unter der Laterne."

„Gut. Gehe und halte die Pferde am bezeichneten Orte bereit."

„Oh! gut Glück, mein Herr, gut Glück! .. zählen Sie auf mich."

„Das ist der günstige Augenblick, Niemand schaut, öffne Deine Barake."

„Es ist geschehen, mein Herr, ich werde für Sie beten!"

„Nicht für mich mußt Du beten! Gott befohlen."

Und nach einem beredten Blicke schlüpfte der Bürger so behende und geschickt unter das kleine Dach der Barake, daß er verschwand, wie es der Schatten des Schreibers gethan hatte, der die Thüre schloß.

Dieser würdige Schreiber zog den Schlüssel aus dem Schlosse, nahm Papiere unter den Arm und verließ den Saal mit den wenigen Beamten, welche der Schlag fünf Uhr wie eine Nachhut verspäteter Bienen aus den Kanzleien trieb.

XXXVI.

Der Bürger Theodor.

Die Nacht hatte den ungeheuren Saal in ihren großen, grauen Schleier gehüllt, dessen unglückliche Echos die Bestimmung haben, das scharfe Wort der Advokaten und die flehenden Worte der Kläger und Beklagten zu wiederholen.

In einer gewissen Entfernung von einander schien mitten in der Dunkelheit eine weiße Säule wie ein diesen heiligen Ort beschützender Geist im Saal zu wachen.

Das einzige Geräusch, das sich in dieser Dunkelheit hören ließ, war das Geknaupel und das Umherspringen der Ratten, welche die in den Hütten der Schreiber enthaltenen Papierstöße zernagten, nachdem sie mit dem Zernagen des Holzes angefangen.

Man hörte auch wohl zuweilen das Geräusch eines Wagens, das bis zu diesem Heiligthum der Themis drang, wie ein Akademiker sagen würde, und ein unbestimmtes Klirren von Schlüsseln, das unter der Erde hervorzukommen schien. Doch Alles dieß ertönte in der Ferne und nichts hebt so sehr die vollkommene Stille hervor, als ein entferntes Geräusch, wie nichts so sehr die Dunkelheit hervorhebt, als die Erscheinung eines entfernten Lichtes.

Gewiß wäre Derjenige von einem schwindelartigen Schrecken ergriffen worden, welcher sich zu dieser Stunde in den weiten Saal des Palastes gewagt hätte, dessen Mauern außen noch roth waren von dem Blut der Opfer des September, dessen Treppen an demselben Tage fünf und zwanzig zum Tode Verurtheilte hatten hinabsteigen sehen, und dessen Platten nur eine Dicke von ein paar Fuß von den mit gebleichten Skeletten bevölkerten Kerkern der Conciergerie trennte.

Doch mitten in dieser furchtbaren Nacht, mitten in diesem feierlichen Stillschweigen, ließ sich ein schwaches Knirschen hören: die Thüre einer Schreiberhütte drehte sich auf ihren Angeln und ein Schatten, schwärzer als der Schatten der Nacht, schlüpfte vorsichtig aus der Barake.

Dann streifte der wüthende Patriot, den man ganz leise Herr nannte und der ganz laut Theodor zu heißen behauptete, mit leichtem Fuße die holperigen Platten.

Er hielt in der rechten Hand eine schwere eiserne Hebestange, und sicherte mit der linken in seinem Gürtel eine Pistole mit zwei Läufen.

„Ich habe zwölf Platten von dem Laden an gezählt,“ murmelte er, „hier ist das Ende der ersten.“

Und während er rechnete, betastete er mit der Fußspitze die Spalte, welche die Zeit zwischen jeder Fuge der Steine noch fühlbarer macht.

„Habe ich meine Maßregeln auch gut genommen?“ murmelte er; „werde ich stark genug sein? Wird sie Muth genug haben? Oh! ja, denn ihr Muth ist mir bekannt. Oh! mein Gott! wenn ich ihre Hand nehme und zu ihr sage: „„Madame, Sie sind gerettet!““

Er blieb stehen, wie niedergedrückt unter dem Gewichte einer solchen Hoffnung.

„Oh!“ fuhr er fort, „verwegener, wahnsinniger Versuch! werden die Anderen sagen, indem sie sich unter ihre Decken stecken oder sich damit begnügen, daß sie als Lakaien verkleidet um die Conciergerie herstreichen; aber bei ihnen ist nicht der Fall, was bei mir der Fall ist, um so viel zu wagen: ich will nicht nur die Königin retten, ich will hauptsächlich die Frau retten. Auf, zum Werke, und wiederholen wir noch einmal unsere Aufgabe. Die Platte aufheben, das ist nichts; sie offen lassen, darin liegt die Gefahr, denn es kann eine Runde kommen; doch es kommen nie Runden. Man hat keinen Verdacht, denn ich habe keine Genossen, und dann, wie viel Zeit braucht es für einen Eifer wie der meinige ist, um den düsteren Gang zu durchdringen? In drei Minuten bin ich unter ihrem Zimmer, in fünf weiteren Minuten hebe ich den Stein auf, der ihrem Kamin als Herd dient. Sie wird mich arbeiten hören, doch sie hat zu viel Festigkeit, um darüber zu erschrecken; sie wird begreifen, daß ein Befreier naht; sie wird von zwei Männern bewacht; ohne Zweifel werden diese zwei Männer herbeieilen. Nun! was sind im Ganzen zwei Männer,“ sagte der Patriot mit einem finstern Lächeln, indem er abwechselnd die Waffe, die er in seinem Gürtel hatte, und die anschaute, welche er in seiner Hand hielt; „zwei Männer, das braucht einen Doppelschuß mit dieser Pistole, oder zwei Schläge mit dieser

eisernen Stange — arme Leute! Oh! es sind wohl Andere gestorben, welche nicht mehr schuldig waren. Vorwärts!"

Und der Bürger Theodor drückte entschlossen seine Hebestange zwischen die Fuge von zwei Platten.

In demselben Augenblick schlüpfte ein scharfes Licht wie eine goldene Furche über die Platten hin, ein durch das Echo des Gewölbes wiederholtes Geräusch bewog den Verschwörer, sich umzuwenden, und mit einem einzigen Sprunge kehrte dieser in die Hütte zurück und verbarg sich in derselben.

Bald drangen Stimmen, geschwächt durch die Entfernung, geschwächt auch durch die Gemüthsbewegung, welche sich aller Menschen zur Nachtzeit in einem weiten Gebäude bemächtigt, an das Ohr von Theodor.

Er bückte sich und sah durch eine Oeffnung der Hütte einen Mann in militärischer Tracht, dessen großer Säbel, auf den Platten wiederhallend, eines von den Geräuschen veranlaßte, die seine Aufmerksamkeit erregt hatten; dann einen Mann in pistaziengrünem Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papierrollen unter seinem Arme hielt; dann einen Dritten in einem Wammse von Ratine und mit einer Pelzmütze, und endlich einen Vierten mit Holzschuhen und einer Carmagnole.

Die vier Männer traten ein.

„Eine Runde!" murmelte Theodor; „Gott sei gelobt, zehn Minuten später wäre ich verloren gewesen."

Dann betrachtete er mit tiefer Aufmerksamkeit die Personen, welche diese Runde bildeten. Er erkannte in der That drei derselben. Derjenige, welcher in der Tracht eines Generals voranging, war Santerre. Der Mann mit dem Ratinewammse und der Pelzmütze war der Schließer Richard. Der Mann mit den Holzschuhen und der Carmagnole war ohne Zweifel ein Schließknecht.

Doch den Mann mit dem pistaziengrünen Rocke, der einen Meßstab in der Hand und Papiere unter seinem Arm hielt, hatte er nie gesehen.

Wer mochte dieser Mensch sein? und was thaten um zehn Uhr Abends in dem Saale der verlorenen Schritte der General

der Gemeinde, der Wächter der Conciergerie, ein Schließknecht und dieser Unbekannte?

Der Bürger Theodor stützte sich auf ein Knie, hielt mit einer Hand seine Pistole mit den gespannten Hahnen und ordnete mit der anderen seine Mütze auf seinen Haaren, welche seine hastige Bewegung zu sehr verwirrt hatte, als daß sie natürlich gewesen wären.

Bis jetzt hatten die vier nächtlichen Gäste geschwiegen, oder die Worte, die sie gesprochen, waren wenigstens an die Ohren des Verschwörers nur wie ein leeres Geräusch gedrungen.

Doch zehn Schritte von dem Versteck sprach Santerre und seine Stimme gelangte deutlich bis zum Bürger Theodor.

„Hört," sagte er, „wir sind nun in dem Saale der verlorenen Schritte. Du hast uns zu führen, Bürger Baumeister, und mußt Dich hauptsächlich bemühen, daß Deine Offenbarung keine Posse ist, denn siehst Du, die Revolution hat all diesen Albernheiten ihr Recht angethan, und wir glauben eben so wenig an unterirdische Gänge, als an Geister. Was sagst Du dazu, Bürger Richard?" fügte Santerre bei, indem er sich an den Mann mit der Pelzmütze und dem Ratinewammse wandte.

„Ich habe nie gesagt, es gebe keinen unterirdischen Gang unter der Conciergerie," antwortete dieser, „und hier steht Gracchus, der seit zehn Jahren Schließer ist, der folglich die Conciergerie wie seine Hosentasche kennt, und dennoch nichts von dem Dasein des unterirdischen Ganges weiß, von welchem der Bürger Giraud spricht. Da jedoch der Bürger Giraud Baumeister der Stadt ist, so muß er das besser wissen, als wir, denn es gehört zu seinem Amte."

Theodor schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen, als er diese Worte hörte.

„Zum Glück," murmelte er, „ist der Saal groß, und ehe sie finden, was sie suchen, werden sie wenigstens zwei Tage suchen müssen."

Doch der Baumeister öffnete seine große Papierrolle, setzte seine Brille auf und kniete vor einem Plan nieder, den er auf-

merksam bei der zitternden Helle der Laterne, welche Gracchus in der Hand hielt, betrachtete.

„Ich befürchte, der Bürger Giraud hat nur geträumt," sagte Santerre spottend.

„Du wirst sehen, Bürger General," versetzte der Baumeister, „Du wirst sehen, ob ich ein Träumer bin; warte, warte."

„Du siehst wohl, wir warten," rief Santerre.

„Gut," sprach der Baumeister und fuhr dann rechnend fort: „Zwölf und vier macht sechzehn, und acht macht vier und zwanzig: das gibt, mit sechs dividirt, vier, wonach uns eine halbe bleibt; so ist es, ich habe meine Stelle und wenn ich mich um einen Fuß täusche, so sagt, ich sei ein Ignorant."

Der Baumeister sprach diese Worte mit einer Sicherheit, welche den Bürger Theodor vor Schrecken in Eis verwandelte.

Santerre schaute den Plan mit einer gewissen Ehrfurcht an; man sah, daß er um so mehr bewunderte, je weniger er etwas davon begriff.

„Folgt wohl dem, was ich Euch sagen werde."

„Wo dieß?" fragte Santerre.

„Auf dieser Karte, die ich gezeichnet habe! Seid Ihr dabei? Dreizehn Fuß von der Mauer ist eine bewegliche Platte, die ich mit A bezeichnete. Seht Ihr sie?"

„Gewiß sehe ich ein A," erwiderte Santerre, „glaubst Du, ich könne nicht lesen?"

„Unter dieser Platte ist eine Treppe," fuhr der Baumeister fort; „seht, ich habe sie mit B bezeichnet."

„B," wiederholte Santerre, „ich sehe das B, aber ich sehe die Treppe nicht."

Und der General lachte geräuschvoll über diesen Scherz.

„Ist einmal die Platte aufgehoben, habt Ihr einmal den Fuß auf der letzten Stufe," fuhr der Baumeister fort, „so zählt fünfzig Schritte von drei Fuß, und schaut in die Luft, Ihr werdet Euch gerade vor der Kanzlei befinden, in welche dieser unterirdische Gang, unter dem Kerker der Königin hinlaufend, ausmündet."

„Der Wittwe Capet, willst Du sagen, Bürger Giraud," entgegnete Santerre, die Stirne faltend.

„Ah! ja, der Wittwe Capet."

„Du sagtest: der Königin."

„Alte Gewohnheit."

„Und Du behauptest, man werde sich unter der Kanzlei befinden?" fragte Richard.

„Nicht nur unter der Kanzlei, sondern ich sage sogar, unter welchem Theile der Kanzlei man sich befinden wird: unter dem Ofen."

„Das ist seltsam," sprach Gracchus; „in der That, so oft ich ein Scheit Holz an diesem Orte fallen lasse, wiederhallt der Stein."

„Wahrhaftig, wenn wir finden, was Du da sagst, Bürger Baumeister, so werde ich zugestehen, daß die Geometrie eine schöne Sache ist."

„Nun, so gestehe, Bürger Santerre, denn ich führe Dich an den durch den Buchstaben A bezeichneten Ort."

Der Bürger Theodor drückte sich die Nägel in das Fleisch.

„Wenn ich gesehen haben werde," versetzte Santerre; „ich bin wie der heilige Thomas."

„Ah! Du sagst: der heilige Thomas."

„Meiner Treue, ja, wie Du gesagt hast: die Königin, aus Gewohnheit; doch man wird mich nicht beschuldigen, ich conspirire für den heiligen Thomas."

„Mich auch nicht, ich thue dieß für die Königin."

Nach dieser Antwort nahm der Baumeister den Meßstab, zählte die Klafter und schlug, nachdem er alle Entfernungen wohl berechnet zu haben schien, auf eine Platte.

Diese Platte war gerade dieselbe, auf welche der Bürger Theodor in seinem wüthenden Zorne geschlagen hatte.

„Es ist hier, Bürger General," sagte der Baumeister.

„Du glaubst, Bürger Giraud?"

Der Patriot in der Hütte vergaß sich so weit, daß er heftig mit seiner geschlossenen Faust auf seinen Schenkel schlug und ein dumpfes Gemurre ausstieß.

„Ich bin meiner Sache sicher," erwiderte Giraud, „und Eure Besichtigung wird in Verbindung mit meinem Berichte dem Convent beweisen, daß ich mich nicht täuschte. Ja, Bürger General," fuhr der Baumeister mit Nachdruck fort, „diese Platte öffnet sich über einem unterirdischen Gange, der unter dem Kerker der Wittwe Capet hinläuft und in die Kanzlei ausmündet. Heben wir diese Platte auf, steigt mit mir in den Gang hinab, und ich werde Euch beweisen, daß zwei Männer, daß ein Mann sogar die Wittwe Capet in einer Nacht, ohne daß es Jemand vermuthete, entführen könnte.

Ein Gemurmel des Schreckens und der Bewunderung, den Anwesenden durch die Worte des Baumeisters entrissen, durchlief die ganze Gruppe und erstarb am Ohr des Bürgers Theodor, der in eine Bildsäule verwandelt zu sein schien.

„Einer solchen Gefahr waren wir preisgegeben," sprach Giraud. „Nun wohl, mit einem Gitter, das ich in dem unterirdischen Gange anbringe, und das diesen in der Mitte durchschneidet, ehe er zu dem Kerker der Wittwe Capet gelangt, rette ich das Vaterland."

„O! Bürger Giraud," rief Santerre, „Du hast da einen erhabenen Gedanken."

„Die Hölle verwirre Dich, dreifacher Dummkopf!" brummte der Patriot mit verdoppelter Wuth.

„Hebe nun die Platte auf," sagte der Baumeister zu dem Bürger Gracchus, der außer seiner Laterne auch eine Hebestange trug.

Der Bürger Gracchus schritt zum Werke, und in einem Augenblick war die Platte aufgehoben.

Da erschien das unterirdische Gewölbe gähnend mit der Treppe, die sich in den Tiefen verlor, und ein ganzer Strom dumpfiger Luft drang dick wie ein Dampf hervor.

„Abermals ein gescheiterter Versuch," murmelte der Bürger Theodor. „Oh! der Himmel will also nicht, daß sie entkomme, und ihre Sache ist also eine verfluchte Sache!"

XXXVII.

Der Bürger Gracchus.

Einen Augenblick blieb die Gruppe der drei Männer unbeweglich an der Mündung des unterirdischen Ganges, während der Schließer in die Oeffnung seine Laterne streckte, welche die Tiefe nicht zu erleuchten vermochte.

Der triumphirende Baumeister beherrschte seine drei Gefährten mit der ganzen Höhe seines Genies.

„Nun?" sagte er nach einigen Sekunden.

„Meiner Treue, ja," antwortete Santerre, „hier ist der unterirdische Gang, daran läßt sich nicht zweifeln. Man muß nur noch wissen, wohin er führt."

„Ja," wiederholte Richard, „man muß wissen, wohin er führt."

„Nun wohl, steige hinab, Bürger Richard, und du wirst selbst sehen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe."

„Es läßt sich etwas Besseres thun, als hier hinabzusteigen," entgegnete der Schließer. „Wir kehren mit Dir und dem General in die Conciergerie zurück. Dort hebst Du die Platte vom Ofen auf und wir werden sehen."

„Sehr gut, wir wollen gehen," sagte Santerre.

„Doch nimm Dich in Acht," versetzte der Baumeister, „die offen gebliebene Platte kann irgend Jemand Gedanken geben."

„Wer Teufels soll zu dieser Stunde hierher kommen?" versetzte Santerre.

„Uebrigens ist der Saal öde, und wenn wir Gracchus hier lassen, so wird das genügen," sprach Richard. „Bleibe hier, Bürger Gracchus, und wir holen Dich von der andern Seite des unterirdischen Ganges wieder ab."

„Gut," sagte Gracchus.

„Bist Du bewaffnet?" fragte Santerre.

„Ich habe meinen Säbel und diese eiserne Stange, Bürger General.“

„Vortrefflich! halte gute Wache. In zehn Minuten sind wir bei Dir.“

Und alle Drei begaben sich, nachdem sie das Gitter geschlossen, durch die Gallerie des Merciers nach dem besondern Eingange der Conciergerie.

Der Schließknecht sah sie weggehen; er folgte ihnen mit den Augen, so lange er sie sehen konnte, er horchte, so lange er sie hören konnte; als aber wieder Alles still und einsam geworden zu sein schien, stellte er seine Laterne auf den Boden, setzte sich nieder, ließ seine Beine in die Tiefe des unterirdischen Ganges hängen und fing an zu träumen.

Die Schließknechte träumen auch zuweilen; nur gibt man sich in der Regel nicht die Mühe, zu untersuchen, was sie träumen.

Plötzlich und als er gerade in die tiefste Tiefe seiner Träumerei versunken war, fühlte er, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Er wandte sich um, sah eine unbekannte Gestalt und wollte schreien, doch in demselben Augenblick wurde ihm eine eiskalte Pistole vor die Stirne gesetzt.

Seine Stimme blieb in seiner Kehle stecken, seine Arme fielen träge an seinem Leibe herab, seine Augen nahmen den flehendsten Ausdruck an, den sie finden konnten.

„Kein Wort, oder Du bist todt,“ sprach die Erscheinung.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ stammelte der Schließknecht.

Selbst im Jahre 93 gab es, wie man sieht, Augenblicke, wo man sich nicht duzte, und wo man sich Bürger zu nennen aufhörte.

„Ich will, daß Du mich hier hineinlässest,“ antwortete der Bürger Theodor.

„Warum dieß?“

„Was geht es Dich an?“

Der Schließknecht schaute Denjenigen, welcher diese Frage an ihn richtete, mit dem tiefsten Erstaunen an.

Der Bürger Theodor glaubte aber in der Tiefe dieses Blickes einen Blitz des Verstandes zu erkennen. Er senkte sein Gewehr und sprach:

„Würdest Du Dich weigern, Dein Glück zu machen?"

„Ich weiß es nicht, es hat mir noch Niemand Vorschläge in dieser Hinsicht gemacht."

„Nun wohl, ich werde anfangen."

„Sie bieten mir an, mein Glück zu machen?"

„Ja."

„Was verstehen Sie unter einem Glück?"

„Fünfzig tausend Livres in Gold zum Beispiel: das Gold ist selten und fünfzig tausend Livres in Gold sind heut zu Tage eine Million werth."

„Wenn ich Sie da hineinlasse?"

„Ja; doch unter der Bedingung, daß Du mit mir kommst und mir bei dem, was ich thun will, hilfst."

„Aber was werden Sie denn thun? In fünf Minuten ist dieser unterirdische Gang voll von Soldaten, welche Sie verhaften."

Der Bürger Theodor war betroffen von dem Gewichte dieser Worte.

„Kannst Du verhindern, daß die Soldaten hinabsteigen?"

„Ich habe kein Mittel, ich kenne keines und suche vergebens."

Man sah wirklich, daß der Schließknecht den ganzen Scharfsinn seines Geistes zusammenraffte, um das Mittel zu finden, das ihm fünfzig tausend Franken eintragen sollte.

„Doch morgen können wir hinein?" fragte der Bürger Theodor.

„Ja, ohne Zweifel; aber zwischen heute und morgen soll in diesem unterirdischen Gang ein Gitter angebracht werden, das seine ganze Breite einnehmen wird, und es ist beschlossen, daß dieses Gitter zu größerer Sicherheit voll, solid und ohne Thüre sein soll."

„Dann muß man etwas Anderes finden," sagte der Bürger Theodor.

„Ja, man muß etwas Anderes finden," versetzte der Schließknecht, „suchen wir."

Aus der collectiven Art. in der sich der Bürger Gracchus ausdrückte, ersieht man, daß bereits ein Bündniß zwischen ihm und dem Bürger Theodor stattfand.

„Das ist meine Sache," sagte Theodor. „Was machst Du in der Conciergerie?"

„Ich bin Schließknecht."

„Das heißt?"

„Ich öffne die Thüren und schließe sie."

„Du schläfst darin?"

„Ja, mein Herr."

„Du issest darin?"

„Nicht immer. Ich habe meine Erholungsstunden."

„Und dann?"

„Ich benütze sie."

„Wozu?"

„Um der Herrin der Schenke zum Brunnen Noä den Hof zu machen; sie hat mir versprochen, mich zu heirathen, wenn ich zwölf hundert Franken besitzen würde."

„Wo liegt die Schenke zum Brunnen Noä?"

„Bei der Rue de la Vieille-Draperie."

„Sehr gut."

„Stille, Herr."

Der Patriot horchte.

„Ah! ah!" sagte er.

„Hören Sie?"

„Ja . . . Stimmen, Tritte."

„Sie kommen zurück. Sie sehen wohl, daß wir nicht Zeit gehabt hätten."

Dieses wir wurde immer bündiger.

„Das ist wahr. Du bist ein braver Junge, und Du kommst mir vor, als wärest Du vorherbestimmt . . ."

„Wozu?"

„Eines Tages reich zu werden.“

„Gott höre Sie!“

„Du glaubst noch an Gott?“

„Zuweilen, stellenweise. Heute zum Beispiel . . .“

„Nun?“

„Heute würde ich gern an ihn glauben.“

„So glaube an ihn,“ sprach der Bürger Theodor und drückte dem Schließknecht zehn Louisd'or in die Hand.

„Teufel!“ sagte dieser, indem er das Gold bei dem Scheine seiner Laterne anschaute, „das ist also Ernst?“

„Es kann nichts ernster sein.“

„Was muß ich thun?“

„Finde Dich morgen im Brunnen Noä ein, ich werde Dir dann sagen, was ich von Dir will. Wie heißest Du?“

„Gracchus.“

„Nun wohl,“ Bürger Gracchus, laß Dich zwischen jetzt und morgen von dem Schließer Richard wegjagen.“

„Wegjagen! und mein Platz?“

„Gedenkst Du etwa, mit fünfzig tausend Franken Eigenthum Schließknecht zu bleiben?“

„Nein, doch so lange ich Schließknecht und arm bin, habe ich die Sicherheit, nicht guillotinirt zu werden.“

„Sicherheit?“

„Oder wenigstens ungefähr. Während ich frei und reich . . .“

„Du verbirgst Dein Geld und machst einer Strickerin den Hof, statt der Wirthin zum Brunnen Noä.“

„Nun wohl, es ist abgemacht.“

„Morgen in der Schenke.“

„Um welche Stund?“

„Um sechs Uhr Abends.“

„Fliegen Sie rasch davon, sie kommen . . . ich sage: fliegen Sie davon, weil ich annehme, daß Sie durch die Gewölbe hinabsteigen.“

„Morgen!“ wiederholte Theodor und entfloh.

Es war in der That Zeit, das Geräusch der Tritte und

Stimmen näherte sich. Man sah schon in dem dunklen Gange den Schein der Lichter.

Theodor erreichte die Thüre, die ihm der Schreiber, dessen Hütte er genommen, bezeichnet hatte; er sprengte das Schloß mit seinem Hebeeisen, eilte auf das angegebene Fenster zu, öffnete es, ließ sich auf die Straße hinabgleiten, und befand sich wieder auf dem Pflaster der Republik.

Doch ehe er den Saal der verlorenen Schritte verlassen hatte, konnte er noch den Bürger Gracchus den Richard fragen und diesen antworten hören:

„Der Bürger Baumeister hatte vollkommen Recht; der unterirdische Gang läuft unter dem Zimmer der Wittwe Capet hin. Das war gefährlich."

„Ich glaube es wohl," sagte Gracchus, der das Bewußtsein hatte, daß er eine große Wahrheit sprach.

Santerre erschien wieder an der Mündung der Treppe.

„Und Deine Arbeiter, Bürger Baumeister?" fragte er Giraud.

„Sie sind vor Tag hier und man wird dann auf der Stelle das Gitter anbringen," antwortete eine Stimme, welche aus der Tiefe der Erde hervorzukommen schien.

„Und Du wirst das Vaterland gerettet haben!" sagte Santerre halb spöttisch halb ernsthaft.

„Du glaubst nicht, wie sehr Du Recht hast, Bürger General," murmelte Gracchus.

XXXVIII.

Das königliche Kind.

Der Proceß der Königin hatte indessen begonnen, wie man im vorhergehenden Kapitel sehen konnte.

Bereits ließ man durchschauen, durch das Opfer dieses er=

habenen Hauptes würde der seit langer Zeit murrende Volkshaß endlich gestillt werden.

Es fehlte nicht an Mitteln um diesen Kopf fallen zu machen, und dennoch hatte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, beschlossen, die neuen Anklagemittel, welche Simon zu seiner Verfügung zu stellen versprochen, nicht zu vernachlässigen.

Am Tage, nachdem Simon und er sich in dem Saal der verlorenen Schritte begegnet hatten, machte das Geräusch der Waffen im Temple die Gefangenen, welche denselben noch bewohnten, abermals beben.

Diese Gefangenen waren Madame Elisabeth, Madame Royale und das Kind, das, nachdem man es in der Wiege Majestät genannt hatte, nur noch der kleine Louis Capet hieß.

Der General Santerre kam mit seinem dreifarbigen Federbusch, seinem dicken Rosse und seinem großen Säbel, gefolgt von mehreren Nationalgardisten, in den Thurm, worin das königliche Kind schmachtete.

An der Seite des Generals ging ein Schreiber von schlimmem Aussehen, der ein Schreibzeug und eine Rolle Papier trug und mit einer übermäßig langen Feder focht.

Hinter dem Schreiber kam der öffentliche Ankläger. Wir haben ihn gesehen, wir kennen ihn und werden ihn später wiederfinden, diesen trockenen, gelben, kalten Mann, dessen blutiges Auge selbst den wilden Santerre in seinem Kriegsharnisch schauern machte.

Einige Nationalgardisten und ein Lieutenant folgten ihnen.

Mit einem falschen Gesichte lächelnd und in einer Hand seine Mütze von Bärenfell, in der andern seinen Knieriemen haltend, schritt ihnen Simon voran, um der Commission den Weg zu zeigen.

Sie kamen an ein ziemlich dunkles, geräumiges, kahles Zimmer, in dessen Hintergrund auf seinem Bett der junge Ludwig in einem Zustande völliger Unbeweglichkeit saß.

Als wir das arme Kind vor dem viehischen Zorne Simons fliehen sahen, war in ihm noch eine Art von Lebensthätigkeit, welche gegen die unwürdige Behandlung des Schusters vom

Temple sich sträubte; es floh, es schrie, es weinte; es hatte also Furcht, es litt, es hoffte.

Heute waren Furcht und Hoffnung verschwunden. Ohne Zweifel bestand sein Leiden noch, doch wenn es bestand, so verbarg das Märtyrerkind, das man die Fehler seiner Eltern auf eine so grausame Weise bezahlen ließ, sein Leiden in der Tiefe seines Herzens und verschleierte es unter dem Anscheine völliger Unempfindlichkeit.

Das Kind schaute nicht einmal empor, als die Commissäre auf sein Bett zugingen.

Diese nahmen ohne Umstände Sitze und ließen sich nieder: der öffentliche Ankläger oben am Bett, Simon unten, der Schreiber beim Fenster, die Nationalgardisten und ihr Lieutenant auf der Seite und ein wenig im Schatten.

Diejenigen unter den Anwesenden, welche den kleinen Gefangenen mit einiger Theilnahme oder mit einiger Neugierde anschauten, bemerkten die Blässe des Kindes, den seltsamen Umfang seines Leibes, was nichts Anderes als Aufgedunsenheit war, und die Biegung seiner Beine, die an den Gelenken aufzuschwellen begannen.

„Dieses Kind ist sehr krank,“ sagte der Lieutenant mit einer Bestimmtheit, welche Fouquier-Tinville, der bereits saß und zu fragen im Begriff war, sich umzuwenden veranlaßte.

Der kleine Capet schlug die Augen auf, suchte im Halbschatten denjenigen, welcher diese Worte gesprochen, und erkannte denselben jungen Mann, welcher schon einmal im Hofe des Temple Simon ihn zu schlagen verhindert hatte. Eine sanfte, verständige Strahlung kreiste in seinen dunkelblauen Augensternen, doch dieß war Alles.

„Ah! ah! Du bist es, Bürger Lorin,“ sprach Simon, der auf diese Art die Aufmerksamkeit von Fouquier-Tinville auf den Freund von Maurice lenkte.

„Ich selbst, Bürger Simon,“ erwiderte Lorin mit seiner unstörbaren Festigkeit.

Und da Lorin, obgleich stets bereit, der Gefahr in's Auge zu schauen, nicht der Mann war, der sie unnöthig suchte, so be-

nützte er diesen Umstand, um Fouquier-Tinville zu grüßen, welcher ihm seinen Gruß höflich erwiderte.

„Du bemerkst, glaube ich, Bürger, das Kind sei krank," sagte der öffentliche Ankläger; „bist Du ein Arzt?"

„Ich habe wenigstens die Arzneiwissenschaft studirt, wenn ich auch kein Doctor bin."

„Nun, was findest Du an ihm?"

„Als Symptom von Krankheit?" fragte Lorin.

„Ja."

„Ich finde die Backen und die Augen aufgedunsen, die Hände bleich und mager, die Kniee geschwollen, und wenn ich ihm den Puls fühlen würde, so fände ich sicherlich eine Bewegung von fünf und achtzig bis neunzig Schlägen in der Minute."

Das Kind schien unempfindlich für die Aufzählung seiner Leiden.

„Und welchem Umstande kann die Wissenschaft den Zustand des Gefangenen zuschreiben?" fragte der öffentliche Ankläger.

Lorin kratzte sich an der Nasenspitze und murmelte:

„Philis will mich sprechen machen,
Doch mir fehlt die Lust dazu."

„Meiner Treue, Bürger," erwiderte er, „ich kenne die Lebensordnung des kleinen Capet nicht genug, um Dir zu antworten, aber . . ."

Simon horchte aufmerksam und lachte in die Faust, als er seinen Feind sich zu compromittiren im Begriff sah.

„Aber ich glaube," fuhr Lorin fort, „er macht sich nicht genug Bewegung."

„Ich glaube es selbst, der kleine Schelm will nicht gehen," sagte Simon.

Das Kind blieb unempfindlich für die Rede des Schusters.

Fouquier-Tinville stand auf, ging auf Lorin zu und sprach ganz leise mit ihm.

Niemand hörte die Worte des öffentlichen Anklägers, doch diese Worte hatten offenbar die Form der Frage.

„Oh! oh! glaubst Du das, Bürger? Das ist sehr ernst für eine Mutter.“

„In jedem Fall werden wir es erfahren,“ sprach Fouquier; „Simon behauptet, er habe es selbst den Knaben sagen hören, und macht sich anheischig, es ihn zugestehen zu lassen.“

„Das wäre abscheulich,“ versetzte Lorin; „doch es ist am Ende möglich; die Oesterreicherin ist nicht frei von Sünden und man hat, mit Recht oder mit Unrecht, das geht mich nichts an, eine Messalina aus ihr gemacht; doch daß man sich nicht hiemit begnügt und auch noch eine Aggrippina aus ihr machen will, das kommt mir, ich muß es gestehen, ein wenig stark vor.“

„Es ist dieß von Simon berichtet worden,“ sprach Fouquier unempfindlich.

„Ich zweifle nicht daran, daß Simon dieß gesagt hat ... es gibt Menschen, welche vor keiner Anklage zurückschrecken ... Doch findest Du nicht,“ fuhr Lorin fort, indem er Fouquier fest anschaute, „findest Du nicht, Du, der Du ein verständiger und rechtschaffener Mann bist, Du, der Du ein starker Mann bist, daß von einem Kinde solche Einzelnheiten über Diejenigen fordern, welche zu verehren ihm durch die heiligsten Gesetze der Natur geboten ist, beinahe das ganze Menschengeschlecht in der Person dieses Kindes verletzen heißt?“

Der öffentliche Ankläger veränderte keine Miene; er zog eine Note aus seiner Tasche und zeigte sie Lorin.

„Der Convent befiehlt mir, eine Untersuchung anzustellen,“ sagte er, „das Uebrige geht mich nichts an, und ich untersuche.“

„Das ist richtig,“ sprach Lorin, „und ich gestehe, wenn dieses Kind bekennen würde ...“

Hier unterbrach sich der junge Mann und schüttelte den Kopf voll Abscheu.

„Uebrigens verfahren wir nicht allein auf die Denunciation von Simon,“ fuhr Fouquier fort; „sieh, die Anklage ist öffentlich.“

Und er zog ein zweites Papier aus seiner Tasche.

Dieß war eine Nummer von einem Blatt, das le Père Duchesne hieß und bekanntlich von Hebert redigirt wurde.

Die Anklage war wirklich ganz scharf und mit allen Buchstaben festgestellt.

„Es ist geschrieben, es ist sogar gedruckt," sagte Lorin; doch gleichviel, bis ich eine solche Anklage aus dem Munde des Kindes, wohl verstanden, freiwillig, ohne Zwang, ohne Drohungen, habe kommen hören . . . nun! . . ."

„Nun?"

„Werde ich trotz Simon und Hebert zweifeln, wie Du selbst zweifelst."

Simon betrachtete ungeduldig den Ausgang dieses Gespräches; der Elende wußte nichts von der Gewalt, den auf den verständigen Menschen der Blick ausübt, welchem er in der Fülle begegnet; er ist ein Anziehungsmittel voll Sympathie, oder ein Eindruck voll scharfen Hasses. Zuweilen ist es eine Fülle, welche zurückstoßt, zuweilen eine Kraft, welche anzieht, welche den Geist und die Persönlichkeit des einen Menschen bis zu dem andern Menschen von gleicher Kraft oder von überlegener Kraft, den er in der Fülle erkennt, überfließen macht.

Doch Fouquier hatte das Gewicht dieses Blickes von Lorin gefühlt und wollte von diesem Beobachter begriffen sein.

„Das Verhör beginnt," sprach der öffentliche Ankläger; „Schreiber, nimm die Feder."

Dieser hatte den Eingang eines Protokolls geschrieben und wartete, wie Simon, wie Santerre, kurz, wie Alle, bis das Gespräch von Fouquier-Tinville und Lorin beendigt wäre.

Das Kind allein schien völlig der Scene fremd, dessen Hauptperson es war, und hatte wieder den abgespannten Blick angenommen, der einen Moment von dem Blitze einer höheren Intelligenz erleuchtet worden war.

„Stille!" sagte Santerre; „der Bürger Fouquier-Tinville wird das Kind verhören."

„Capet," sprach der öffentliche Ankläger, „weißt Du, was aus Deiner Mutter geworden ist?"

Der kleine Louis ging von einer Marmorbläße zu einer brennenden Röthe über, doch er antwortete nicht.

„Hast Du nicht gehört, Capet?“ fragte der Ankläger.

Dasselbe Stillschweigen.

„Oh! er hört wohl,“ sagte Simon, „doch er ist wie die Affen, er will nicht antworten, aus Furcht, man könnte ihn für einen Menschen halten und arbeiten lassen.“

„Antworte, Capet,“ sprach Santerre; „die Commission des Convents befragt Dich und Du bist den Gesetzen Gehorsam schuldig.“

Das Kind erbleichte, antwortete aber nicht.

Simon machte eine Geberde der Wuth; bei solchen viehischen, albernen Naturen ist die Wuth eine Trunkenheit, begleitet von den häßlichen Symptomen des Weinrausches.

„Willst Du antworten, kleiner Wolf?“ rief er, indem er ihm die Faust wies.

„Schweige Simon,“ sprach Fouquier-Tinville, „Du hast nicht das Wort.“

Diese Rede, welche er sich bei dem Revolutionstribunal angewöhnt hatte, entschlüpfte ihm.

„Hörst Du, Simon?“ sagte Lorin, „Du hast nicht das Wort; es ist das zweite Mal, daß man es Dir in meiner Gegenwart sagt: das erste Mal geschah es, als Du die Tochter der Tison anklagtest, welcher Du den Kopf abschlagen zu lassen das Vergnügen hattest.“

Simon schwieg.

„Liebte Dich Deine Mutter, Capet?“ fragte Fouquier.

Dasselbe Stillschweigen.

„Man sagt nein,“ fuhr der Ankläger fort.

Etwas wie ein bleiches Lächeln zog über die Lippen des Kindes hin.

„Aber wenn ich Euch sage,“ brüllte Simon, „daß er mir selbst gesagt hat, sie habe ihn nur zu sehr geliebt.“

„Schau', Simon, wie ärgerlich es ist, daß der kleine Capet, unter vier Augen so schwatzhaft, vor den Leuten stumm wird,“ versetzte Lorin.

„Oh! wenn wir allein wären!“ rief Simon.

„Ja, wenn Ihr allein wäret, doch Ihr seid leider nicht

allein. Oh! wenn Ihr allein wäret, braver Simon, vortrefflicher Patriot, wie würdest Du das arme Kind durchprügeln, nicht so? Doch Du bist nicht allein, und Du wagst es nicht, schändlich zu sein vor uns ehrlichen Leuten, Die wir wissen, daß die Alten, nach denen wir uns zu bilden suchen, Alles respektirten, was schwach war; Du wagst es nicht, denn Du bist nicht allein und bist nicht muthig, mein würdiger Mann, wenn Du Kinder von fünf Fuß sechs Zoll zu bekämpfen hast."

„Oh! . . ." murmelte Simon mit den Zähnen knirschend.

„Capet," fuhr Fouquier fort, hast Du Simon ein Geständniß gemacht?"

Der Blick des Kindes nahm, ohne sich abzuwenden, einen nicht zu beschreibenden Ausdruck von Ironie an.

„Ueber Deine Mutter," sagte der Ankläger.

Ein Blitz der Verachtung zuckte in dem Blicke.

„Antworte, ja oder nein!" rief Santerre.

„Antworte ja!" brüllte Simon, seinen Knieriemen über dem Kinde schwingend.

Das Kind bebte, machte aber keine Bewegung, um den Schlag zu vermeiden.

Die Anwesenden stießen einen Schrei des Widerwillens aus.

Lorin that mehr, er stürzte vor und packte Simon, ehe sich sein Arm gesenkt hatte, beim Faustgelenk.

„Willst Du mich loslassen?" schrie Simon, purpurroth vor Wuth.

„Laß hören," sagte Fouquier, „es ist nichts Schlimmes daran, daß eine Mutter ihr Kind liebt; sage uns, auf welche Weise Deine Mutter Dich liebte, Capet. Das kann ihr nützlich sein."

Der junge Gefangene bebte bei dem Gedanken, er könnte seiner Mutter nützlich sein, und antwortete:

„Sie liebte mich wie eine Mutter ihren Sohn liebt, mein Herr; es gibt nicht zwei Weisen für die Mütter, ihre Kinder zu lieben, und eben so wenig für die Kinder, ihre Mütter zu lieben."

„Und ich, kleine Schlange, behaupte, daß Du mir gesagt hast, Deine Mutter . . ."

„Du wirst Das geträumt haben," unterbrach ihn Lorin ruhig, „Du mußt oft den Alp haben, Simon."

„Lorin! Lorin!" knirschte Simon.

„Nun wohl, ja, Lorin, und was hernach? Es ist nicht möglich, ihn zu schlagen, diesen Lorin, er schlägt die Andern, wenn sie boshaft sind; es ist nicht möglich, ihn zu denunciren, denn das, was er gethan, indem er Deinen Arm zurückgehalten, hat er vor dem General Santerre und dem Bürger Fouquier Tinville, die es billigen, gethan, und diese sind keine Laue! Es ist also nicht möglich, ihn ein wenig guillotiniren zu lassen wie Heloise Tison: das ist ärgerlich, das ist sogar zum Rasendwerden; doch es ist nun einmal so, mein armer Simon!"

„Später! später! "erwiderte der Schuster mit seinem hyänenartigen Grinsen.

„Ja, lieber Freund," sagte Lorin, „doch mit der Hilfe des höchsten Wesens! . . . ah! Du erwartetest, ich würde sagen mit der Hilfe Gottes . . . ? Mit der Hilfe des höchsten Wesens und meines Säbels hoffe ich Dir zuvor den Bauch aufgeschlitzt zu haben; doch tritt nun auf die Seite, Du hinderst mich zu sehen . . ."

„Schurke!"

„Schweig! Du hinderst mich zu hören."

Lorin schmetterte Simon gleichsam mit seinem Blicke nieder.

Simon ballte seine Fäuste, auf deren schwarze Flecken er stolz war, doch er mußte sich, wie Lorin gesagt, hierauf beschränken.

„Nun, da er zu sprechen begonnen hat, wird er wohl auch fortfahren," sagte Santerre; „fahre fort, Bürger Fouquier."

„Willst Du nun antworten?" fragte Fouqier.

Das Kind schwieg wieder.

„Du siehst, Bürger, Du siehst!" rief Simon.

„Die Hartnäckigkeit dieses Kindes ist seltsam," sagte Santerre, unwillkürlich bewegt durch diese ganz königliche Festigkeit.

„Es ist schlecht berathen," bemerkte Lorin.

„Durch wen?" fragte Santerre.

„Verdammt! durch seinen Patron.“

„Du klagst mich an?“ rief Simon, „Du denuncirst mich! Ah! das ist sonderbar.“

„Wir wollen das Kind durch sanfte Worte zu gewinnen suchen,“ sagte Fouquier und wandte sich gegen den Knaben um, den man hätte für gänzlich unempfindlich halten sollen.

„Lassen Sie hören, mein Kind,“ sprach er, „antworten Sie der Nationalcommission; erschweren Sie nicht Ihre Lage dadurch, daß Sie uns nützliche Aufklärungen verweigern. Sie haben dem Bürger Simon von Liebkosungen erzählt, die Ihnen ihre Mutter machte, Sie haben ihm von der Weise, wie sie Ihnen diese Liebkosungen machte, von ihrer Weise, Sie zu lieben, gesprochen.“

Ludwig ließ auf der Versammlung einen Blick umhergehen, der von Haß entbrannte, als er zu Simon gelangte.

„Sie finden sich unglücklich?“ fragte der öffentliche Ankläger; Sie finden Ihre Wohnung schlecht, Sie finden Ihre Kost schlecht, Sie finden sich schlecht behandelt? wollen Sie mehr Freiheit, einen andern Tisch, ein anderes Gefängniß, einen andern Wächter? Wollen Sie ein Pferd, um spazieren zu reiten? Wollen Sie, daß man Ihnen die Gesellschaft von Kindern Ihres Alters bewilligt?

Ludwig verharrte in seinem tiefen Stillschweigen, von dem er nur abgewichen war, um seine Mutter zu vertheidigen.

Die Commission war verblüfft vor Erstaunen; so viel Festigkeit, so viel Verstand waren unglaublich.

„Oh! diese Könige,“ sagte Santerre mit leiser Stimme, „welch eine Rasse! es ist wie bei den Tigern, noch ganz klein sind sie voll Bosheit.“

„Wie soll ich das Protokoll abfassen?“ fragte der Schreiber ganz verlegen.

„Damit kann man nur Simon beauftragen,“ versetzte Lorin, „es ist nichts zu schreiben, und das wird am besten in seinen Kram taugen.“

Simon wies seinem unversöhnlichen Feinde die Faust.

Lorin lachte.

„Du wirst nicht so lachen an dem Tag, wo Du in den Sack niesen mußt," rief Simon trunken vor Wuth.

„Ich weiß nicht, ob ich bei der kleinen Ceremonie, mit der Du mich bedrohst, vorangehen oder folgen werde," sprach Lorin; aber ich weiß, daß Viele an dem Tage, wo die Reihe an Dich kommt, lachen werden. Götter . . . ich habe gesagt Götter in der Mehrzahl . . . Götter! wie häßlich wirst Du an diesem Tage sein, Simon, Du wirst abscheulich aussehen!" rief Lorin und zog sich mit einem treuherzigen Gelächter hinter die Commission zurück.

Die Commission hatte nichts mehr zu thun, sie entfernte sich.

Als das Kind sich von seinen Fragen befreit sah, fing es an auf seinem Bett ein schwermüthiges, kleines Lied zu singen, welches das Lieblingslied seines Vaters gewesen war.

XXXIX.

Der Veilchenstrauß.

Der Friede konnte, wie man vorher wußte, nicht lange in dem glücklichen Gebäude wohnen, das Geneviève und Maurice umschloß.

Bei den Stürmen, die den Wind und den Blitz entfesseln, wird das Nest der Tauben mit dem Baume erschüttert, der es birgt.

Geneviève verfiel von einem Schrecken in den andern; sie fürchtete nicht mehr für Maison-Rouge, sie zitterte für Maurice.

Sie kannte ihren Gatten hinreichend, um zu wissen, daß er, sobald er verschwunden, auch gerettet war; über sein Heil in Sicherheit, zitterte sie für sich selbst.

Sie wagte es nicht, ihre Schmerzen dem unerschrockensten Manne jener Zeit, wo Niemand bange hatte, anzuvertrauen; doch sie traten klar in ihren gerötheten Augen und auf ihren erbleichenden Lippen hervor.

Eines Tages kehrte Maurice stille und ohne daß Geneviève, welche in eine tiefe Träumerei versunken war, ihn kommen hörte, nach Hause zurück. Maurice blieb auf der Schwelle stehen und sah Geneviève unbeweglich, die Augen starr, ihre Arme lässig auf dem Schoße liegend, ihren nachdenkenden Kopf auf die Brust gesenkt, auf einem Stuhle sitzen.

Er schaute sie einen Augenblick mit tiefer Traurigkeit an; denn Alles, was in dem Herzen der jungen Frau vorging, wurde ihm geoffenbaret, als ob er ihren letzten Gedanken darin hätte lesen können.

Dann machte er einen Schritt gegen sie und sprach:

„Sie lieben Frankreich nicht mehr, Geneviève, gestehen Sie es mir. Sie fliehen sogar die Luft, die man hier athmet, und nicht ohne Widerstreben nähern Sie sich dem Fenster."

„Ach!" versetzte Geneviève, „ich weiß wohl, daß ich Ihnen meine Gedanken nicht verbergen kann, Sie haben richtig errathen, Maurice."

„Es ist doch ein schönes Land," entgegnete der junge Mann; „das Leben ist heute von Bedeutung und ereignißreich: diese brausende Thätigkeit der Tribüne, der Clubs, der Verschwörungen macht die Stunden am Herde sehr süß. Man liebt so glühend, wenn man nach Hause kehrt mit der Furcht, am andern Tage nicht mehr zu lieben, weil man am andern Tage zu leben aufgehört haben wird."

Geneviève schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ein undankbares Land gegen Diejenigen, welche ihm dienen!"

„Wie so?"

„Ja, Sie, der Sie so viel für seine Freiheit gethan haben, sind Sie nicht heute halb verdächtig?"

„Aber Sie, theure Geneviève," sprach Maurice mit einem liebestrunkenen Blicke, „Sie, die geschworene Feindin dieser Freiheit, Sie, die Sie so viel gegen dieselbe gethan haben, Sie schlafen friedlich und unverletzbar unter dem Dache des Republikaners; es findet eine Ausgleichung statt, wie Sie sehen."

„Ja, ja, doch dieß wird nicht lange währen, denn was ungerecht ist, hat keinen Bestand."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß ich, das heißt eine Aristokratin, die ich hinterhaltig von der Niederlage Ihrer Partei und dem Untergange Ihrer Ideen träume; ich, die ich sogar in Ihrem Hause für die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge konspirire; ich, die ich Sie, sobald ich erkannt bin, zum Tode und zur Schmach verurtheile, wenigstens Ihren Ansichten nach, — daß ich, Maurice, nicht hier bleiben werde, als der böse Geist des Hauses . . . nein, ich werde Sie nicht nach dem Schaffot fortreißen."

„Und wohin werden Sie gehen, Geneviève?"

„Wohin ich gehen werde? Eines Tags, wenn Sie sich von hier entfernt haben, gehe ich hin und zeige mich selbst an, ohne zu sagen, woher ich komme."

„Oh! schon Undank!" rief Maurice, in der Tiefe seines Herzens getroffen.

„Nein," entgegnete die junge Frau, indem sie mit ihren Armen den Hals von Maurice umschlang, „nein, mein Freund, Liebe, und zwar die ergebenste Liebe, das schwöre ich Ihnen. Ich wollte nicht, daß mein Bruder gefangen genommen und als ein Rebell getödtet werden sollte; ich will nicht, daß man meinen Geliebten gefangen nehme und als einen Verräther tödte."

„Sie werden das thun, Geneviève?" sprach Maurice.

„So wahr als ein Gott im Himmel ist! Uebrigens ist es nicht die Furcht allein, was mich bewegt, ich habe Gewissensbisse."

Und sie neigte das Haupt, als ob die Reue für sie zu schwer gewesen wäre.

„Oh Geneviève!" sprach Maurice.

„Sie verstehen wohl, was ich sage, und besonders was ich empfinde, Maurice," fuhr Geneviève fort, „denn diese Gewissensbisse haben Sie auch. Sie wissen, daß ich mich gegeben habe, Maurice, ohne mir zu gehören; daß Sie mich genommen haben, ohne daß ich befugt war, mich zu geben."

„Genug!“ sagte Maurice, „genug!“

Seine Stirne faltete sich und ein düsterer Entschluß glänzte in seinen Augen.

„Ich werde Ihnen zeigen, Geneviève,“ sprach der junge Mann, „daß ich Sie einzig und allein liebe. Ich werde Ihnen den Beweis geben, daß kein Opfer über meiner Liebe steht. Sie hassen Frankreich, nun wohl! es sei, wir verlassen Frankreich.“

Geneviève faltete die Hände und schaute ihren Geliebten mit einem Ausdruck enthusiastischer Begeisterung an.

„Sie täuschen mich nicht, Maurice?“ stammelte sie.

„Wann habe ich Sie getäuscht?“ versetzte Maurice; „etwa an dem Tage, an welchem ich mich entehrte, um Sie zu erwerben?“

Geneviève näherte ihre Lippen den Lippen von Maurice, und blieb gleichsam am Halse ihres Geliebten hängen.

„Ja, Du hast Recht, Maurice,“ sprach sie, „ich täuschte Dich. Was ich empfinde, ist nicht mehr Reue, es ist vielleicht eine Entartung meiner Seele; doch Du wirst sie wenigstens verstehen, ich liebe Dich zu sehr, um ein anderes Gefühl zu hegen, als die Furcht, Dich zu verlieren. Gehen wir sehr fern, mein Freund, gehen wir dahin, wo Niemand uns erreichen kann.“

„Oh! Dank, Dank,“ sprach Maurice voll Entzücken.

„Doch wie fliehen?“ fragte Geneviève, bebend bei diesem furchtbaren Gedanken. „Man entgeht heute nicht leicht dem Dolche der Mörder vom 2. September oder dem Beile der Henker vom 21. Januar.“

„Geneviève, Gott beschützt uns. Höre: eine gute Handlung, welche ich in Beziehung auf den 2. September, wovon Du eben sprachst, thun wollte, wird heute ihren Lohn bringen. Ich hatte den Wunsch, einen armen Priester zu retten, der mit mir studirte. Ich suchte Danton auf, und auf sein Verlangen unterzeichnete der Wohlfahrtsausschuß einen Paß für diesen Unglücklichen und für seine Schwester. Diesen Paß übergab mir Danton; doch statt ihn bei mir zu holen, wie ich es ihm empfohlen hatte, schloß sich der unglückliche Priester bei den Carmelitern ein und starb dort.“

„Und dieser Paß?"

„Ich habe ihn immer noch; er ist heute eine Million werth; er ist mehr werth als dieß, er ist das Leben, er ist das Glück werth."

„Oh! mein Gott, mein Gott, sei gelobt!" rief die junge Frau.

„Mein Vermögen besteht nun, wie Du weißt, in einem Gute, das ein Diener meiner Familie verwaltet, ein reiner Patriot, eine redliche Seele, der wir vertrauen können. Er wird mir die Einkünfte zukommen lassen, wohin ich es haben will. Wenn wir nach Boulogne reisen, kommen wir bei ihm vorüber."

„Wo wohnt er denn?"

„Bei Abbeville."

„Wann brechen wir auf, Maurice?"

„In einer Stunde."

„Man darf nicht wissen, daß wir abreisen."

„Niemand wird es erfahren. Ich laufe zu Lorin; er hat ein Cabriolet ohne Pferd, ich habe ein Pferd ohne Wagen: wir reisen ab, sobald ich zurückgekommen bin. Du bleibst hier, Geneviève, und triffst alle Vorkehrungen zu unserer Abreise. Wir brauchen wenig Gepäcke, denn wir kaufen in England, was uns fehlt. Ich gebe Scävola einen Auftrag, der ihn entfernt. Lorin wird ihm diesen Abend unsere Abreise erklären, und diesen Abend sind wir schon fern."

„Doch wenn man uns auf dem Wege verhaftet?"

„Haben wir nicht unsern Paß? Wir gehen zu Hubert, das ist der Name des Verwalters, Hubert gehört zur Stadtbehörde von Abbeville; von Abbeville nach Boulogne begleitet er uns und dient uns als Schutzwache; in Boulogne kaufen oder miethen wir eine Barke. Ich kann übrigens in das Comité gehen und mir einen Auftrag nach Abbeville geben lassen. Doch nein, keinen Betrug, nicht wahr, Geneviève? Wir wollen unser Glück gewinnen, indem wir unser Leben einsetzen."

„Ja, ja, mein Freund, es wird uns gelingen. Doch wie bist Du diesen Morgen parfumirt, mein Freund!" sagte die

junge Frau, indem sie ihr Gesicht an der Brust von Maurice verbarg.

„Es ist wahr; ich kaufte diesen Morgen einen Veilchenstrauß für Dich, als ich am Palais Egalité vorüberkam; doch da ich hier eintrat und Dich so traurig sah, dachte ich nur noch daran, Dich nach der Ursache dieser Traurigkeit zu fragen."

„Oh! gib ihn mir, ich gebe ihn Dir zurück."

Geneviève athmete den Geruch des Straußes mit jenem Fanatismus ein, den nervöse Organisationen beinahe immer für Wohlgerüche haben.

Plötzlich befeuchteten sich ihre Augen mit Thränen.

„Was hast Du?" fragte Maurice.

„Arme Heloise," flüsterte Geneviève.

„Ah! ja," sagte Maurice mit einem Seufzer. „Doch denken wir an uns, theure Freundin, und lassen wir die Todten, von welcher Partei sie auch sein mögen, in dem Grabe schlummern, das ihre Ergebenheit ihnen gegraben hat. Adieu, ich gehe."

„Komm' bald zurück."

„In weniger als einer halben Stunde bin ich hier."

„Doch wenn Lorin nicht zu Hause wäre?"

„Was ist daran gelegen! sein Diener kennt mich; kann ich nicht bei ihm Alles nehmen, was mir beliebt, selbst in seiner Abwesenheit, wie er es hier thun würde?"

„Gut, gut."

„Du, meine Geneviève, halte Alles bereit, und beschränke Dich dabei, wie ich es Dir sagte, auf das streng Nothwendige; unsere Abreise soll nicht das Aussehen eines Wegzuges haben."

„Sei unbesorgt."

Der junge Mann machte einen Schritt gegen die Thüre.

„Maurice!" rief Geneviève.

Er wandte sich um und sah die junge Frau ihre Arme nach ihm ausstrecken.

„Auf Wiedersehen!" sprach er, „auf Wiedersehen, meine Liebe, und guten Muth! in einer halben Stunde bin ich zurück."

Geneviève blieb allein, wie wir gesagt, mit den Vorbereitungen zur Abreise beauftragt.

Diese Vorbereitungen traf sie mit einer Art von Fieber. So lange sie sich in Paris befand, machte sie auf sich selbst die Wirkung, als wäre sie doppelt schuldig. Einmal außerhalb Frankreich, einmal im Ausland, meinte sie, ihr Verbrechen, das mehr dem Mißgeschick als ihr selbst zur Last zu legen war, würde sie weniger bedrücken.

Sie ging sogar so weit, daß sie hoffte, in der Einsamkeit würde sie am Ende vergessen, daß es andere Menschen gebe als Maurice.

Sie wollten nach England fliehen, das war verabredet. Sie würden dort ein kleines Haus, eine vereinzelte, vor Aller Augen geschlossene Hütte haben; sie würden den Namen ändern und aus ihren beiden Namen einen einzigen machen.

Sie würden dort zwei Diener nehmen, die durchaus nichts von ihrer Vergangenheit wüßten. Der Zufall fügte es, daß Maurice und Geneviève Beide Englisch sprachen.

Weder das Eine noch das Andere ließ in Frankreich etwas zurück, was es zu beklagen hatte, wenn nicht jene Mutter, deren Verlust man stets beklagt, und wäre es auch eine Stiefmutter, jene Mutter, die man das Vaterland nennt.

Geneviève fing also an die Gegenstände zu ordnen, welche für ihre Reise oder vielmehr für ihre Flucht unerläßlich waren.

Sie fand ein unsägliches Vergnügen darin, unter diesen Gegenständen diejenigen von den andern auszuscheiden, für welche Maurice eine besondere Vorliebe hatte, den Rock, der am besten seinen Wuchs hervorhob, die Halsbinde, welche am Besten zu seiner Gesichtsfarbe stand, die Bücher, die er am häufigsten durchblätterte.

Sie hatte schon ihre Wahl getroffen; schon bedeckten in Erwartung der Koffer, die sie aufnehmen sollten, Kleider, Wäsche, Bücher die Stühle, die Canape's und das Klavier.

Plötzlich hörte sie den Schlüssel im Schlosse knirschen.

„Gut," sagte sie, „Scävola kehrt zurück; sollte ihm Maurice nicht begegnet sein?"

Und sie setzte ihr Geschäft fort.

Die Thüren des Salons waren offen; sie hörte den Willfährigen im Vorzimmer sich bewegen.

Geneviève hielt gerade eine Musikrolle in der Hand und suchte ein Band darum zu wickeln.

„Scävola!" rief sie.

Ein Tritt, der sich näherte, erscholl im anstoßenden Zimmer.

„Scävola!" wiederholte Geneviève, „kommen Sie, ich bitte."

„Hier bin ich!" sprach eine Stimme.

Bei dem Tone dieser Stimme wandte sich Geneviève ungestüm um und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Mein Gatte!" rief sie.

„Ich selbst," sagte Dixmer ruhig.

Geneviève war auf einem Stuhle und erhob die Arme, um in einem Schrank irgend ein Band zu suchen; — sie fühlte, daß ihr der Kopf schwindelte, streckte die Arme aus und ließ sich rückwärts sinken, nur wünschend, sie möchte einen Abgrund unter sich finden, um sich hineinzustürzen.

Dixmer fing sie in seinen Armen auf und trug sie auf das Canapé.

„Nun, was haben Sie denn, meine Liebe, was gibt es denn?" fragte Dixmer, „bringt meine Anwesenheit eine so unangenehme Wirkung auf Sie hervor?"

„Ich sterbe," stammelte Geneviève, indem sie sich zurückwarf und ihre beiden Hände auf die Augen drückte, um die schreckliche Erscheinung nicht zu sehen.

„Gut," sagte Dixmer, „hielten Sie mich bereits für todt, meine Liebe, und mache ich den Eindruck eines Gespenstes auf Sie?"

Geneviève schaute mit irren Augen umher, glitt, als sie das Portrait von Maurice erblickte, von dem Canapé herab und fiel auf die Kniee, als wollte sie von diesem ohnmächtigen, unempfindlichen Bilde, das zu lächeln fortfuhr, Beistand verlangen.

Die arme Frau begriff, welche Drohungen Dixmer unter der Ruhe verbarg, die er heuchelte.

„Ja, mein liebes Kind," fuhr der Rothgerbermeister fort, „ich bin es, vielleicht glaubten Sie mich sehr fern von Paris; doch nein, ich bin geblieben. Am Tage, nachdem ich das Haus verlassen, kehrte ich dahin zurück und erblickte an seinem Platze einen sehr schönen Aschenhaufen. Ich erkundigte mich nach Ihnen, Niemand hatte Sie gesehen. Ich suchte Sie überall und hatte viele Mühe, Sie zu finden. Ich gestehe, ich glaubte nicht, daß Sie hier wären; doch ich hegte Verdacht, da ich, wie Sie sehen, hierher kam. Die Hauptsache ist jedoch, daß ich hier bin und daß Sie hier sind. Wie befindet sich der liebe Maurice? In der That, ich bin fest überzeugt, daß Sie viel gelitten haben. Sie, eine so gute Royalistin, waren genöthigt, unter demselben Dache mit einem so fanatischen Republikaner zu leben."

„Mein Gott!" murmelte Geneviève, „mein Gott, habe Mitleid mit mir."

„Aber im Ganzen," fuhr Dixmer umherschauend fort, „im Ganzen tröstet es mich, meine Liebe, daß Sie hier so gut wohnen und nur wenig unter der Aechtung gelitten zu haben scheinen. Ich irrte seit dem Brande unseres Hauses und dem Verluste unseres Vermögens ziemlich auf den Zufall umher, wohnte in der Tiefe der Keller, im untersten Raume der Schiffe, und zuweilen auch in den Kloaken, welche in die Seine ausmünden."

„Mein Herr!" rief Geneviève.

„Sie haben da sehr schönes Obst; ich mußte oft das Dessert entbehren und hatte häufig nicht einmal ein Mittagsbrod."

Geneviève verbarg schluchzend ihren Kopf in ihren Händen.

„Nicht als ob es mir an Geld gefehlt hätte," fuhr Dixmer fort; „ich nahm, Gott sei Dank, ungefähr dreißig tausend Franken in Gold mit mir, was heut zu Tage so viel werth ist, als hundert tausend Franken. Doch wie kann ein Kohlenbauer, ein Fischer oder ein Lumpensammler Louisd'or aus der Tasche ziehen, um ein Stück Käse oder eine Wurst zu kaufen? Ei! mein Gott! ja, Madame, ich habe nach und nach diese drei Trachten angenommen. Heute erscheine ich, um mich besser zu verkleiden, als Patriot, als Ueberspannter, als Marseiller. Ich

schwöre und ich fluche. Bei Gott! ein Geächteter geht nicht so leicht in Paris umher, als eine hübsche junge Frau, und ich hatte nicht das Glück, einen glühenden Republikaner zu kennen, der mich vor Aller Augen zu verbergen vermochte."

„Mein Herr, mein Herr," rief Geneviève, „haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen wohl, daß ich sterbe."

„Vor Unruhe, ich begreife das, Sie waren sehr besorgt für mich; doch trösten Sie sich, ich bin nun hier, ich komme zurück und wir werden uns nicht mehr verlassen, Madame."

„Oh! Sie werden mich tödten!" rief Geneviève.

Dixmer schaute sie mit einem furchtbaren Lächeln an.

„Eine unschuldige Frau tödten! Oh! Madame, was sagen Sie da? Sie müssen durch den Kummer, den Ihnen meine Abwesenheit bereitete, den Verstand verloren haben."

„Mein Herr," rief Geneviève, „ich bitte Sie mit gefalteten Händen, mich eher zu tödten, als mich durch so grausamen Spott zu martern. Nein ich bin nicht unschuldig; ja ich verdiene den Tod, mein Herr. Tödten Sie mich, mein Herr, tödten Sie mich!"

„Sie gestehen also, daß Sie den Tod verdienen?"

„Ja, ja."

„Und daß Sie, um, ich weiß nicht, welches Verbrechen, dessen Sie sich beschuldigen, zu sühnen, den Tod erdulden würden, ohne sich zu beklagen?"

„Schlagen Sie, mein Herr, ich werde keinen Schrei ausstoßen, und statt Sie zu verfluchen, werde ich die Hand, die mich schlägt, segnen."

„Nein, Madame, ich will nicht schlagen; doch Sie werden sterben, das ist wahrscheinlich. Nur wird Ihr Tod, statt schmachvoll zu sein, wie Sie befürchten konnten, glorreich werden, gleich dem schönsten Tode. Danken Sie mir, Madame, ich strafe Sie, indem ich Sie unsterblich mache."

„Was wollen Sie thun?"

„Sie werden das Ziel verfolgen, nach dem wir strebten, als wir auf unserer Bahn unterbrochen wurden. Für Sie und für mich werden Sie schuldbefleckt fallen; für Alle sterben Sie als Märtyrin."

„Oh mein Gott! Sie machen mich wahnsinnig, indem Sie so zu mir sprechen. Wohin führen Sie mich, wohin schleppen Sie mich?"

„Zum Tode wahrscheinlich."

„Lassen Sie mich ein Gebet verrichten."

„Ja!"

„An wen?"

„Das geht Sie nichts an! sobald Sie mich tödten, bezahle ich meine Schuld, und wenn ich bezahlt habe, bin ich Ihnen nichts mehr schuldig."

„Es ist richtig," sprach Dixmer, „ich erwarte Sie."

Und er begab sich in das andere Zimmer.

Geneviève kniete vor dem Porträt nieder und preßte mit ihren beiden Händen ihr Herz zusammen, das dem Brechen nahe war.

„Maurice," sprach sie ganz leise, „verzeihe mir. Ich erwartete nicht, glücklich zu sein, doch ich hoffte, Dich glücklich machen zu können. Maurice, ich raube Dir ein Glück, das Dein Leben bildete; verzeihe mir Deinen Tod, mein Vielgeliebter."

Und sie schnitt eine Locke von ihren langen Haaren ab, wickelte sie um den Veilchenstrauß und legte diesen unter das Porträt, das, so unempfindlich auch diese kalte Leinwand war, einen schmerzlichen Ausdruck anzunehmen schien, als es sie scheiden sah.

So kam es wenigstens Geneviève durch ihre Thränen vor.

„Nun, sind Sie bereit, Madame?" fragte Dixmer.

„Schon!" murmelte Geneviève.

„Oh! nehmen Sie sich Zeit, Madame," erwiderte Dixmer; „ich habe keine Eile! Uebrigens wird Maurice wahrscheinlich bald zurückkehren, und ich wäre entzückt, ihm für die Gastfreundschaft, die er Ihnen gewährt, danken zu dürfen."

Geneviève bebte vor Schrecken bei dem Gedanken, ihr Geliebter und ihr Gatte könnten zusammentreffen.

Sie erhob sich wie von einer Feder bewegt und sprach:

„Es ist beendigt, mein Herr, ich bin bereit."

Dixmer ging voran. Die zitternde Geneviève folgte ihm,

die Augen halb geschlossen, den Kopf zurückgeworfen. Sie stiegen in einen Fiaker, der vor der Thüre wartete; der Wagen rollte fort.

Es war beendigt, wie Geneviève gesagt hatte!

XL.

Die Schenke zum Brunnen Noä.

Der Mann in der Carmagnole, den wir den Saal der verlornen Schritte durchmessen sahen und sodann während der Expedition des Baumeisters Giraud, des General Santerre und des Vaters Richard ein paar Worte mit dem als Wache vor der Thüre des unterirdischen Ganges zurückgebliebenen Schließknecht wechseln hörten, — der wüthende Patriot mit seiner Bärenmütze und seinem dicken Schnurrbart, der bei Simon behauptete, er habe den Kopf der Prinzessin von Lamballe getragen, fand sich am Tage nach dem an Gemüthsbewegungen so wechselreichen Abend gegen sieben Uhr Abends in der Schenke zum Brunnen Noä ein, welche, wie wir wissen, an der Ecke der Rue de la Vieille-Draperie lag.

Er saß hier bei dem Wirthe, oder vielmehr bei der Wirthin im Hintergrunde einer schwarzen, von Tabak und Lichtern durchräucherten Stube und gab sich den Anschein, als verzehrte er eine Platte Fische in schwarzer Butter.

Die Stube, wo er sein Abendbrod verzehrte, war beinahe verlassen, nur ein paar Stammgäste des Hauses waren nach den Andern geblieben und genoßen das Vorrecht, das ihnen der tägliche Besuch in der Anstalt verlieh. Die meisten Tische standen leer, doch wir müssen zur Ehre der Schenke zum Brunnen Noä sagen, die rothen, oder vielmehr violetten Tischtücher zeugten von dem Durchzug einer ziemlichen Anzahl gesättigter Gäste.

Die drei letzten Gäste verschwanden hinter einander, und gegen drei Viertel auf acht Uhr fand sich der Patriot allein.

Dann schob er mit einem höchst aristokratischen Ekel die gemeine Platte zurück, welche ihm einen Augenblick zuvor einen köstlichen Genuß bereitet zu haben schien, und zog aus seiner Tasche ein Täfelchen spanische Chocolade, die er langsam und mit einem Ausdruck aß, der sehr verschieden von dem war, welchen wir ihn seiner Physiognomie geben sahen.

Von Zeit zu Zeit, während er an seiner spanischen Chocolade und an seinem schwarzen Brode knaupelte, warf er auf die Glasthüre, an welcher ein Vorhang mit weiß und rothen Vierecken hing, Blicke von ängstlicher Ungeduld. Zuweilen horchte er und unterbrach sein frugales Mahl mit einer Zerstreuung, die der Wirthin des Hauses viel zu denken gab; diese saß in ihrem Comptoir in der Nähe der Thüre, auf welche der Patriot seine Augen heftete, so daß sie sich ohne zu viel Eitelkeit für den Gegenstand seiner Unruhe halten konnte.

Endlich ertönte die Klingel der Eingangsthüre auf eine gewisse Weise, welche unseren Mann beben machte. Er griff wieder nach seinem Fische, ohne daß die Herrin der Schenke bemerkte, daß er die eine Hälfte davon einem Hunde zuwarf, der ihn hungrig anschaute, und die andere Hälfte einer Katze, die dem Hunde zarte, aber dennoch sehr fühlbare Krallenhiebe versetzte.

Die Thüre mit dem weiß und rothen Vorhang öffnete sich: ein Mann trat ein, der ungefähr wie der Patriot gekleidet war, mit Ausnahme der Pelzmütze, die er durch die rothe Mütze ersetzt hatte.

Ein ungeheurer Bund Schlüssel hing an dem Gürtel dieses Mannes, an welchem auch ein breiter Infanteriesäbel befestigt war.

„Meine Suppe! meinen Schoppen!“ rief dieser Mann, der in den gemeinschaftlichen Saal eintrat, ohne seine rothe Mütze zu berühren, und sich nur darauf beschränkte, daß er der Frau vom Hause ein Zeichen mit dem Kopfe machte.

Dann ließ er sich mit einem Seufzer der Müdigkeit an dem Tische nieder, welcher zunächst an dem stand, wo unser Patriot speiste.

Die Herrin der Schenke erhob sich in Folge der Ehrerbietung, die sie für den Neuangekommenen hegte, und bestellte selbst die verlangten Gegenstände.

Die zwei Männer wandten sich den Rücken zu, der eine schaute nach der Straße, der andere nach dem Hintergrund des Zimmers. Nicht ein Wort wurde zwischen den zwei Männern ausgetauscht, so lange die Herrin der Schenke nicht völlig verschwunden war.

Als sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte und der Mann mit der Pelzmütze bei dem Schimmer eines einzigen Lichtes, das so geschickt am Ende eines Eisendrahtes hing, daß die Beleuchtung zwischen den zwei Gästen theilbar war, als dieser Mann, sagen wir, in dem ihm gegenüber angebrachten Spiegel bemerkt hatte, das Zimmer wäre vollkommen leer, sagte er zu seinem Gefährten, ohne sich umzuwenden:

„Guten Abend."

„Guten Abend, mein Herr," erwiderte der Neuangekommene.

„Nun," fragte der Patriot mit derselben geheuchelten Gleichgültigkeit, „wie weit sind wir?"

„Es ist vorbei."

„Was ist vorbei?"

„Ich bin mit dem Vater Richard, wie es unter uns abgemacht war, wegen des Dienstes uneinig geworden. Ich schützte mein schwaches Gehör, meine Blendungen vor, und es wurde mir übel mitten in der Schreibstube."

„Sehr gut, und hernach?

„Hernach rief der Vater Richard seine Frau, und seine Frau rieb mir die Schläfe mit Essig ein, worauf ich wieder zu mir kam."

„Gut, und hierauf?"

„Hierauf, wie es unter uns abgemacht war, sagte ich, der Mangel an Luft bringe bei mir diese Blendungen hervor, insofern ich sanguinisch sei, und der Dienst der Conciergerie, in der sich in diesem Augenblick vierhundert Gefangene finden, tödte mich."

„Und was sprachen sie hiezu?"

„Die Mutter Richard beklagte mich.“

„Und der Vater Richard?“

„Er wies mir die Thüre.“

„Daß er Dir die Thüre gewiesen hat, ist noch nicht genug.“

„Warten Sie doch; die Mutter Richard, die eine gute Frau ist, warf ihm vor, er habe kein Herz, in Betracht, daß ich ein Familienvater sei.“

„Und was erwiderte er?“

„Er erwiderte, sie habe Recht, doch die erste Bedingung für den Stand eines Schließknechtes bestehe darin, daß er in dem Gefängniß bleibe, bei welchem er angestellt sei; die Republik scherze nicht, sie schlage denjenigen die Köpfe ab, welche bei Ausübung ihrer Funktionen Blendungen haben.“

„Teufel!“ versetzte der Patriot.

„Und er hatte nicht Unrecht, der Vater Richard. Seitdem die Oesterreicherin dort ist, findet eine höllenmäßige Ueberwachung statt.“

Der Patriot gab seinen Teller dem Hunde zu lecken, der von der Katze gebissen wurde.

„Vollenden Sie,“ sprach er, ohne sich umzuwenden.

Endlich fing ich an zu seufzen und zu behaupten, ich fühle mich sehr unwohl; ich verlangte in die Krankenstube gebracht zu werden und versicherte, meine Kinder müßten sterben, wenn man mir meinen Lohn entziehe.“

„Und der Vater Richard?“

„Der Vater Richard antwortete mir, wenn man Schließknecht sei, so zeuge man keine Kinder.“

„Doch ich denke, Du hast die Mutter Richard für Dich?“

„Zum Glück! sie machte ihrem Manne eine andere Scene und warf ihm vor, er habe ein schlechtes Herz, und der Vater Richard sagte am Ende: „„Nun wohl, Bürger Gracchus, verständige Dich mit einem von Deinen Freunden, der Dir etwas auf Deinen Lohn gibt; stelle ihn mir als Ersatzmann vor und ich verspreche Dir, daß er angenommen werden soll.““ Hienach entfernte ich mich, indem ich zu ihm sagte: „„Es ist gut, Vater Richard, ich werde suchen.““

„Und Du hast gefunden, mein Braver!"

In diesem Augenblick kehrte die Wirthin zurück und brachte dem Bürger Gracchus seine Suppe und seinen Schoppen. Das behagte weder Gracchus, noch dem Patrioten, denn sie hatten sich noch einige Mittheilungen zu machen.

„Bürgerin," sagte der Schließknecht, „ich habe ein kleines Geschenk vom Vater Richard erhalten, so daß ich mir heute ein Schweinsrippchen mit Gurken und eine Flasche Burgunderwein erlauben werde; schicke wegen des Rippchens Deine Magd zum Garkoch und hole mir die Flasche im Keller."

Die Wirthin gab sogleich ihre Befehle. Die Magd ging durch die Hausthüre hinaus, jene entfernte sich durch die Kellerthüre.

„Gut," sagte der Patriot, „Du bist ein verständiger Bursche."

„So verständig, daß ich mir trotz Ihrer schönen Versprechungen nicht verhehle, um was es sich für uns Beide handelt. Sie vermuthen es wohl?"

„Ja, vollkommen."

„Wir spielen Beide um unsern Hals."

„Sei unbesorgt um den meinigen."

„Ich muß es gestehen, mein Herr, es ist auch nicht gerade der Ihrige, der mir am meisten Unruhe bereitet."

„Es ist der Deinige?"

„Ja."

„Doch wenn ich ihn zu seinem doppelten Werthe anschlage?"

„Ei! mein Herr, ein Hals ist ein sehr kostbares Ding."

„Der Deinige nicht."

„Wie, der meinige nicht?"

„In diesem Augenblick wenigstens."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Dein Hals keinen Heller werth ist, insofern Du, wenn ich zum Beispiel ein Agent des Wohlfahrtsausschusses wäre, morgen guillotinirt würdest."

Der Schließknecht wandte sich mit einer so ungestümen Bewegung um, daß der Hund gegen ihn kläffte.

Er war bleich wie der Tod.

„Wende Dich nicht um, erbleiche nicht," sprach der Patriot, „iß im Gegentheil vollends ruhig Deine Suppe; ich bin kein herauslockender Agent, mein Freund. Verschaffe mir Eintritt in die Conciergerie, setze mich an Deinen Platz, und ich bezahle Dir morgen fünfzig tausend Livres in Gold."

„Ist es aber auch gewiß wahr?"

„Oh! Du hast eine vortreffliche Caution, Du hast meinen Kopf."

Der Schließknecht sann einige Secunden nach.

„Vorwärts!" sagte der Patriot, der ihn in seinem Spiegel sah, „vorwärts! stelle keine schlimme Betrachtungen an; denuncirst Du mich, so gibt Dir die Republik, da Du im Ganzen nur Deine Pflicht gethan hast, nicht einen Sou; dienst Du mir, so gebe ich Dir, da Du im Gegentheil Dich gegen Deine Pflicht verfehlt hast, und es in dieser Welt unbillig ist, daß Jemand etwas für nichts thun soll, die fünfzig tausend Livres."

„Oh! ich verstehe Sie," entgegnete der Schließknecht, „ich habe allen Vortheil dabei, daß ich thue, was Sie von mir verlangen, doch ich befürchte die Folgen . . ."

„Die Folgen . . . und was hast Du zu fürchten, sprich? Ich werde Dich nicht anzeigen, im Gegentheil."

„Ohne Zweifel."

„Am Tage nach meiner Bestallung machst Du einen Gang nach der Conciergerie, ich gebe Dir fünfundzwanzig Rollen, von denen jede zweitausend Franken enthält; diese fünfundzwanzig Rollen werden bequem in Deinen zwei Säcken Platz haben. Mit dem Gelde gebe ich Dir eine Karte, mit der Du aus Frankreich Auslaß findest, Du reisest ab, und wohin Du gehst, bist Du, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig."

„Nun wohl, es ist abgemacht, mein Herr, mag kommen, was da will. Ich bin ein armer Teufel und mische mich nicht in die Politik; Frankreich ist immer gut marschirt ohne mich, und wird in Ermangelung meiner Person nicht umkommen; begehen Sie eine schlechte Handlung, desto schlimmer für Sie."

„In jedem Fall glaube ich nichts Schlimmeres zu thun, als man sonst in diesem Augenblick thut."

„Der Herr wird mir erlauben, daß ich die Politik des Nationalconvents nicht beurtheile."

„Du bist ein in Beziehung auf Philosophie und Sorglosigkeit bewunderungswürdiger Mann. Nun sprich, wann stellst Du mich dem Vater Richard vor?"

„Diesen Abend, wenn Sie wollen."

„Ja, gewiß. Wer bin ich?"

„Mein Vetter Mardoche."

„Mardoche, es sei, der Name gefällt mir. Was für ein Stand?"

„Ein Beutler."

„Der Beutler ist vom Gerber nur um eine Hand entfernt."

„Sind Sie Gerber?"

„Ich könnte es sein."

„Das ist wahr."

„Um welche Stunde soll die Vorstellung stattfinden?"

„In einer halben Stunde, wenn Sie wollen."

„Um neun Uhr also."

„Wann bekomme ich das Geld?"

„Morgen."

„Sie sind ungeheuer reich?"

„Ich bin wohlhabend."

„Ein Ci-devant, nicht wahr?"

„Was geht das Dich an?"

„Geld haben und sein Geld dafür weggeben, daß man Gefahr läuft, guillotinirt zu werden, in der That, die Ci-devants müßten sehr dumm sein!"

„Was willst Du? Die Sans-culottes haben so viel Geist, daß für die Andern nichts mehr übrig ist."

„Stille, hier kommt mein Wein."

„Diesen Abend vor der Conciergerie."

„Ja."

Der Patriot bezahlte seine Rechnung und entfernte sich."

Von der Thüre aus hörte man ihn mit seiner Donnerstimme rufen:

„Vorwärts, Bürgerin! die Rippchen mit Gurken! mein Vetter Gracchus stirbt vor Hunger."

„Dieser gute Mardoche!" sagte der Schließknecht, indem er den Burgunder verkostete, welchen ihm die Wirthin mit einem zärtlichen Blicke eingeschenkt hatte.

XLI.

Der Kanzlist des Kriegsministeriums.

Der Patriot war weggegangen, hatte sich aber nicht entfernt. Durch die rauchigen Fenster beobachtete er den Schließknecht, um zu sehen, ob er nicht in Verbindung mit einem der Agenten der republikanischen Polizei, einer der besten Polizeien, die je bestanden, trete; denn die eine Hälfte der Gesellschaft bespähte die andere, minder noch zum Ruhme der Regierung, als zur Sicherheit ihres Kopfes.

Doch nichts von dem, was der Patriot befürchtete, geschah; einige Minuten vor neun Uhr stand der Schließknecht auf, nahm die Wirthin beim Kinn und ging weg.

Der Patriot stieß auf dem Quai der Conciergerie zu ihm, und Beide traten in das Gefängniß ein.

Schon an demselben Abend wurde der Handel abgeschlossen; der Vater Richard nahm den Schließknecht Mardoche an der Stelle des Bürgers Gracchus an.

Zwei Stunden, ehe diese wichtige Angelegenheit im Kerker geordnet wurde, fiel in einem Theile des Gefängnisses eine Scene vor, welche, obgleich scheinbar ohne Interesse, eine nicht minder große Bedeutung für die Hauptpersonen dieser Geschichte hatte.

Müde seines Tagewerks, war der Kanzlist der Conciergerie im Begriff, seine Register zusammenzulegen und wegzugehen, als ein Mann, geführt von der Bürgerin Richard, sich vor seinem Schreibtische zeigte.

„Bürger Kanzlist," sprach sie, „hier ist Ihr College vom Kriegsministerium, er kommt im Auftrage des Bürger Ministers, um einige militärische Listen zu entwerfen."

„Ah! Bürger," sagte der Kanzlist, „Sie kommen ein wenig spät, ich packte so eben zusammen."

„Lieber College, verzeihen Sie," erwiderte der Andere, „wir haben so viele Geschäfte, daß sich unsere Gänge nur in verlorenen Augenblicken machen lassen, und unsere verlorenen Augenblicke sind diejenigen, wo die Andern speisen oder schlafen."

„Wenn dem so ist, so thun Sie es, mein lieber College; doch beeilen Sie sich, denn es ist, wie Sie sagen, die Stunde des Abendbrodes und ich fühle Hunger. Haben Sie Ihre Vollmachten?"

„Hier sind sie," sagte der Kanzlist des Kriegsministeriums, indem er eine Schrifttasche vorwies, die sein College, so sehr er auch Eile hatte, mit ängstlicher Aufmerksamkeit prüfte.

„Oh! Alles dieß ist in Ordnung," sagte die Richard, „mein Mann hat bereits die Durchsicht vorgenommen."

„Gleichviel," versetzte der Kanzlist, in seiner Prüfung fortfahrend.

Der Kanzlist des Kriegsministeriums wartete geduldig und wie ein Mann, der auf strenge Erfüllung dieser Förmlichkeiten gefaßt war.

„Vortrefflich," sagte der Kanzlist der Conciergerie, „Sie können nun anfangen, wann Sie wollen. Haben Sie viele Gefangene zu verzeichnen?"

„Etwa hundert."

„Dazu brauchen Sie mehrere Tage."

„Mein lieber College, ich will auch eine kleine Anstalt bei Ihnen gründen, das heißt, wenn Sie es erlauben."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Kanzlist der Conciergerie.

„Ich werde Ihnen das erklären, indem ich Sie mit mir zum Abendbrod nehme; Sie haben Hunger, sagen Sie?"

„Ich leugne es nicht."

„Nun wohl, Sie werden meine Frau sehen, sie ist eine

gute Köchin; dann werden Sie mit mir Bekanntschaft machen, ich bin ein guter Junge."

„Meiner Treue, ja, Sie kommen mir so vor; doch lieber College ..."

„Oh! nehmen Sie ohne Umstände die Austern an, die ich im Vorbeigehen beim Chatelet kaufen werde, sodann ein Huhn, das ich bei unserem Garkoch bestelle, und ein paar kleine Schüsseln, welche Madame Durand vortrefflich macht."

„Sie verführen mich, lieber College," sagte der Kanzlist der Conciergerie, geblendet durch dieses Mahl, an das ein Kanzlist nicht gewöhnt war, den das Revolutionstribunal mit zehn Livres in Assignaten bezahlte, welche einen wirklichen Werth von kaum zwei Franken hatten.

„Sie nehmen also an?"

„Ich nehme an."

„Dann verschieben wir die Arbeit auf morgen; für diesen Abend gehen wir."

„Gehen wir."

„Kommen Sie."

„Sogleich; lassen Sie mich nur die Gensdarmen benachrichtigen, welche die Oesterreicherin bewachen."

„Warum sie benachrichtigen?"

„Damit sie wissen, daß ich weggehe, und damit ihnen, sobald sie wissen, daß Niemand mehr in der Kanzlei ist, jedes Geräusch verdächtig vorkommt."

„Ah! sehr gut, meiner Treue, eine vortreffliche Vorsicht."

„Nicht wahr, Sie begreifen?"

„Ganz gut, gehen Sie."

Der Kanzlist der Conciergerie klopfte wirklich an die Pforte, einer der Gensdarmen öffnete und fragte:

„Wer ist da?"

„Ich, der Kanzlist, Sie wissen, ich gehe. Guten Abend, Bürger Gilbert."

Und die Pforte schloß sich wieder.

Der Kanzlist des Kriegsministeriums hatte diese ganze Scene mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet, und als die Thüre

des Gefängnisses der Königin offen war, tauchte sein Blick rasch bis in den Hintergrund der ersten Abtheilung: er sah den Gensdarme Duchesne an einem Tische und überzeugte sich folglich, daß die Königin nur zwei Wächter hatte.

Es versteht sich von selbst, daß, als der Kanzlist der Conciergerie sich umwandte, sein College wieder die gleichgültigste Miene, die er nur immer seiner Physiognomie geben konnte, angenommen hatte.

Als sie die Conciergerie verließen, traten zwei Männer hier ein.

Diese zwei Männer, welche eben eintraten, waren der Bürger Gracchus und sein Vetter Mardoche.

Mit einer Bewegung, welche einem ähnlichen Gefühle zu entspringen schien, drückten der Vetter Mardoche und der Kanzlist des Kriegsministeriums, als sie sich erblickten, der eine seine Pelzmütze, der andere seinen breitkrämpigen Hut auf die Augen.

„Wer sind diese Männer?" fragte der Kanzlist des Kriegsministeriums.

„Ich kenne nur einen, es ist ein Schließknecht Namens Gracchus."

„Ah!" versetzte der Kanzlist des Krieges mit einer geheuchelten Gleichgültigkeit, „die Schließer der Conciergerie gehen also aus?"

„Sie haben ihren Tag."

Die Forschung wurde nicht weiter getrieben; die zwei neuen Freunde schlugen den Weg nach dem Pont au Change ein. An der Ecke der Place du Chatelet kaufte der Kanzlist des Kriegs nach dem angekündigten Programm einen Korb von zwölf Dutzend Austern; dann ging man weiter über den Quai de Gèvres.

Die Wohnung des Kanzlisten vom Kriegsministerium war sehr einfach: der Bürger Durand bewohnte drei kleine Zimmer auf der Place de Grève in einem Hause ohne Portier. Jeder Miethsmann hatte einen Schlüssel zu der Gangthüre und es war verabredet, daß man sich, wenn man seinen Schlüssel nicht mitgenommen, durch einen, zwei oder drei Schläge mit dem

Klopfer je nach dem Stockwerk, das man bewohnte, benachrichtigen sollte; die Person, welche eine andere erwartete und das Zeichen erkannte, kam dann herab und öffnete die Thüre.

Der Bürger Durand hatte seinen Schlüssel in der Tasche und brauchte also nicht zu klopfen.

Man stieg zwei Stockwerke hinauf, der Bürger Durand zog einen zweiten Schlüssel aus seiner Tasche und trat ein.

Der Kanzlist des Gefängnisses fand die Frau Kanzlistin des Kriegs sehr nach seinem Geschmack: es war in der That eine reizende Frau, der ein über ihrem Gesicht verbreiteter Ausdruck tiefer Traurigkeit beim ersten Anblick ein mächtiges Interesse verlieh. Wir haben zu bemerken, daß die Traurigkeit eines der sichersten Verführungsmittel hübscher Frauen ist: die Traurigkeit macht alle Männer, ohne Ausnahme, selbst die Kanzlisten verliebt. Denn die Kanzlisten sind Menschen, was man auch sagen mag, und es gibt keinen Menschen von großer Eigenliebe oder von empfindsamem Herzen, der nicht eine betrübte hüsche Frau zu trösten und die weißen Rosen einer bleichen Gesichtsfarbe in lachende Rosen zu verwandeln hofft, wie der Bürger Dorat sagte.

Die zwei Kanzlisten speisten mit sehr gutem Appetit, nur Madame Durand aß nicht.

Die Fragen nahmen indessen von der einen Seite wie von der andern ihren Fortgang.

Der Kanzlist des Kriegs fragte seinen Collegen mit einer, in jenen Zeiten täglicher Dramen, sehr merkwürdigen Neugierde, was die Gebräuche des Gefängnißpalastes, die Gerichtstage und die Mittel der Ueberwachung wären.

Entzückt, daß man ihn mit so viel Aufmerksamkeit anhörte, antwortete der Kanzlist des Palastes mit großer Gefälligkeit und erzählte von den Gebräuchen der Schließer, von denen Fouquier-Tinville's und endlich von denen des Bürgers Sanson, des Hauptschauspielers der Tragödie, die man täglich auf dem Revolutionsplatze spielte.

Dann wandte er sich an seinen Collegen und Wirth und erbat sich von ihm Auskunft über sein Ministerium.

„Oh!“ sprach Durand, ich bin minder gut unterrichtet, insofern ich eine bei Weitem geringere Stellung einnehme, als Sie, da ich vielmehr Secretär des Kanzlisten, als Titulär*) dieses Platzes bin; ich besorge das Geschäft des ersten Kanzlisten. Ich, der unbekannte, der dunkle Beamte habe die Mühe, den Vornehmen kommt der Nutzen zu: das ist die Regel bei allen Bureaukratien, selbst bei den revolutionären. Die Erde und der Himmel werden sich vielleicht eines Tages verändern, doch die Bureaux verändern sich nie.“

„Nun wohl, ich werde Sie unterstützen, Bürger,“ sagte der Kanzlist des Palastes, entzückt über den guten Wein seines Wirthes und besonders über die schönen Augen von Madame Durand.

„Oh! ich danke,“ erwiderte Derjenige, welchem dieses artige Anerbieten gemacht wurde, „Alles, was die Gewohnheiten und die Oertlichkeiten verändert, ist eine Zerstreuung für einen armen Beamten und ich befürchte vielmeh[illegible] Arbeit in der Conciergerie zu Ende gehen, als sich in[illegible]änge ziehen zu sehen, wenn ich jeden Abend Madame Dur[illegible], welche sich hier langweilen würde, mit in die Kanzlei nehmen kann . . .“

„Ich sehe darin nichts Unpassendes,“ versetzte der Kanzlist des Palastes, höchlich erfreut über die liebenswürdige Zerstreuung, die ihm sein College versprach.

„Sie wird mir die Listen dictiren,“ fuhr der Bürger Durand fort, „und von Zeit zu Zeit, wenn das Geschäft beendet ist, und wenn Sie das Abendbrod heute nicht zu schlecht gefunden haben, kommen Sie und nehmen ein ähnliches bei uns ein.“

„Ja, doch nicht zu oft, nicht zu oft,“ erwiderte mit einer gewissen Geckenhaftigkeit der Kanzlist des Palastes, „denn ich muß Ihnen gestehen, ich würde gezankt, käme ich später als gewöhnlich in ein gewisses Haus der Rue du Petit-Musc zurück.“

---

*) In Frankreich nennt man Titulär den wirklichen Besitzer eines Amtes, wenn er es auch nicht selbst verwaltet.

„Ah! das läßt sich vortrefflich ordnen," sagte Durand, „nicht wahr, meine liebe Freundin?"

Immer sehr bleich und sehr traurig, erhob Madame Durand ihre Augen zu ihrem Gatten und erwiderte:

„Ihr Wille geschehe."

Es schlug eilf Uhr und es war Zeit sich zurückzuziehen. Der Kanzlist des Palastes stand auf und nahm Abschied von seinen neuen Freunden, wobei er sie versicherte, daß es ihm unendlich Vergnügen gewährt habe, mit ihnen und ihrem Abendbrode Bekanntschaft zu machen.

Der Bürger Durand führte seinen Gast bis auf den Ruheplatz zurück, ging dann wieder in das Zimmer und sagte:

„Vorwärts, Geneviève, legen Sie sich nieder."

Die junge Frau erhob sich, ohne zu antworten, nahm eine Lampe und ging in das Zimmer rechts.

Durand, oder [illegible]mehr Dixmer, schaute ihr nach, blieb einen Augenblick na[illegible]d und mit düsterer Stirne stehen und begab sich dann[illegible]falls in sein Zimmer, das auf der entgegengesetzten Seite[illegible]g.

XLII.

Die zwei Billets.

Von diesem Augenblicke an arbeitete der Kanzlist des Kriegsministeriums jeden Abend emsig im Bureau seines Collegen vom Palaste. Madame Durand entnahm die Listen aus den zum Voraus bereiteten Registern und Durand copirte voll Eifer.

Nach einer Stunde des Gesprächs oder der Betrachtung, denn dem Kanzlisten des Palastes gefiel es ungemein, seine Collegin vom Kriegsministerium anzuschauen, blieben der Mann und die Frau gewöhnlich allein. Dann kehrte der Beamte von

Fouquier-Tinville nach der Rue du Petit-Musc zurück und murmelte:

„Alle Wetter! wie schön ist sie, diese kleine Madame Durand; aber was Teufels kann sie haben, das sie so traurig macht?“

Dann entfernte sich Durand ebenfalls, nachdem er die Gensdarmen der Gewohnheit gemäß unterrichtet und die Bücher sorgfältig wieder geschlossen hatte.

Dieß dauerte so vier Tage. Durand prüfte Alles, ohne daß er auf etwas aufmerksam zu sein schien.

Er hatte wahrgenommen, daß jeden Abend um neun Uhr ein Korb mit Mundvorräthen, den Richard oder seine Frau brachten, vor der Thüre niedergesetzt wurde.

Jeden Abend, wenn der Kanzlist zu dem Gensdarmen sagte: „Ich gehe, Bürger,“ kam der Gensdarme Gilbert oder Duchesne heraus, nahm den Korb und brachte ihn zu Marie Antoinette.

Während der drei auf einander folgenden Abende, wo Durand länger an seinem Posten geblieben war, war der Korb auch länger an dem seinigen geblieben, denn nur wenn er die Thüre öffnete, um dem Kanzlisten guten Abend zu sagen, nahm der Gensdarme die Mundvorräthe auf.

Eine Viertelstunde, nachdem er den vollen Korb hineingenommen, stellte einer von den Gensdarmen einen leeren Korb vom vorhergehenden Tage vor die Thüre, auf dieselbe Stelle, wo der andere gewesen war.

Am Abend des vierten Tages, es war am Anfang des Monats October, nach der gewöhnlichen Sitzung und als der Kanzlist des Palastes sich entfernt hatte und Durand, oder vielmehr Dixmer mit seiner Frau allein geblieben war, ließ er seine Feder fallen, schaute umher, horchte mit einer Aufmerksamkeit, als ob sein Leben davon abhängen würde, stand rasch auf, lief mit gedämpften Tritten auf die Thüre des Gefängnisses zu, hob die Serviette auf, welche den Korb bedeckte, und drückte in das für die Gefangene bestimmte weiche Brod ein silbernes Etui.

Bleich und zitternd durch die Aufregung, die selbst bei der

mächtigsten Organisation den Menschen ergreift, welcher einen Akt von höchster Bedeutung, der lange vorbereitet war und sehnlichst erwartet wurde, vollzogen hat, kehrte er dann an seinen Platz zurück und drückte eine Hand auf seine Stirne, die andere auf sein Herz.

Geneviève schaute ihm zu, doch ohne ein Wort an ihn zu richten; seitdem sie ihr Gatte von Maurice geholt, wartete sie gewöhnlich, bis er zuerst mit ihr sprach.

Dießmal aber brach sie ihr Stillschweigen.

„Soll es diesen Abend geschehen?“ fragte sie.

„Nein, morgen,“ antwortete Dixmer.

Und nachdem er abermals geschaut und gehorcht hatte, schloß er die Register, näherte sich der Pforte und klopfte an.

„Was gibt es?“ rief Gilbert.

„Bürger,“ antwortete er, „ich gehe.“

„Gut,“ sagte der Gensdarme aus dem Hintergrunde der Zelle, „guten Abend.“

„Guten Abend, Bürger Gilbert.“

Durand hörte das Klirren der Riegel, er begriff, daß der Gensdarme öffnen wollte und ging.

In dem Gange, der in der Wohnung des Vaters Richard in den Hof führte, stieß er an einen Schließer, der eine Pelzmütze auf dem Kopf hatte und einen schweren Schlüsselbund in der Hand trug.

Dixmer ergriff die Angst, er befürchtete, grob wie die meisten Leute seines Standes, würde dieser Mensch ihn anrufen, anschauen, vielleicht erkennen.

Er drückte seinen Hut auf die Stirne, während Geneviève die Garnitur ihres schwarzen Mäntelchens über die Augen zog.

Er täuschte sich.

„Ah! ich bitte um Verzeihung,“ sagte der Schließer, obgleich e r gestoßen worden war.

Dixmer bebte bei dem Tone dieser Stimme, welche sanft und artig klang. Doch der Schließer hatte ohne Zweifel Eile, er schlüpfte in den Gang, öffnete die Thüre des Vaters Richard und verschwand.

Dixmer ging mit Geneviève seines Wegs.

„Das ist seltsam," sagte er, als er außen war, als die Thüre sich wieder hinter ihm geschlossen und der Eindruck der Luft seine brennende Stirne abgekühlt hatte.

„Oh! ja, sehr seltsam," flüsterte Geneviève.

Zur Zeit ihres innigen Verhältnisses hätten sich die zwei Gatten einander die Ursache ihres Erstaunens mitgetheilt.

Doch Dixmer verschloß seine Gedanken in seinem Innersten und bekämpfte sie wie ein Gebilde erhitzter Einbildungskraft, während Geneviève sich darauf beschränkte, daß sie, als sie sich um die Ecke des Pont au Change wandte, einen letzten Blick auf den düstern Palast warf, wo etwas wie das Gespenst eines verlornen Freundes in ihr so viele süße und zugleich bittere Erinnerungen geweckt hatte.

Beide kamen nach der Grève, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Mittlerweile war der Gensdarme herausgegangen und hatte den für die Königin bestimmten Korb mit Mundvorräthen aufgenommen.

Er enthielt Obst, ein kaltes Huhn, eine Flasche weißen Wein, eine Caraffe Wasser und die Hälfte eines zweipfündigen Brodes.

Gilbert hob die Serviette auf und erkannte die gewöhnliche Anordnung der von der Bürgerin Richard in den Korb gelegten Gegenstände.

„Gut, hier ist mehr, als sie essen wird," sagte er zu seinem Gefährten, der, seitdem er nicht mehr rauchte, seine Zeit damit hinbrachte, daß er alle alte Allmanache las, die er sich verschaffen konnte. „Hier ist mehr, als sie essen wird, und dennoch bedurfte es nicht so vieler Köche, um ihr Mittagsbrod zu bereiten, als es in Versailles an dem Tag gab, wo wir sie holten, um sie nach den Tuilerien zurückzuführen."

„Ei, mein Gott! ja," erwiderte Duchesne philosophisch, „jetzt hat sie zum Küchenmeister den Bratkoch an der Ecke."

„Das muß ihr hart vorkommen."

„Oh! für das, was sie ißt . . .“

Gilbert machte mit den Schultern ein Zeichen, welches wohl sagen wollte:

„Ah! was Du da sprichst, ist wahr.“

Dann schob er den Windschirm auf die Seite und rief laut:

„Bürgerin, hier ist das Abendbrod.“

Der würdige Mann vermied es zu sagen: Dein Abendbrod, um die Königin nicht zu duzen, und Ihr Abendbrod, um nicht der Aristokratie beschuldigt zu werden.

„Ich danke, mein Herr,“ antwortete die Königin, ich habe keinen Hunger.“

„Ei! Bürgerin,“ versetzte Gilbert mit einer Erschütterung, die er nicht zu bemeistern vermochte, „es ist nicht damit abgemacht, daß man immer sagt: „„Ich habe keinen Hunger,““ was Teufels, man muß auch essen.“

„Warum dieß?“ fragte die Königin so leise, daß es Duchesne nicht hörte.

Doch Gilbert hörte es.

„Ei! Bürgerin, wenn es nur wäre, um mir ein wenig Vergnügen zu machen,“ rief Gilbert, fortgerissen durch die Rührung, die ihm diese lange, heilige Resignation verursachte.

Die Königin lächelte traurig und sprach:

„Um Ihnen Vergnügen zu machen, mein Freund, werde ich ein wenig Brod brechen.“

Und sie hob den Deckel vom Korb ab und nahm das Brod heraus, während Gilbert den Kopf durch die Oeffnung des Windschirmes streckte, und ihr, Thränen in den Augen, zuschaute.

Marie Antoinette brach das Brod, doch kaum hatten sich ihre Finger in dasselbe eingedrückt, als sie die kalte Berührung des Silbers fühlte und errieth, daß dieses Brod etwas Außerordentliches enthielt.

Da machte sie unwillkürlich eine Bewegung, das Blut stieg ihr zu Gesicht und verlieh ihren Augen und ihren Wangen einen fieberhaften Glanz.

Mit einem maschinenartigen Instinkte schaute sie gleichzeitig umher, erblickte Gilbert und stieß einen schwachen Schrei aus.

„Ah! ich bitte um Verzeihung," sagte er, indem er sich rasch zurückzog, „ich habe Ihnen bange gemacht, Bürgerin."

Dießmal war Gilbert so bewegt durch den Schrei der Königin, daß er geradezu Ihnen sagte, auf die Gefahr, was daraus entstehen dürfte, wenn er gehört würde.

„Nein, aber es ist . . ."

Sie hielt inne, denn sie wußte nicht, womit sie sich entschuldigen sollte.

„Gut," sagte er, „gut, speisen Sie ruhig zu Nacht, es ist traurig für Männer, eine Frau so ohne zu essen leben zu sehen, wenn Sie dann gespeist haben, so suchen Sie zu schlafen, ohne zu seufzen, wie Sie es gewöhnlich im Schlafe thun. So wahr ich Gilbert heiße, ich würde lieber sehen, daß Sie sich am Tage beklagten und ärgerten, statt Sie in der Nacht so seufzen zu hören."

Die Königin blieb einen Augenblick unbeweglich; sie hörte nicht nur auf das, was er sagte, sondern sie berechnete auch seine stufenweise Entfernung.

Als sie gewiß zu sein glaubte, daß er sich zu seinem Kameraden gesetzt hatte, zog sie das Etui aus dem Brod.

Das Etui enthielt ein Billet.

Sie entfaltete es und las, wie folgt:

„Madame, halten Sie sich morgen zur Stunde, wo Sie dieses Billet empfangen werden, bereit, denn morgen zu dieser Stunde wird eine Frau in den Kerker Eurer Majestät eingeführt. Diese Frau nimmt Ihre Kleider und gibt Ihnen die ihrigen, dann verlassen Sie die Conciergerie am Arm von einem Ihrer ergebensten Diener.

„Kümmern Sie sich nicht um den Lärm, der im ersten Zimmer entstehen wird; halten Sie sich weder bei dem Geschrei, noch bei den Seufzern auf; sorgen Sie einzig und allein dafür, daß Sie rasch das Kleid und den Mantel der Frau anziehen, welche den Platz Eurer Majestät einnehmen soll."

„Welch eine Ergebenheit!“ flüsterte die Königin; „ich danke Dir, mein Gott, ich bin also nicht, wie man sagt, ein Gegenstand der Verwünschung für Alle!“

Sie las das Billet noch einmal.

Da fiel ihr der zweite Paragraph auf.

„„Halten Sie sich weder bei dem Geschrei noch bei den Seufzern auf,““ murmelte sie; „oh! das bedeutet, daß man meine zwei Wächter niederstrecken will, arme Leute, die mir so viel Mitleid bewiesen haben; oh! nie! nie!“

Sie riß die zweite Hälfte des Billets, welche weiß war, ab, und da sie weder Bleistift noch Feder hatte, um dem unbekannten Freund, der sich mit ihr beschäftigte, zu antworten, so nahm sie die Nadel von ihrem Halstuch und stach in das Papier Buchstaben, welche folgende Worte bildeten:

„Ich darf und kann das Opfer irgend eines Menschenlebens gegen das meinige nicht annehmen.

M. A.“

Dann schob sie das Papier in das Etui und steckte dieses in den zweiten Theil des gebrochenen Brodes.

Diese Operation war kaum vollendet, es schlug eben zehn Uhr, die Königin hielt das Stück Brod in der Hand und zählte die Glockenschläge, welche langsam und in Zwischenräumen klangen, als sie an einer der Scheiben ihres Fensters, das nach dem Hofe ging, den man den Frauenhof nannte, ein scharfes Geräusch, dem ähnlich, hörte, welches ein auf dem Glase knirschender Diamant hervorbringen würde. Auf dieses Geräusch folgte ein leichter Stoß an die Scheibe, der mehrere Male wiederholt wurde und den absichtlich das Husten eines Menschen bedeckte.

Dann erschien an der Ecke der Scheibe ein kleines zusammengerolltes Papier, das langsam hereinschlüpfte und an den Fuß der Mauer fiel.

Endlich vernahm die Königin das Geräusch eines Bundes von Schlüsseln, welche an einander schlugen, und von Tritten, die sich auf dem Pflaster schallend entfernten.

Sie erkannte, daß die Scheibe an ihrer Ecke durchlöchert

worden, und daß durch diese Ecke der Mann, der sich entfernte, ein Papier geschoben hatte, welches ohne Zweifel ein Billet war.

Dieses Billet lag auf dem Boden.

Die Königin schaute es starr an, während sie horchte, ob sich ihr nicht einer ihrer Wächter näherte; doch sie hörte sie mit leiser Stimme sprechen, wie sie es gewöhnlich und in Folge einer Art von stiller Uebereinkunft thaten, um sie nicht zu belästigen.

Dann hob sie das Papier sachte und den Athem an sich haltend auf.

Ein dünner, harter Gegendstand schlüpfte wie aus einer Scheide und klang metallisch, als er auf den Backstein fiel.

Es war eine Feile von der größten Feinheit, mehr ein Juwel als ein Werkzeug, eine von jenen stählernen Federn, mit denen eine Hand, so schwach und ungeschickt sie auch sein mag, in einer Viertelstunde die dickste Eisenstange zu durchschneiden im Stande ist.

„Madame," sagte das Billet, „morgen um halb zehn Uhr wird ein Mann kommen und mit den Gensdarmen, welche Sie bewachen, durch die Fenster des Frauenhofes sprechen.

„Während dieser Zeit wird Eure Majestät die dritte Stange Ihres Fensters, von der Linken zur Rechten gerechnet, durchfeilen.

„Feilen Sie schief, eine Viertelstunde wird Eurer Majestät genügen; dann halten Sie sich bereit, durch das Fenster zu schlüpfen.

„Diese Kunde kommt Ihnen von einem Ihrer treuesten und ergebensten Unterthanen zu, welcher sein Leben dem Dienste Eurer Majestät gewidmet hat und glücklich sein wird, es für Sie aufzuopfern."

„Oh!" flüsterte die Königin, „das ist eine Falle. Doch nein, mir scheint, ich kenne diese Handschrift, es ist dieselbe wie im Temple; es ist die des Chevalier von Maison-Rouge. Auf! Gott will vielleicht, daß ich entkomme."

Und die Königin fiel auf ihre Kniee und flüchtete sich zu dem Gebet, diesem mächtigen Balsam der Gefangenen.

XLIII.

Die Vorkehrungen von Dixmer.

Dieser andere Tag, vorbereitet durch eine schlaflose Nacht, kam endlich furchtbar, und man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, blutroth.

In der That, in jener Zeit und in jenem Jahre hatte die schönste Sonne jeden Tag ihre schwarzblauen Flecken.

Die Königin schlief beinahe nicht und ihrem Schlafe gebrach es an Ruhe; kaum hatte sie die Augen geschlossen, da schien es ihr, als sähe sie Blut fließen, als hörte sie Schreie ausstoßen.

Sie war, ihre Feile in der Hand, entschlummert.

Einen Theil des Tages widmete sie dem Gebet. Ihre Wächter sahen sie so oft beten, daß sie keinen Verdacht aus diesem Zuwachs von Andacht schöpften.

Von Zeit zu Zeit zog die Gefangene aus ihren Busen die Feile, die ihr von einem ihrer Retter übermacht worden war, und sie verglich die Schwäche des Werkzeugs mit der Kraft der Gitterstangen.

Zum Glück waren diese Stangen in der Mauer nur auf einer Seite, das heißt unten, befestigt.

Der obere Theil war in eine Querstange eingefügt; hatte man den untern Theil durchfeilt, so durfte man nur an der Stange ziehen und diese kam.

Doch es waren nicht die physischen Schwierigkeiten, was die Königin aufhielt, sie begriff vollkommen, daß die Sache möglich war, und gerade diese Möglichkeit machte aus der Hoffnung eine blutige Flamme, welche ihre Augen blendete.

Sie fühlte, daß ihre Freunde, um bis zu ihr zu gelangen, ihre Wächter tödten mußten, und sie hätte um keinen Preis zu ihrem Tode eingewilligt. Diese Männer waren die einzigen, die ihr seit langer Zeit Mitleid bewiesen hatten.

Dagegen waren jenseits der Gitterstangen, die man sie durchfeilen hieß, jenseits der Leichname dieser zwei Männer, welche fallen sollten, indem sie ihre Retter zu ihr zu gelangen hindern würden, die Freiheit, das Leben und vielleicht die Rache, drei besonders für eine Frau so süße Dinge, daß sie Gott um Verzeihung bat, weil sie sich so glühend nach denselben sehnte.

Sie glaubte übriges zu bemerken, daß kein Verdacht ihre Wächter in Bewegung setzte, und daß sie nicht einmal das Bewußtsein der Falle hatten, in welche man ihre Gefangene locken wollte, vorausgesetzt, daß das Complott eine Falle war.

Diese einfachen Menschen hätten sich so geübten Augen verrathen, wie es die der Königin waren, welche sich eben dadurch, weil sie es so oft erduldet, das Schlimme zu errathen gewöhnt hatte.

Die Königin verzichtete beinahe gänzlich auf den Theil ihrer Gedanken, welcher sie die doppelte Oeffnung, die man ihr als eine Falle gemacht, prüfen ließ; doch je mehr die Scham, in einer Falle gefangen zu werden, von ihr wich, desto mehr verfiel sie in die noch größere Furcht, unter ihren Augen ein für sie vergossenes Blut fließen zu sehen.

„Seltsames Geschick, erhabenes Schauspiel!" sagte sie; „zwei Verschwörungen vereinigen sich, um eine arme Königin, oder vielmehr eine arme gefangene Frau zu retten, welche nichts gethan hat, um die Verschwörer zu verführen oder zu ermuthigen, und sie sollen beide gleichzeitig zum Ausbruch kommen . . . Wer weiß! vielleicht bilden sie beide nur eine Verschwörung. Vielleicht ist es eine doppelte Mine, welche an einem einzigen Punkte ausmünden soll . . . Wenn ich wollte, wäre ich also gerettet . . . Doch eine arme Frau an meiner Stelle geopfert . . . Doch zwei Männer getödtet, damit diese Frau zu mir gelangt . . . Gott und die Zukunft würden es mir nicht vergeben! Unmöglich! unmöglich!"

Dann durchkreuzten ihren Geist jene große Ideen von der Ergebenheit der Diener für die Gebieter und jene antiken Ueberlieferungen vom Rechte der Herren über das Leben der Diener, beinahe verschwundene Phantome des sterbenden Königthums.

„Anna von Oesterreich hätte eingewilligt," sagte sie, „Anna von Oesterreich hätte über Alles das große Prinzip der Wohlfahrt königlicher Personen gestellt. Anna von Oesterreich war von demselben Blute wie ich und beinahe in derselben Lage wie ich. Ein Wahnsinn, daß ich nach Frankreich kam, um hier das Königthum von Anna von Oesterreich zu verfolgen! Ich bin auch nicht gekommen; zwei Könige sprachen: „„Es ist wichtig, daß zwei königliche Kinder, die sich nie gesehen, die sich nicht liebten, die sich vielleicht nie lieben werden, an demselben Altar sich heirathen, um auf demselben Blutgerüste zu sterben."" Und dann . . . wird mein Tod nicht den des armen Kindes nach sich ziehen, das in den Augen meiner wenigen Freunde noch König von Frankreich ist? Und wenn mein Sohn gestorben sein wird, wie mein Gemahl gestorben ist, werden ihre zwei Schatten nicht vor Mitleid lächeln, wenn sie, um ein paar Tropfen gemeines Blut zu ersparen, mit meinem Blute die Trümmer des Thrones vom heiligen Ludwig bespritzen sehen?"

Unter dieser immer zunehmenden Angst, in diesem Fieber des Zweifels, dessen Pulsschläge sich unabläßig verdoppelten, im Schauer dieser Bangigkeiten erreichte die Königin den Abend.

Wiederholt hatte sie ihre Wächter prüfend beobachtet; nie hatten sie ruhiger ausgesehen.

Nie auch waren ihr die kleinen Aufmerksamkeiten dieser plumpen, aber guten Leute mehr aufgefallen.

Als es im Kerker finster wurde, als der Schritt der Runden erscholl, als das Geräusch der Waffen und das Geheule der Hunde das Echo in den finsteren Gewölben weckten, als sich endlich das ganze Gefängniß furchtbar und hoffnungslos darstellte, da erhob sich Marie Antoinette, welche die der Natur der Frau inwohnende Schwäche gezähmt hatte, voll Schrecken.

„Oh! ich werde fliehen," sagte sie, „ja, ja, ich werde fliehen. Wenn man kommt, wenn man spricht, durchfeile ich eine Stange

und erwarte, was Gott und meine Befreier von mir verlangen. Ich bin mich meinen Kindern schuldig, man wird sie nicht tödten, oder wenn man sie tödtet, kann ich wenigstens . . ."

Marie Antoinette vollendete nicht, ihre Augen schloßen sich, ihr Mund erstickte ihre Stimme. Es war ein furchtbarer Traum, den diese arme Königin in einer mit Riegeln und Gittern geschlossenen Stube träumte. Doch bald fielen, immer in ihrem Traume, Gitter und Riegel; sie sah sich inmitten eines finstern, unbarmherzigen Heeres; sie befahl der Flamme, zu lodern, dem Schwerte aus der Scheide zu gehen; sie rächte sich an einem Volke, das am Ende nicht das ihrige war.

Während dieser Zeit plauderten Gilbert und Duchesne ruhig und bereiteten ihr Abendbrod.

Während dieser Zeit kamen auch Dixmer und Geneviève in die Conciergerie und begaben sich wie gewöhnlich in die Kanzlei. Nachdem sie ungefähr eine Stunde hier waren, beendigte, ebenfalls wie gewöhnlich, der Kanzlist des Palastes sein Geschäft und ließ sie allein.

Sobald die Pforte hinter seinem Collegen geschlossen war, stürzte Dixmer auf den leeren Korb zu, der vor der Thüre zum Austausch gegen den Korb vom Abend stand.

Er nahm das Stück Brod, brach es und fand das Etui.

Das Wort der Königin war darin enthalten: er las es erbleichend.

Und da Geneviève ihn beobachtete, zerriß er das Papier in tausend Stücke und warf diese in den flammenden Schlund des Ofens.

„Es ist gut," sagte er, „Alles ist abgemacht."

Dann sich gegen Geneviève umwendend:

„Kommen Sie, Madame."

„Ich?"

„Ja, ich muß leise mit Ihnen sprechen."

Unbeweglich und kalt wie Marmor machte Geneviève eine Geberde der Resignation und näherte sich ihm.

„Madame, die Stunde ist gekommen," sprach Dixmer, „hören Sie mich."

„Ja, mein Herr."

„Sie ziehen einen Ihrer Sache nützlichen Tod, für den Sie eine ganze Partei segnet und ein ganzes Volk beklagt, einem schmählichen Tode, einem nur der Rache entspringenden Tode vor, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr."

„Ich hätte sie auf der Stelle tödten können, als ich Sie bei Ihrem Geliebten traf; doch ein Mann, der, wie ich sein Leben einem ehrenvollen und heiligen Werke geweiht hat, muß auch aus seinem Unglück Nutzen zu ziehen wissen, indem er es dieser Sache opfert: dieß habe ich gethan oder gedenke ich vielmehr zu thun. Ich habe mir, wie Sie sehen, das Vergnügen versagt, mein Recht zu üben. Ich habe auch Ihren Geliebten verschont."

Etwas wie ein flüchtiges Lächeln, flüchtig aber furchtbar schwebte über die entfärbten Lippen von Geneviève.

„Doch, was Ihren Liebhaber betrifft, so müssen Sie begreifen, Sie, die Sie mich kennen, daß ich nur gewartet habe, um etwas Besseres zu finden."

„Mein Herr," sprach Geneviève, „ich bin bereit, warum also diese Umschweife?"

„Sie sind bereit?"

„Ja, tödten Sie mich, Sie haben Recht, ich warte."

Dixmer schaute Geneviève an und bebte unwillkürlich; sie war in diesem Augenblick erhaben: eine Glorie beleuchtete sie, die glänzendste von allen, die Glorie, welche von der Liebe herrührt.

„Ich fahre fort," sagte Dixmer. „Ich habe die Königin benachrichtigt, sie wartet; ohne Zweifel wird sie eine Einwendung machen, doch Sie werden sie nöthigen."

„Gut, mein Herr, geben Sie Ihre Befehle, und ich werde sie vollziehen."

„Sogleich," sprach Dixmer, „ich klopfe an die Thüre, Gilbert wird öffnen, mit diesem Dolche (Dixmer knöpfte seinen Rock auf und zeigte, indem er ihn halb aus der Scheide zog, einen zweischneidigen Dolch), mit diesem Dolche tödte ich ihn."

Geneviève bebte unwillkürlich. Dixmer machte ein Zeichen mit der Hand, um Aufmerksamkeit von ihr zu heischen.

„In dem Augenblick, wo ich stoße," fuhr er fort, „stürzen Sie in das zweite Zimmer, in das wo die Königin ist. Es hat keine Thüre, wie Sie wissen, sondern nur einen Windschirm, und Sie wechseln die Kleider mit ihr, während ich den zweiten Soldaten tödte. Dann reiche ich der Königin den Arm und gehe mit ihr durch die Pforte."

„Sehr gut," sprach Geneviève mit kaltem Tone.

„Sie begreifen?" sagte Dixmer; „jeden Abend sieht man Sie in diesem Mantel von schwarzem Taffet, der das Gesicht verbirgt. Legen Sie Ihrer Majestät Ihren Mantel über und falten Sie ihn, wie Sie ihn selbst zu falten pflegen."

„Ich werde thun, wie Sie sagen, mein Herr."

„Nun habe ich Ihnen nur noch zu verzeihen und zu danken, Madame," sprach Dixmer.

Geneviève schüttelte den Kopf mit einem kalten Lächeln und entgegnete, die Hand ausstreckend:

„Ich bedarf weder Ihrer Verzeihung, noch Ihres Dankes, mein Herr; was ich thue, oder vielmehr, was ich thun werde, würde ein Verbrechen tilgen, und ich habe mich nur einer Schwäche schuldig gemacht, und diese Schwäche, erinnern Sie sich Ihres Benehmens, mein Herr, haben Sie mich zu begehen beinahe gezwungen. Ich entfernte mich von ihm und Sie stießen mich wider in seine Arme, somit sind Sie der Urheber, der Richter und der Rächer. Es ist also an mir, Ihnen meinen Tod zu verzeihen, und ich verzeihe Ihnen auch. Es ist an mir, Ihnen zu danken, mein Herr, daß Sie mir das Leben nehmen, da mir das Leben unerträglich wäre, getrennt von dem Mann, den ich einzig und allein liebe, seit jener Stunde besonders, wo Sie durch ihre leidenschaftliche Rache alle Bande zerrissen haben, die mich mit Ihnen verknüpften."

Dixmer drückte sich die Nägel in die Brust; er wollte antworten, die Stimme fehlte ihm.

Er machte ein paar Schritte in der Kanzlei.

„Die Stunde würde vorübergehen, sagte er endlich; „jede Stunde hat ihren Nutzen. Auf, auf, Madame; sind Sie bereit?"

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, ich warte!" antwortete Geneviève mit der Ruhe der Märtyrer.

Dixmer sammelte alle seine Papiere, sah, ob die Thüren gut geschlossen waren, ob Niemand in die Kanzlei eintreten konnte, und wollte dann seine Instructionen seiner Frau wiederholen.

„Unnöthig, mein Herr, ich weiß vollkommen, was ich zu thun habe," sprach Geneviève.

„Dann Gott befohlen!"

Und Dixmer reichte ihr die Hand, als ob in diesem erhabenen Augenblick jeder Vorwurf vor der Größe der Lage und der Erhabenheit des Opfers verschwinden müßte.

Geneviève berührte schaudernd mit den Fingerspitzen die Hand ihres Gatten.

„Stellen Sie sich neben mich, Madame," sagte Dixmer, „und sobald ich Gilbert niedergestoßen habe, gehen Sie hinein."

„Ich bin bereit."

Dann faßte Dixmer mit seiner rechten Hand seinen breiten Dolch und klopfte mit der linken an die Thüre.

XLIV.

Die Vorkehrungen des Chevalier von Maison-Rouge.

Während sich die im vorhergehenden Kapitel beschriebene Scene in der Kanzlei vor der Thüre ereignete, welche in das Gefängniß der Königin, oder vielmehr in das von den zwei Gensdarmen besetzte Zimmer führte, fanden andere Vorbereitungen auf der entgegesetzten Seite im Frauenhofe statt.

Ein Mann erschien plötzlich wie eine steinerne Bildsäule, die sich von der Wand losgemacht hatte. Diesem Mann folgten

zwei Hunde, und während er das Ça ira, ein Lied, das damals sehr in der Mode war, trällerte, strich er mit seinem Schlüsselbunde an den fünf Stangen hin, welche das Fenster der Königin schloßen.

Die Königin bebte Anfangs, doch alsbald erkannte sie die Sache als ein Signal, öffnete sachte ihr Fenster und ging mit einer gewandteren Hand, als man hätte glauben sollen, an das Werk. Denn mehr als einmal hatte sie in der Schlosserwerkstätte, wo ihr königlicher Gemahl zu seinem Vergnügen einen Theil seiner Tage zubrachte, ähnliche Instrumente wie das berührt, auf welchem zu dieser Stunde alle Chancen ihrer Rettung beruhten.

Sobald der Mann mit dem Schlüsselbunde hörte, daß das Fenster der Königin geöffnet wurde, klopfte er an das der Gensdarmen.

„Ah! ah!“ sagte Gilbert durch die Scheiben schauend, „es ist der Bürger Mardoche.“

„Er selbst,“ antwortete der Schließknecht, „Nun, es scheint, wir halten gut Wache?“

„Wie gewöhnlich, Bürger Schließer. Mir scheint, Ihr ertappt uns nicht oft bei einer Nachlässigkeit?“

„Ah!“ versetzte Mardoche, „gerade in dieser Nacht ist die Wachsamkeit nothwendiger als je.“

„Bah!“ machte Duchesne, der sich ebenfalls genähert hatte.

„Gewiß.“

„Was gibt es denn?“

„Oeffnet das Fenster, und ich werde Euch das erzählen.“

„Oeffne,“ sagte Duchesne.

Gilbert öffnete und tauschte einen Händedruck mit dem Schließer, der sich schon zum Freunde des Gensdarmen gemacht hatte.

„Was gibt es denn, Bürger Mardoche?“ wiederholte Gilbert.

„Die Sitzung des Convents ist etwas stürmisch gewesen. Habt Ihr es gelesen?“

„Nein, was ist denn vorgefallen?“

„Ah! vor Allem, daß der Bürger Hebert etwas entdeckt hat.“

„Was?“

„Daß Verschwörer, die man für todt hielt, leben und zwar sehr leben.“

„Ah! ja,“ sagte Gilbert; „Delessart und Thierrey; ich habe davon sprechen hören, sie sind in England, die Schurken!“

„Und der Chevalier von Maison-Rouge?“ sagte der Schließer, indem er die Stimme so erhob, daß ihn die Königin hörte.

„Wie, er ist auch in England?“

„Keineswegs, er ist in Frankreich,“ fuhr Mardoche fort, ohne den Klang seiner Stimme zu dämpfen.

„Er ist also zurückgekehrt!“

„Er hat das Land gar nicht verlassen.“

„Das ist ein Mensch von frecher Stirne!“ sagte Duchesne.

„So ist er.“

„Man wird sich Mühe geben, ihn festzunehmen?“

„Gewiß wird man sich Mühe geben; doch das ist nicht so leicht, wie es scheint.“

Da die Feile der Königin in diesem Augenblick so stark auf den Gitterstangen knirschte, daß der Schließer befürchtete, man könnte es hören, so sehr er sich anstrengte, um das Geräusch zu bedecken, so drückte er den Absatz auf die Pfote von einem seiner Hunde, der sogleich ein Schmerzgeschrei ausstieß.

„Ah! armes Thier,“ sagte Gilbert.

„Bah!“ versetzte der Schließer, „warum hat er keine Holzschuhe angezogen. Willst Du wohl schweigen, Girondin, willst Du schweigen?“

„Dein Hund heißt Girondin, Bürger Mardoche?“

„Ja, es ist ein Name, den ich ihm gegeben habe.“

„Du sagtest also,“ fragte Duchesne, der, selbst ein Gefangener, an den Neuigkeiten allen Antheil nahm, den die Gefangenen daran zu nehmen pflegen, „Du sagtest also?“

„Ich sagte, der Bürger Hebert, — das ist ein Patriot, — ich sagte, der Bürger Hebert habe den Antrag gestellt, die Oesterreicherin wieder in den Temple zurückzuführen.“

„Und warum dieß?“

„Verdammt! weil er behauptet, man habe sie nur aus dem

Temple weggebracht, um sie der unmittelbaren Aufsicht der Gemeinde von Paris zu entziehen."

„Oh! und dann ein wenig den Versuchen des verdammten Maison-Rouge," versetzte Gilbert; „mir scheint, der unterirdische Gang besteht."

„Das hat ihm auch der Bürger Saintex geantwortet; aber Hebert erwiderte, sobald man in Kenntniß gesetzt sei, gebe es keine Gefahr mehr, und man könne im Temple Marie Antoinette mit der Hälfte der Vorsichtsmaßregeln bewachen, die man nehmen müsse, um sie hier zu bewachen; und der Temple ist in der That ein bedeutend festeres Haus als die Conciergerie."

„Meiner Treue," sprach Gilbert, „ich wollte, man würde sie in den Temple zurückführen."

„Ich begreife, es langweilt Dich, sie zu bewachen."

„Nein, es betrübt mich."

Maison-Rouge hustete gewaltig, die Feile machte um so mehr Geräusch, je tiefer sie in die eiserne Stange eingriff.

„Und was hat man beschlossen?" fragte Duchesne, als der Husten des Schließers vorüber war.

„Man hat beschlossen, sie hier zu lassen, aber der Prozeß soll ihr sogleich gemacht werden."

„Ah! arme Frau," sagte Gilbert.

Duchesne, dessen Ohr ohne Zweifel feiner war, als das seines Collegen, oder dessen Aufmerksamkeit vielleicht minder stark durch die Erzählung von Mardoche in Anspruch genommen wurde, bückte sich, um nach der Abtheilung links hin zu horchen.

Der Schließer sah die Bewegung und sprach lebhaft:

„Du begreifst, Bürger Duchesne, die Versuche der Verschwörer müssen um so verzweifelter werden, je weniger sie Zeit zu Ausführung derselben vor sich sehen. Man wird die Wachen der Gefängnisse verdoppeln, und das geht Dich an, Bürger Gensdarme, insofern von nichts Geringerem die Rede ist, als von einem Einbruch mit gewaffneter Hand in die Conciergerie; die Verschwörer würden Alles tödten, bis sie zur Königin drängen, bis zur Wittwe Capet, will ich sagen."

„Ah! bah, wie sollten sie hereinkommen, Deine Verschwörer?“

„Als Patrioten verkleidet, würden sie sich stellen, als wollten sie einen 2. September wiederholen, und wären die Thore einmal geöffnet, dann guten Abend!“

Es trat einen Augenblick Stillschweigen, veranlaßt durch das Erstaunen der Gensdarmen, ein. Der Schließer hörte mit einer mit Angst vermischten Freude, daß die Feile fortwährend knirschte. Es schlug neun Uhr.

Zu gleicher Zeit klopfte man an die Thüre; doch von anderen Gedanken in Anspruch genommen, antworteten die Gensdarmen nicht.

„Nun wohl, wir werden wachen, wir werden wachen,“ sagte Gilbert.

„Und wenn es sein muß, als wahre Patrioten auf unserem Posten sterben,“ fügte Duchesne bei.

„Sie muß bald fertig sein,“ sagte der Schließer zu sich selbst und wischte seine von Schweiß befeuchtete Stirne ab.

„Und Ihr werdet Eurerseits ebenfalls wachen, wie ich denke,“ sprach Gilbert, „denn man würde Euch eben so wenig verschonen, sollte ein Ereigniß wie das, welches Ihr uns verkündigt, eintreten.“

„Ich glaube wohl,“ antwortete der Schließer, „ich bringe die Nacht damit hin, daß ich Runden mache, und bin auch so müde, daß ich umfallen möchte; Ihr löst Euch wenigstens ab und Ihr könnt von zwei Stunden eine schlafen.“

In diesem Augenblick klopfte man zum zweiten Male an die Thüre der Kanzlei. Mardoche bebte; jedes Ereigniß, so geringfügig es auch war, konnte das Gelingen seines Planes verhindern.

„Was ist das?“ fragte er gleichsam unwillkürlich.

„Nichts, nichts,“ erwiderte Gilbert; „es ist der Kanzlist des Kriegsministeriums, der weggeht und mich davon benachrichtigt.“

„Ah! sehr gut,“ sagte der Schließer.

Doch der Kanzlist klopfte hartnäckig.

„Gut! gut!" rief Gilbert, ohne sein Fenster zu verlassen. „Guten Abend! . . . Adieu . . ."

„Mir scheint, er spricht mit Dir," versetzte Duchesne, indem er sich gegen die Thüre umwandte. „Antworte ihm doch."

Man hörte nun die Stimme des Kanzlisten.

„Komm doch, Bürger Gensdarme," sagte er, „ich möchte gern einen Augenblick mit Dir sprechen."

Diese Stimme, obgleich ihr die Erschütterung ihren gewöhnlichen Ausdruck zu benehmen schien, machte, daß der Schließer, der sie zu erkennen glaubte, aufmerksam horchte.

„Was willst Du denn, Bürger Durand?" fragte Gilbert.

„Ich will Dir ein Wort sagen."

„Du kannst es mir morgen sagen."

„Nein, diesen Abend; ich muß Dich diesen Abend sprechen," versetzte dieselbe Stimme.

„Oh! oh!" murmelte der Schließer, „was soll denn vorgehen? Das ist die Stimme von Dixmer."

Düster und zitternd schien diese Stimme etwas Unheilvolles dem entfernten Echo des dunklen Corridors zu entlehnen.

Duchesne wandte sich um.

„Ich gehe, da er es durchaus haben will," sagte Gilbert.

Und er wandte sich nach der Thüre.

Der Schließer benützte diesen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der zwei Gensdarmen durch einen unvorhergesehenen Umstand in Anspruch genommen war. Er lief an das Fenster der Königin und fragte:

„Ist es geschehen?"

„Ich bin mehr als die Hälfte durch," antwortete die Königin.

„O mein Gott! mein Gott!" flüsterte er, „beeilen Sie sich!"

„Nun, Bürger Mardoche, wo bist Du denn?" rief Duchesne.

„Hier bin ich," antwortete der Schließer und kehrte rasch zu dem Fenster des ersten Gelasses zurück.

In demselben Augenblick, und als er eben wieder seinen

Platz einnehmen wollte, erscholl in dem Gefängniß ein furchtbarer Schrei, dann eine Verwünschung, dann das Geräusch eines Säbels, der aus der Metallscheide sprang.

„Ah! Verruchter! ah! Schurke!" rief Gilbert.

Und man vernahm den Lärm eines Kampfes im Corridor.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und entblößte vor den Augen des Schließers zwei Schatten, die sich in der Pforte am Kragen gepackt hatten, und einer Frau Raum ließen, welche den Duchesne zurückstieß und in das Gelaß der Königin stürzte.

Ohne sich um diese Frau zu bekümmern, eilte Duchesne seinem Kameraden zu Hilfe.

Der Schließer sprang nach dem andern Fenster: er sah die Frau auf den Knieen vor der Königin, sie bat, sie flehte die Gefangene an, die Kleider mit ihr zu wechseln.

Er neigte sich mit flammenden Augen und suchte die Frau zu erkennen, welche er bereits zu gut erkannt zu haben befürchtete. Plötzlich stieß er einen furchtbaren Schrei aus und rief:

„Geneviève! Geneviève!"

Die Königin hatte die Feile fallen lassen und schien vernichtet. Das war abermals ein gescheiterter Versuch.

Der Schließer packte mit beiden Händen die von der Feile angegriffene eiserne Stange und schüttelte sie mit einer äußersten Anstrengung.

Doch der Biß des Stahles war nicht tief genug und die Stange widerstand.

Während dieser Zeit war es Dixmer gelungen, Gilbert in das Gefängniß zurückzudrängen und er war im Begriff, mit diesem einzutreten, als ihn Duchesne, gewaltig auf die Thüre drückend, wieder zurückstieß.

Doch er vermochte sie nicht zu schließen. Ganz in Verzweiflung hatte Dixmer seinen Arm zwischen die Thüre und die Mauer geschoben.

Am Ende dieses Armes war der Dolch, welcher, auf die kupferne Schnalle der Degenkuppel stoßend, an der Brust des

Gensdarmen herabgeglitten war und dabei seinen Rock und sein Fleisch geschlitzt hatte.

Die beiden Männer ermuthigten sich, um alle ihre Kräfte zu vereinigen, und riefen zu gleicher Zeit um Hilfe.

Dixmer fühlte, daß sein Arm dem Brechen nahe war; er stützte seine Schulter gegen die Thüre, stieß mit aller Gewalt und so gelang es ihm, seinen gequetschten Arm zurückzuziehen.

Die Thüre schloß sich wieder geräuschvoll; Duchesne schob den Riegel vor, während Gilbert den Schlüssel umdrehte.

Ein rascher Schritt erscholl im Gange, dann war Alles vorbei. Die zwei Gensdarmen schauten sich an und suchten um sich her.

Sie hörten das Geräusch, das der falsche Schließer machte, indem er die Stange zu zerbrechen suchte.

Gilbert stürzte in das Gefängniß der Königin — er fand Geneviève, welche sie anflehte, die Kleider mit ihr zu wechseln, auf den Knieen. Duchesne ergriff seinen Karabiner und lief an das Fenster; er sah einen Mann, der an den Stangen hing, die er mit aller Wuth schüttelte und vergebens zu erklettern suchte.

Er legte auf ihn an.

Der junge Mann sah den Lauf des Karabiners auf sich senken.

„Oh! ja," sagte er, tödte mich, tödte!"

Und erhaben in seiner Verzweiflung breitete er seine Brust aus, um der Kugel zu trotzen.

„Chevalier!" rief die Königin, „Chevalier, ich flehe Sie an: leben Sie, leben Sie!"

Bei der Stimme von Marie Antoinette fiel Maison-Rouge auf die Kniee.

Der Schuß ging los; doch diese Bewegung rettete ihn, die Kugel fuhr über seinem Kopfe hin.

Geneviève glaubte, ihr Freund wäre getödet, und fiel bewußtlos auf die Erde nieder.

Als sich der Rauch zerstreut hatte, war Niemand mehr im Frauenhof.

Zehn Minuten nachher durchforschten dreißig Soldaten, angeführt von zwei Commissären, die Conciergerie in ihren unzugänglichsten Winkeln.

Man fand Niemand; der Kanzlist war ruhig und lächelnd vor dem Lehnstuhle des Vaters Richard vorübergegangen.

Der Schließer hatte sich mit einem Lärmgeschrei entfernt, die Schildwache wollte ihm das Bajonnet entgegenstrecken, doch seine Hunde fielen der Schildwache an den Hals.

Nur Geneviève wurde verhaftet, verhört, eingekerkert.

XLV.

Die Nachforschungen.

Wir können nicht länger eine von den Hauptpersonen unserer Geschichte in Vergessenheit lassen, die Person, welche, während die im vorigen Kapitel angehäuften Ereignisse in Erfüllung gingen, am meisten von allen litt, und deren Leiden auch am meisten das Mitgefühl unserer Leser zu erwecken verdienen.

Es war voller Sonnenschein in der Rue de la Monnaie und die Gevatterinnen plauderten vor den Thüren so lustig, als ob nicht seit zehn Monaten eine Blutwolke über der Stadt stille zu stehen geschienen hätte; da kehrte Maurice mit dem Cabriolet zurück, das er zu bringen versprochen hatte.

Er ließ die Zügel des Pferdes in den Händen eines Schuhputzers vom Parvis Saint-Eustache und stieg, das Herz voll Freude, die Stufen seiner Treppe hinauf.

Es ist ein belebendes Gefühl, das Gefühl der Liebe: es weiß todte Herzen für jede Empfindung rege zu machen, es bevölkert die Wüsten, es erweckt vor den Augen das Bild des geliebten Gegenstandes, es macht, daß die Stimme, welche im Innern des Liebenden singt, ihm die ganze Schöpfung von dem hellen Lichte der Hoffnung und des Glückes überströmt zeigt,

und da es zu gleicher Zeit ein ausdehnendes Gefühl ist, so ist es auch ein selbstsüchtiges Gefühl, es verblendet den Liebenden gegen Alles, was nicht der geliebte Gegenstand ist.

Maurice sah diese Frauen nicht, Maurice hörte ihre Plaudereien nicht; er sah nur, wie Geneviève Vorbereitungen zu einer Abreise traf, welche ihm endlich ein dauerhaftes Glück gewähren sollte; er hörte nur, wie Geneviève zerstreut ihr gewöhnliches Liedchen sang, und dieses Liedchen summte so anmuthig an sein Ohr, daß er geschworen hätte, er höre den verschiedenen Tonfall ihrer Stimme vermischt mit dem Geräusch eines Schlosses, das man schloß.

Auf dem Ruheplatze blieb Maurice stehen; die Thüre war halb geöffnet: sonst war sie beständig geschlossen und dieser Umstand setzte Maurice in Erstaunen. Er schaute umher, ob er nicht Geneviève im Gang erblicken würde. Geneviève war nicht hier. Er trat ein, durchschritt das Vorzimmer, das Speisezimmer, den Salon; er untersuchte das Schlafzimmer.

Vorzimmer, Speisezimmer, Salon, Schlafzimmer waren verlassen. Er rief, Niemand antwortete.

Der Willfährige war bekanntlich weggegangen; Maurice dachte, in seiner Abwesenheit hätte vielleicht Geneviève einer Schnur, um das Gepäcke zu binden, oder einiger Mundvorräthe bedurft, um sie für die Reise in den Wagen zu nehmen, und sie wäre hinabgegangen, um diese Gegenstände zu kaufen. Die Unklugheit kam ihm stark vor; doch er vermuthete noch nichts, obgleich er unruhig zu werden anfing.

Maurice wartete, ging im Zimmer auf und ab und legte sich von Zeit zu Zeit aus dem Fenster, durch dessen Oeffnung Luftströme mit Regen beladen eindrangen.

Bald glaubte Maurice einen Tritt auf der Treppe zu hören; er horchte; es war nicht der von Geneviève. Er lief nichtsdestoweniger auf den Ruheplatz, neigte sich über das Geländer und erkannte den Willfährigen, welcher mit der den Bedienten eigenthümlichen Sorglosigkeit die Treppe heraufstieg.

„Scävola!“ rief er.

Scävola schaute empor.

„Ah! Sie sind es, Bürger!“

„Ja, ich bin es; doch wo ist denn die Bürgerin?“

„Die Bürgerin?“ fragte Scävola erstaunt, während er immer weiter hinaufstieg.

„Allerdings. Hast Du sie unten gesehen?“

„Nein.“

„Dann gehe wieder hinab. Frage den Hausmeister und erkundige Dich bei den Nachbarn.“

„Auf der Stelle.“

Scävola ging wieder hinab.

„Schneller, schneller!“ rief Maurice, „siehst Du nicht, daß ich auf feurigen Kohlen stehe.“

Maurice wartete fünf bis sechs Minuten auf der Treppe. Als er dann Scävola nicht wieder erscheinen sah, trat er in das Zimmer und neigte sich abermals aus dem Fenster.

Er sah Scävola in zwei oder drei Buden eintreten und herauskommen, ohne etwas Neues erfahren zu haben.

Ungeduldig rief er ihm.

Der Willfährige schaute empor und erblickte seinen ungeduldigen Herrn am Fenster.

Maurice hieß ihn durch ein Zeichen wieder heraufkommen.

„Sie kann unmöglich ausgegangen sein,“ sagte Maurice zu sich selbst.

Und er rief abermals:

„Geneviève! Geneviève!“

Alles war todt. Das einsame Zimmer schien nicht einmal mehr ein Echo zu haben.

Scävola erschien wieder.

„Nun?“ fragte Maurice.

„Der Hausmeister allein hat sie gesehen.“

„Der Hausmeister hat sie gesehen?“

„Ja, doch die Nachbarn haben nicht von ihr sprechen hören.“

„Der Hausmeister hat sie gesehen, sagst Du? Wo dieß?“

„Er hat sie hinausgehen sehen.“

„Sie ist also weggegangen?“

„Es scheint.“

„Allein? Geneviève kann unmöglich allein weggegangen sein.“

„Sie war nicht allein, Bürger, sie hatte einen Mann bei sich.“

„Wie! einen Mann?“

„Wenigstens wie der Bürger Hausmeister sagt.“

„Hole ihn, ich muß wissen, wer dieser Mann ist.“

Scävola machte zwei Schritte gegen die Thüre, wandte sich dann um und sagte, indem er nachzudenken schien:

„Warten Sie doch.“

„Wie? was willst Du? Sprich, Du machst mich sterben.“

„Vielleicht war es der Mann, der mir nachgelaufen ist.“

„Ein Mann ist Dir nachgelaufen?“

„Ja.“

„Warum?“

„Um in Ihrem Namen den Schlüssel von mir zu verlangen.“

„Was für einen Schlüssel, Unglücklicher, sprich doch, sprich doch!“

„Den Schlüssel der Wohnung.“

„Du hast den Schlüssel der Wohnung einem Fremden gegeben?“ rief Maurice und packte den Willfährigen mit beiden Händen am Kragen.

„Aber es war kein Fremder, mein Herr, es war einer von Ihren Freunden.“

„Ah! ja, einer von meinen Freunden, gut, es ist Lorin, sie wird ohne Zweifel mit Lorin weggegangen sein.“

Und unter seiner Blässe lächelnd, fuhr Maurice über seine von Schweiß befeuchtete Stirne.

„Nein! nein! nein! mein Herr, er ist es nicht,“ sagte Scävola; „bei Gott, ich kenne wohl Herrn Lorin.“

„Aber wer ist es denn?“

„Sie wissen wohl, Bürger, der hübsche Mann, der eines Tags kam . . .“

„An welchem Tag?“

„An dem Tag, wo Sie so traurig waren; der Mann, der Sie mit sich nahm, wonach Sie so heiter zurückkehrten.“

Scävala hatte alle diese Dinge bemerkt.

Maurice schaute ihn mit bestürzter Miene an, ein Schauer durchlief seinen ganzen Leib; dann nach langem Stillschweigen rief er:

„Dixmer?"

„Meiner Treue, ja, ich glaube, so ist es, Bürger," sagte der Willfährige.

Maurice wankte und wäre bald rückwärts auf einen Lehnstuhl gefallen.

Seine Augen verschleierten sich.

„Oh! mein Gott!" murmelte er.

Dann öffneten sich seine Augen wieder und fielen auf den vergessenen, oder vielmehr von Geneviève zurückgelassenen Veilchenstrauß.

Er stürzte darauf, nahm ihn, küßte ihn und sprach, als er sodann die Stelle bemerkte, wo er niedergelegt gewesen war:

„Es ist kein Zweifel mehr. Diese Veilchen sind ihr letztes Lebewohl."

Maurice wandte sich um und gewahrte nun erst, daß der Koffer halb voll war, und daß die übrige Wäsche auf dem Boden oder in dem geöffneten Schrank lag.

Die Wäsche auf dem Boden war ohne Zweifel den Händen von Geneviève bei der Erscheinung von Dixmer entfallen.

Von diesem Augenblicke an erklärte er sich Alles. Die Scene erhob sich lebendig und gräßlich vor seinen Augen zwischen diesen vier Wänden, welche kurz zuvor noch Zeugen von so viel Glück gewesen waren.

Bis dahin war Maurice niedergeschlagen, gelähmt geblieben. Das Erwachen war furchtbar, der Zorn des jungen Mannes schrecklich.

Er stand auf, schloß das offen gebliebene Fenster, nahm oben von seinem Secretär zwei für die Reise geladene Pistolen, untersuchte das Zündkraut und steckte, als er sah, daß dieses in gutem Zustande war, die Pistolen in seine Tasche.

Dann ließ er in seine Börse zwei Rollen Louisd'or gleiten, welche er, trotz seines Patriotismus, im Hintergrunde einer

Schublade aufzubewahren für klug erachtet hatte, nahm seinen Säbel mit der Scheide in die Hand und sagte zu seinem Willfährigen:

„Scävola, ich glaube, Du bist mir anhänglich, Du hast meinem Vater und mir seit fünfzehn Jahren gedient.“

„Ja, Bürger,“ antwortete der Willfährige, vom Schrecken erfaßt beim Anblick dieser marmorartigen Blässe und des Nervenzitterns, das er nie an seinem Herrn wahrgenommen hatte, der mit Fug und Recht für den unerschrockensten und kräftigsten Mann galt; „ja, was befehlen Sie mir?“

„Höre, wenn diese Dame, welche hier wohnte . . .“

Er unterbrach sich, seine Stimme zitterte so heftig, als er diese Worte sprach, daß er nicht fortfahren konnte.

„Wenn sie zurückkommt,“ sagte er nach einem Augenblick, „empfange sie, schließ' die Thüre hinter ihr; nimm diesen Carabiner, stelle Dich auf die Treppe, und bei Deinem Kopfe, bei Deinem Leben, bei Deiner Seele laß Niemand herein. Will man die Thüre sprengen, vertheidige sie! schlage! tödte! tödte! und fürchte nichts, Scävola, ich nehme Alles auf mich.“

Der Ton des jungen Mannes, sein gewaltiges Vertrauen electrisirten Scävola und er erwiderte:

„Ich werde nicht nur tödten, ich werde mich auch für die Bürgerin Geneviève tödten lassen.“

„Ich danke. Nun höre. Diese Wohnung ist mir verhaßt, und ich will sie nicht mehr betreten, wenn ich sie nicht wieder aufgefunden habe. War es ihr möglich zu entweichen, ist sie zurückgekommen, so stelle an das Fenster die große japanesische Vase mit den Margarethenblumen, welche sie so sehr liebte. Das ist für den Tag. In der Nacht stelle eine Laterne an diesen Platz. So oft ich an dem Ende der Straße vorüberkomme, werde ich unterrichtet sein; so lange ich weder Laterne noch Vase sehe, setze ich meine Nachforschungen fort.“

„Oh! Herr, seien Sie klug, seien Sie klug!“ rief Scävola.

Maurice hörte nicht einmal; er stürzte aus dem Zimmer, eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel gehabt hätte, und lief zu Lorin.

Es wäre schwer, das Erstaunen, den Zorn, die Wuth des würdigen Dichters zu schildern, als er diese Nachricht erfuhr; man könnte eben so leicht die rührenden Elegien wieder beginnen, welche Orestes seinem Pilades eingeben mußte.

„Du weißt also nicht, wo sie ist?“ wiederholte er unablässig.

„Verloren, verschwunden!“ schrie Maurice in einem Anfall der Verzweiflung; „er hat sie getödtet, Lorin, er hat sie getödtet!“

„Ei! nein, mein lieber Freund! nein, mein guter Maurice! er hat sie nicht getödtet. Nein, nach so vielen Tagen der Ueberlegung ermordet man eine Frau wie Geneviève nicht; nein, wenn er sie getödtet hätte, so würde er sie auf der Stelle getödtet und als Zeichen seiner Rache den Leichnam bei Dir zurückgelassen haben. Nein, siehst Du, er ist mit ihr geflohen, nur zu glücklich, seinen Schatz wiedergefunden zu haben.“

„Du kennst ihn nicht, Lorin, Du kennst ihn nicht,“ sagte Maurice; „dieser Mensch hatte etwas Unseliges in seinem Blicke.“

„Nein, Du täuschest Dich, er machte auf mich immer den Eindruck eines braven Mannes. Er hat sie mitgenommen, um sie zu opfern. Er wird sich mit ihr verhaften lassen und man tödtet sie mit einander. Ah! darin liegt die Gefahr,“ sprach Lorin.

Diese Worte verdoppelten den Wahnsinn von Maurice.

„Ich werde sie wiederfinden! ich werde sie wiederfinden, oder ich sterbe!“ rief er.

„Oh! was das betrifft, sicherlich werden wir sie wiederfinden, nur beruhige Dich. Sieh, Maurice, mein guter Maurice, glaube mir, man sucht schlecht, wenn man nicht überlegt, man überlegt schlecht, wenn man sich so gewaltig aufregt.“

„Gott befohlen, Lorin.“

„Was machst Du denn?“

„Ich gehe.“

„Du verlässest mich? warum dieß?“

„Weil das nur mich allein angeht, weil nur ich allein mein Leben einsetzen darf, um das von Geneviève zu retten.“

„Du willst sterben?“

„Ich werde Allem Trotz bieten: ich will den Präsidenten des Beaufsichtigungsausschusses aufsuchen; ich will mit Hebert, mit Danton, mit Robespierre sprechen; ich werde Alles gestehen, doch man muß sie mir zurückgeben."

„Es ist gut," sagte Lorin.

Und ohne ein weiteres Wort stand er auf, schnallte sich seinen Säbel um, setzte seinen Uniformshut auf, nahm, wie es Maurice gethan, ein Paar geladene Pistolen und steckte sie in seine Tasche.

„Gehen wir," fügte er dann einfach bei.

„Gut, und hernach?"

„Hat man das Stück zu Ende gesehen,
Muß man in guter Gesellschaft gehen."

„Wo suchen wir zuerst?" sagte Maurice.

„Suchen wir zuerst in dem alten Quartier, Du weißt? Rue Vieille-Saint-Jacques; dann lauern wir auf den Maison-Rouge; wo er ist, wird ohne Zweifel auch Dixmer sein; hernach nähern wir uns den Häusern der Vieille-Corderie, Du weißt, man spricht davon, Antoinette wieder in den Temple zu versetzen? Glaube mir, Leute wie diese werden die Hoffnung, sie zu retten, bis auf den letzten Augenblick nicht verlieren."

„Ja, in der That, Du hast Recht . . . Du glaubst, Maison-Rouge sei in Paris?"

„Dixmer ist wohl hier."

„Es ist wahr, es ist wahr, sie werden vereinigt sein," versetzte Maurice, dem ein entfernter Schimmer wieder etwas Vernunft verlieh. „Komm!"

Von diesem Augenblick an suchten die zwei Freunde mit allem Eifer. Doch es war vergebens. Paris ist groß, und sein Schatten ist dicht. Nie hat ein Schlund in tieferer Dunkelheit das Geheimniß, welches ihm das Verbrechen oder das Unglück anvertraut, zu verbergen vermocht.

Hundertmal gingen Lorin und Maurice über die Grève, hundertmal streiften sie an dem kleinen Hause hin, in welchem Geneviève lebte, unablässig bewacht von Dixmer, wie einst

die Priester das Opfer bewachten, das zum Schlachten bestimmt war.

Als sich Geneviève ihrerseits dem Tode geweiht sah, nahm sie wie alle edlen Seelen das Opfer an und wollte nur geräuschlos sterben; überdieß befürchtete sie weniger noch für Dixmer, als für die Sache der Königin eine Oeffentlichkeit, welche Maurice unfehlbar seiner Rache gegeben haben würde.

Sie beobachtete also ein so tiefes Stillschweigen, als ob der Tod ihren Mund geschlossen hätte.

Maurice hatte indessen, ohne Lorin etwas zu sagen, die Mitglieder des furchtbaren Wohlfahrtsausschusses angefleht, und Lorin hatte seinerseits, ohne mit Maurice zu sprechen, sich denselben Schritten gewidmet.

An demselben Tage wurde auch ein rothes Kreuz von Fouquier-Tinville neben ihre Namen gezeichnet, und das Wort **Verdächtige** vereinigte sie in einer blutigen Umarmung.

XLVI.

Das Gericht.

Am dreiundzwanzigsten Tage des ersten Monats im Jahre II. der einigen und untheilbaren französischen Republik, der mit dem 14. October 1793 alten Styls, wie man damals sagte, übereinstimmte, drängte sich eine neugierige Menge vom Morgen an auf den Tribünen des Saales, in welchem die revolutionären Sitzungen gehalten wurden.

Die Gänge des Palastes, die Zugänge der Conciergerie waren dicht besetzt von ungeduldigen Zuschauern, welche einander die Gerüchte und Leidenschaften mittheilten, wie sich die Wellen ihr Tosen und ihr Schäumen übertragen.

Trotz der Neugierde, mit der jeder Zuschauer sich geberdete, und gerade vielleicht wegen dieser Neugierde, behielt jede Welle

dieses Meeres, bewegt, gepreßt zwischen zwei Schranken, der äußeren, welche sie vorstieß, der inneren, welche sie zurückstieß, in diesem Strom und Gegenstrom ungefähr denselben Platz, den sie eingenommen hatte. Doch diejenigen, welche am besten gestellt waren, begriffen auch, daß sie sich Verzeihung für ihr Glück verschaffen mußten, und sie strebten nach diesem Ziele dadurch, daß sie ihren minder gut gestellten Nachbarn erzählten, was sie sahen und hörten, die dann an Andere wieder die ursprünglichen Worte übertrugen.

Doch an der Thüre des Tribunals stritt sich eine Gruppe dicht zusammengeschaarter Männer heftig um zehn Linien Raum in der Breite oder in der Höhe; denn zehn Linien in der Breite waren hinreichend, um zwischen zwei Schultern eine Ecke des Saales und das Gesicht der Richter zu sehen; denn zehn Linien in der Höhe waren hinreichend, um über einen Kopf hin den ganzen Saal und das Gesicht der Angeklagten zu erschauen.

Leider nahm diese Passage von einem Gang in den Saal, diesen so kleinen Engpaß ein Mann beinahe gänzlich mit seinen breiten Schultern und seinen in die Seite gestemmten Armen ein, welche die ganze schwankende Menge zurückhielten, die in den Saal gestürzt wäre, wenn ihr plötzlich der fleischerne Wall gefehlt hätte.

Dieser unerschütterliche Mann auf der Schwelle des Tribunals war jung und schön und schüttelte bei jedem stärkeren Stoße, den ihm die Menge versetzte, wie eine Mähne sein dichtes Hauptthaar, unter welchem ein finsterer, entschlossener Blick glänzte. Wenn er dann mit dem Blicke und der Bewegung die Menge, deren hartnäckigen Angriff er als ein lebendiger Damm aufhielt, wieder zurückgedrängt hatte, versank er abermals in seine aufmerksame Unbeweglichkeit.

Hundertmal versuchte es jedoch die gepreßte Masse, ihn niederzuwerfen, denn er war von hohem Wuchse und hinter ihm wurde jede Aussicht unmöglich; doch wie gesagt, ein Fels wäre nicht unerschütterlicher gewesen als er.

Am andern Ende dieser menschlichen Mauer, inmitten der gedrängten Menge hatte sich ein anderer Mensch mit einer Be-

harrlichkeit, welche an Wildheit grenzte, Bahn gebrochen; nichts hatte ihn in seinem unermüdlichen Fortschritte aufgehalten, weder die Schläge derjenigen, welche er hinter sich gelassen, noch die Verwünschungen der Leute, die er im Vorübergehen beinahe erdrückte, noch die Klagen der Frauen, denn es waren viele Frauen unter dieser Menge.

Auf die Schläge antwortete er durch Schläge, auf die Verwünschungen durch einen Blick, vor dem die Muthigsten zurückwichen, auf die Klagen durch eine Unempfindlichkeit, die der Verachtung glich. Endlich gelangte er zu dem kräftigen jungen Mann, der gleichsam den Eingang des Saales schloß. Und unter der allgemeinen Erwartung, denn Jeder wollte sehen, wie die Sache zwischen diesen zwei harten Gegnern ablaufen würde, und unter der allgemeinen Erwartung, sagen wir, versuchte er seine Methode, welche darin bestand, daß er zwischen zwei Zuschauer seine Ellenbogen wie Keile einpreßte und mit seinem Leib die am engsten an einander geschlossenen Leiber spaltete.

Dieser war jedoch ein junger Mann, dessen bleiches Gesicht und zarte Glieder eine ebenso schwächliche Constitution andeuteten, als seine sprühenden Augen für die Festigkeit seines Willens zeugten.

Doch kaum hatte sein Ellenbogen die Seiten des jungen Mannes gestreift, der vor ihm stand, als dieser sich, erstaunt über den Angriff, rasch umwandte und mit derselben Bewegung eine Faust aufhob, die den Verwegenen niederfallend zu zerschmettern drohte.

Die zwei Gegner fanden sich nun von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber, und ein kleiner Schrei entschlüpfte ihnen zu gleicher Zeit.

Sie hatten sich erkannt.

„Ah! Bürger Maurice,“ sagte der schwächliche junge Mann mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Schmerzes, „lassen Sie mich vorbei; lassen Sie mich sehen; ich flehe Sie an! Sie mögen mich hernach tödten!“

Maurice, denn er war es wirklich, fühlte sich von Rüh-

rung und Bewunderung für diese Ergebenheit, für diesen unstörbaren Willen durchdrungen.

„Sie!“ flüsterte er; „Sie hier, Unvorsichtiger?“

„Ja, ich bin hier! doch ich bin erschöpft. Oh! mein Gott! sie spricht! lassen Sie mich sie sehen! lassen Sie mich sie hören!“

Maurice trat ein wenig auf die Seite und der junge Mann rückte vor ihn. Da Maurice an der Spitze der Menge stand, so hemmte nichts mehr den Blick desjenigen, welcher so viele Büffe und Stöße ausgestanden, um nur zu dieser Stelle zu gelangen.

Diese ganze Scene und das Gemurmel, das sie veranlaßte, erregten die Neugierde der Richter.

Die Angeklagte schaute auch nach dieser Seite; da erblickte und erkannte sie in der ersten Reihe den Chevalier.

Etwas wie ein Schauer bewegte einen Augenblick die Königin, welche in dem eisernen Lehnstuhle saß.

Geleitet von dem Präsidenten Harmand, erläutert von Fouquier-Tinville, und discutirt von Chauveau-Lagarde, dem Vertheidiger der Königin, dauerte das Verhör, so lange es die Kräfte der Richter und der Angeklagten erlaubten.

Während dieser ganzen Zeit blieb Maurice unbeweglich an seinem Platz, indeß die Zuschauer sich schon mehrere Male in dem Saale und in den Gängen erneuert hatten.

Der Chevalier hatte einen Stützpunkt an einer Säule gefunden, und hier stand er, nicht minder bleich als der Stuck, an den er sich anlehnte.

Auf den Tag folgte eine finstere Nacht; einige auf den Tischen der Geschworenen angezündete Kerzen, ein paar Lampen, welche an den Wänden des Saales rauchten, beleuchteten mit einem düstern, rothen Widerschein das edle Antlitz dieser Frau, die so schön gewesen war unter den glänzenden Lichtern der Feste von Versailles.

Sie saß hier allein, beantwortete mit ein paar kurzen, verächtlichen Worten die Fragen des Präsidenten und neigte

sich zuweilen an das Ohr ihres Vertheidigers, um leise mit ihm zu sprechen.

Ihre weiße, glatte Stirne hatte nichts von ihrem gewöhnlichen Stolz verloren; sie trug das schwarzgestreifte Kleid, das sie seit dem Tode des Königs nicht hatte ablegen wollen.

Die Richter verließen den Saal, um zur Abstimmung zu schreiten: die Sitzung war beendigt.

„Habe ich mich denn zu hochmüthig gezeigt, mein Herr?" fragte die Königin Chauveau-Lagarde.

„Ah! Madame," erwiderte dieser, „Sie werden stets gut sein, wenn Sie Sie selbst sind."

„Siehst Du, wie stolz sie ist!" rief eine Frau aus der Versammlung, als ob eine Stimme aus dem Volke die Frage beantwortete, welche die unglückliche Königin an ihren Advocaten gerichtet hatte.

Die Königin wandte den Kopf gegen diese Frau.

„Nun wohl, ja," wiederholte die Frau, „ich sage, Du bist stolz, Antoinette, und Dein Stolz hat Dich zu Grunde gerichtet."

Die Königin erröthete.

Der Chevalier drehte sich gegen diese Frau, welche diese Worte gesprochen hatte und erwiderte halblaut:

„Sie war die Königin."

Maurice faßte ihn beim Faustgelenke und sagte ganz leise zu ihm:

„Ruhig, haben Sie den Muth, sich nicht in das Verderben zu stürzen."

„Oh! Herr Maurice," entgegnete der Chevalier, „Sie sind ein Mann und Sie wissen, daß Sie mit einem Manne sprechen. Oh! sagen Sie mir, glauben Sie, daß sie die Königin verurtheilen können?"

„Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß."

„Oh! eine Frau!" rief Maison-Rouge schluchzend.

„Nein, eine Königin," versetzte Maurice, „Sie haben es selbst gesagt."

Der Chevalier ergriff Maurice ebenfalls am Faustgelenke

und zwang ihn mit einer Kraft, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen, sich an sein Ohr zu neigen.

Es war halb vier Uhr Morgens. Große Leeren ließen sich unter den Zuschauern bemerken, einige Lichter waren erloschen und dadurch verschiedene Theile des Saales in Dunkelheit versunken.

Einer von den dunkelsten Theilen war derjenige, wo sich der Chevalier und Maurice befanden.

„Warum sind Sie hier und was wollen Sie hier machen?“ fragte der Chevalier, „Sie, mein Herr, Sie, der Sie kein Tigerherz haben?“

„Ach!“ erwiderte Maurice, „ich bin hier, um zu erfahren, was aus einer unglücklichen Frau geworden ist.“

„Ja, ja,“ sprach Maison-Rouge, „aus der, welche ihr Gatte in den Kerker der Königin gestoßen hat, aus der Frau, welche vor meinen Augen festgenommen wurde.“

„Geneviève?“

„Ja, Geneviève.“

„Also ist Geneviève eine Gefangene, aufgeopfert durch ihren Gatten, getödtet durch Dixmer? Oh! ich verstehe Alles, ich begreife nun Alles. Chevalier, erzählen Sie mir, was vorgefallen, sagen Sie mir, wo sie ist, sagen Sie mir, wo ich sie wiederfinden kann. Diese Frau ist mein Leben, hören Sie wohl, Chevalier?“

„Nun! ja, ich habe sie gesehen, ich war dabei, als sie verhaftet wurde. Ich kam auch, um der Königin entweichen zu helfen; doch unsere Pläne, die wir uns nicht hatten mittheilen können, schadeten sich, statt sich zu unterstützen.“

„Und Sie haben sie nicht wenigstens gerettet, sie, ihre Schwester, Geneviève?“

„Konnte ich? Ein eisernes Gitter trennte mich von ihr. Ah! wenn Sie da gewesen wären, wenn Sie Ihre Kräfte mit den meinigen hätten vereinen können, das verfluchte Gitter würde nachgegeben haben, und wir hätten Beide gerettet.“

„Geneviève! Geneviève!“ flüsterte Maurice.

Dann schaute er Maison-Rouge mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wuth an und fragte ihn:

„Und Dixmer, was ist aus ihm geworden?"

„Ich weiß es nicht. Er hat sich seinerseits geflüchtet, während ich meinerseits dasselbe that."

„Oh! wenn ich ihn je wiederfinde ..." sprach Maurice, mit den Zähnen knirschend.

„Ja, ich begreife. Doch für Geneviève darf man noch nicht verzweifeln, während hier, während die Königin ... Oh! hören Sie, Maurice, Sie sind ein Mann von Herz, ein mächtiger Mann! Sie haben Freunde ... Oh! ich bitte Sie, wie man Gott bittet, Maurice, helfen Sie mir die Königin retten."

„Was denken Sie?"

„Maurice! Geneviève fleht Sie durch meine Stimme an."

„Oh! sprechen Sie diesen Namen nicht aus, mein Herr. Wer weiß, ob Sie nicht wie Dixmer die arme Frau aufgeopfert haben?"

„Mein Herr," antwortete der Chevalier stolz, „wenn ich mich einer Sache weihe, opfere ich nur mich selbst."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Berathungssaales, Maurice wollte antworten.

„Stille, mein Herr," sagte der Chevalier, „stille, hier kehren die Richter zurück."

Maurice fühlte die Hand zittern, welche Maison-Rouge, bleich und wankend, auf seinen Arm gelegt hatte.

„Oh!" murmelte der Chevalier, „oh! das Herz bricht mir."

„Muth gefaßt, bewältigen Sie sich, oder Sie sind verloren."

Das Tribunal kehrte in der That zurück, und die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitete sich in den Gängen und Gallerien.

Die Menge drang abermals ungestüm in den Saal und die Richter schienen sich von selbst für diesen entscheidenden, feierlichen Augenblick wiederzubeleben.

Man hatte die Königin zurückgebracht; sie hielt sich gerade, unbeweglich, stolz, die Augen starr, die Lippen geschlossen.

Man las ihr den Spruch vor, der sie zum Tode verurtheilte.

Sie hörte, ohne zu erbleichen, ohne eine Miene zu verändern, ohne daß ein Muskel ihres Gesichtes den Anschein einer Erschütterung bezeichnete.

Dann wandte sie sich gegen den Chevalier um und richtete einen langen, beredten Blick an ihn, als wollte sie diesem Manne danken, den sie immer nur als lebendige Bildsäule der Ergebenheit gesehen hatte, und sich auf den Arm des Gensdarmerie-Offiziers stützend, der die bewaffnete Macht befehligte, verließ sie ruhig und würdig das Tribunal.

Maurice stieß einen langen Seufzer aus.

„Gott sei Dank!“ sagte er, „nichts hat in ihrer Erklärung Geneviève gefährdet und es ist noch Hoffnung vorhanden.“

„Gott sei Dank!“ murmelte seinerseits der Chevalier von Maison-Rouge, „Alles ist vorbei, der Kampf ist beendigt.“

„Muth gefaßt, mein Herr,“ flüsterte ihm Maurice zu.

„Ich werde haben,“ antwortete der Chevalier.

Und nachdem sie sich die Hand gedrückt, entfernten sich Beide durch verschiedene Ausgänge.

Die Königin wurde in die Conciergerie zurückgeführt; es schlug vier Uhr im Glockenthurme, als sie zurückkam.

An der Mündung des Pont Neuf wurde Maurice durch die Arme von Lorin aufgehalten.

„Halt,“ sagte er, „man geht nicht vorbei.“

„Warum?“

„Vor Allem, wohin willst Du?“

„Ich gehe nach Hause. Ich kann nun zurückkehren, denn ich weiß, was aus ihr geworden ist.“

„Desto besser; doch Du wirst nicht nach Hause gehen.“

„Aus welchem Grunde?“

„Weil vor zwei Stunden die Gensdarmen gekommen sind, um Dich zu verhaften.“

„Ah!“ rief Maurice, „das ist ein Grund mehr.“

„Bist Du verrückt? Und Geneviève?“

„Es ist wahr. Wohin gehen wir?“

„Zu mir, bei Gott!“

„Doch ich stürze Dich in's Verderben."
„Ein Grund mehr; komm, laß uns gehen."
Und er zog ihn fort.

XLVII.

Priester und Henker.

Als sie das Tribunal verließ, wurde die Königin in die Conciergerie geführt.

Sobald sie in ihrem Zimmer war, nahm sie die Scheere und schnitt ihre langen, schönen Haare ab, welche noch schöner geworden waren durch den Mangel an Puder, dessen sie sich seit einem Jahre nicht mehr bediente: sie schloß dieselben in ein Papier und schrieb auf dieses: Zwischen meinem Sohne und meiner Tochter zu theilen."

Dann setzte sie sich oder fiel vielmehr auf einen Stuhl und entschlummerte, gelähmt von der Anstrengung, denn das Verhör hatte achtzehn Stunden gedauert.

Um sieben Uhr erweckte sie plötzlich das Geräusch des Windschirmes, den man verrückte; sie wandte sich um und sah einen Mann, der ihr völlig unbekannt war.

„Was will man von mir?" fragte sie.

Der Mann näherte sich ihr, begrüßte sie so höflich, als ob sie noch Königin gewesen wäre, und sprach:

„Ich heiße Sanson."

Die Königin schauerte leicht und stand auf. Dieser Name allein sagte mehr als eine lange Rede.

„Sie kommen sehr frühzeitig, mein Herr," sprach sie, „könnten Sie nicht noch ein wenig zögern?"

„Nein, Madame," erwiderte Sanson, „ich habe Befehl, zu kommen."

Nach diesen Worten machte er noch einen Schritt gegen die Königin.

Alles war bei diesem Mann und in diesem Augenblick ausdrucksvoll und furchtbar.

„Ah! ich begreife," sagte die Gefangene, „Sie kommen, um mir die Haare abzuschneiden."

„Das ist nothwendig, Madame," antwortete der Scharfrichter.

„Ich wußte es, mein Herr, und wollte Ihnen diese Mühe ersparen. Meine Haare liegen hier auf diesem Tisch."

Sanson folgte der Richtung der Hand der Königin.

„Nur," fuhr sie fort, „nur wünschte ich, daß Sie dieselben diesen Abend meinen Kindern zustellen würden."

„Madame, das ist nicht meine Sorge."

„Ich glaubte jedoch ..."

„Ich für mich," versetzte der Scharfrichter, „habe nur die Verlassenschaft ... der Personen ... ihre Kleider, ihre Juwelen, und zwar nur, wenn sie mir dieselben förmlich schenken; sonst geht dieß Alles an die Salpetrière über und gehört den Armen der Hospitäler: ein Beschluß des Wohlfahrtsausschusses hat diese Dinge geordnet."

„Aber, mein Herr," sagte Marie Antoinette dringend, „kann ich darauf zählen, daß meine Haare meinen Kindern zugestellt werden?"

Sanson blieb stumm.

„Ich übernehme es, den Versuch zu machen," sagte Gilbert.

Die Gefangene warf dem Gensdarmen einen Blick unaussprechlicher Dankbarkeit zu.

„Ich bin gekommen," sprach Sanson, „um Ihnen die Haare abzuschneiden; doch da dieses Geschäft schon abgethan ist, so kann ich Sie, wenn Sie es wünschen, einen Augenblick allein lassen."

„Ich bitte Sie darum, mein Herr," sprach die Königin, „denn ich bedarf der Sammlung und des Gebetes."

Sanson verbeugte sich und ging hinaus.

Dann befand sich die Königin allein, denn Gilbert hatte nur den Kopf hereingestreckt, um die Worte zu sprechen, die wir gehört.

Während die Verurtheilte auf einen Stuhl niederkniete, der etwas niedriger war, als die andern und ihr als Betpult diente, fiel eine Scene, nicht minder schrecklich, als die von uns erzählte, in dem Pfarrhause der kleinen Kirche Saint-Landry in der Cité vor.

Der Geistliche dieses Kirchspiels war eben aufgestanden, eine alte Haushälterin richtete sein bescheidenes Frühstück zu, als man plötzlich heftig an die Thüre des Pfarrhauses klopfte.

Selbst bei einem Priester unserer Tage kündigt ein unvorhergesehener Besuch stets ein Ereigniß an: es handelt sich um eine Taufe, um eine Heirath in extremis, oder um eine Beichte in der Todesstunde; in jener Zeit aber konnte der Besuch eines Fremden etwas noch viel Ernsteres ankündigen. In jener Zeit war der Priester in der That nicht mehr der Abgeordnete Gottes, sondern den Menschen mußte er Rechenschaft ablegen.

Doch gehörte der Abbé Girard zu Denjenigen, für welche am wenigsten zu befürchten war, denn er hatte der Constitution den Eid geleistet; in ihm hatten das Gewissen und die Redlichkeit lauter gesprochen, als die Eitelkeit und der kirchliche Geist. Ohne Zweifel gab der Abbé Girard die Möglichkeit eines Fortschrittes in der Regierung zu und beklagte so viele Mißbräuche, welche im Namen der göttlichen Gewalt begangen wurden; er hatte, seinen Gott beibehaltend, die Brüderschaft des republikanischen Regime angenommen.

„Sehen Sie nach, Dame Jacinthe," sagte er, „sehen Sie nach, wer so frühzeitig an unsere Thüre klopft, und wenn es nicht zufällig ein sehr dringender Dienst ist, den man von mir verlangt, so sagen Sie, ich sei diesen Morgen in die Conciergerie beschieden und müsse mich nothwendig in einem Augenblick dahin begeben."

Dame Jacinthe *) hieß früher Madeleine. Doch sie hatte einen Blumennamen für ihren Namen angenommen, wie der

---

*) Jacinthe gleich Hyacinthe.

Abbé Girard den Titel Bürger für den eines Geistlichen angenommen hatte.

Auf den Befehl ihres Herrn stieg Dame Jacinthe eiligst auf den Stufen des kleinen Gartens hinab, gegen welchen sich die Eingangsthüre öffnete: sie zog die Riegel zurück, und es zeigte sich ein sehr bleicher, sehr bewegter junger Mann, dessen Physiognomie indessen sanft und ehrlich war.

„Ist der Herr Abbé Girard zu Hause?" fragte er.

Jacinthe betrachtete prüfend die in Unordnung gebrachten Kleider, den langen Bart und das Nervenzittern des Unbekannten: dieß Alles dünkte ihr ein sehr schlimmes Vorzeichen.

„Bürger," sagte sie, „es ist hier weder ein Herr, noch ein Abbé."

„Verzeihen Sie, Madame," versetzte der junge Mann, „ich will sagen, der Geistliche von Saint-Landry."

Jacinthe wurde trotz ihres Patriotismus betroffen von dem Worte Madame, das man nicht an eine Kaiserin gerichtet hätte; doch sie antwortete:

„Man kann ihn nicht sehen, Bürger; er spricht sein Brevier."

„Dann werde ich warten," versetzte der junge Mann.

„Aber," entgegnete Dame Jacinthe, der diese Beharrlichkeit die schlimmen Gedanken wieder gab, welche sich gleich Anfangs in ihr geregt hatten, „aber Sie werden vergebens warten, denn er ist nach der Conciergerie beschieden und wird sogleich dahin abgehen."

Der junge Mann erbleichte furchtbar, oder wurde vielmehr von bleich, wie er war, leichenfarbig.

„Es ist also richtig!" murmelte er.

Dann sagte er laut:

„Madame, das ist gerade der Gegenstand, der mich zu dem Bürger Girard führt."

Und trotz der Alten war er, indeß er so sprach, hereingegangen, hatte sachte, aber entschlossen die Riegel an der Thüre vorgeschoben und trat nun, ohne die Einwendungen und sogar die Drohungen der Dame Jacinthe zu beachten, in das Haus und drang bis in das Zimmer des Abbé.

Als dieser ihn erblickte, ließ er einen Ausruf des Erstaunens vernehmen.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer," sagte sogleich der junge Mann, „ich habe über eine sehr ernste Sache mit Ihnen zu sprechen; gestatten Sie, daß wir allein bleiben."

Der alte Priester wußte aus Erfahrung, wie sich die großen Schmerzen ausdrücken. Er las ein ganzes Leiden in dem verstörten Gesichte des jungen Mannes, er erkannte eine erhabene Erschütterung in seiner fieberhaften Stimme.

„Lassen Sie uns, Dame Jacinthe," sagte er.

Der junge Mann folgte mit den Augen voll Ungeduld der Haushälterin, welche, gewohnt an den Geheimnissen ihres Herrn Theil zu nehmen, sich zu entfernen zögerte; als sie endlich die Thüre geschlossen hatte, sprach der Unbekannte:

„Mein Herr Pfarrer, Sie werden mich vor Allem fragen, wer ich bin. Ich will es Ihnen sogleich sagen. Ich bin ein Geächteter; ich bin ein zum Tode Verurtheilter und lebe nur durch die Gewalt der Kühnheit; ich bin der Chevalier von Maison-Rouge."

Der Abbè sprang vor Schrecken von seinem Lehnstuhle auf.

„Oh! fürchten Sie nichts," versetzte der Chevalier. „Niemand hat mich hier eintreten sehen, und Diejenigen, welche mich gesehen hätten, würden mich nicht erkennen, denn ich habe mich seit zwei Monaten gewaltig verändert."

„Aber was wollen Sie denn Bürger?" fragte der Pfarrer.

„Sie werden diesen Morgen in die Conciergerie gehen?"

„Ja, ich bin durch den Kerkermeister dahin bestellt."

„Wissen Sie, warum?"

„Wegen eines Kranken, wegen eines Sterbenden, wegen eines Verurtheilten vielleicht."

„Sie haben es gesagt: ja, eine verurtheilte Person erwartet Sie."

Der alte Priester schaute den Chevalier erstaunt an.

„Aber wissen Sie, wer diese Person ist?" sagte Maison-Rouge.

„Nein . . . ich weiß es nicht."

„Nun wohl! diese Person ist die Königin!"

Der Abbé stieß einen Schmerzensschrei aus.

„Die Königin! oh! mein Gott!"

„Ja, mein Herr, die Königin! Ich erkundigte mich, um zu wissen, welchen Priester man ihr geben würde. Ich erfuhr, Sie wären es, und lief herbei."

„Was wollen Sie von mir?" fragte der Priester, erschrocken über den fieberhaften Ausdruck des Chevalier.

„Ich will . . . ich will nichts, mein Herr. Ich komme, um Sie zu bitten . . . Sie anzuflehen . . ."

„Was denn?"

„Mich mit Ihnen zu Ihrer Majestät gehen zu lassen."

„Oh! sind Sie denn verrückt!" rief der Abbé, „Sie richten mich zu Grunde und stürzen sich selbst in's Verderben!"

„Befürchten Sie nichts."

„Die arme Frau ist verurtheilt und es ist um sie geschehen."

„Ich weiß es, und nicht um einen Versuch zu machen, sie zu retten, will ich sie sehen, sondern . . . Doch hören Sie mich, mein Vater, Sie hören mich nicht an."

„Ich höre Sie nicht an, weil Sie etwas Unmögliches von mir verlangen; ich höre Sie nicht an, weil Sie wie ein Wahnsinniger handeln," sprach der Greis; „ich höre Sie nicht an, weil Sie mich erschrecken."

„Mein Vater," beruhigen Sie sich," erwiderte der junge Mann, indem er sich selbst zu beruhigen suchte; „mein Vater, glauben Sie mir, ich habe meine volle Vernunft. Die Königin ist verloren, ich weiß es; doch kann ich mich zu ihren Füßen niederwerfen, nur eine einzige Secunde, so ist mein Leben gerettet; sehe ich sie nicht, so tödte ich mich, und da Sie die Ursache meiner Verzweiflung sind, so haben Sie zugleich den Leib und die Seele getödtet."

„Mein Sohn, mein Sohn," sprach der Priester, „bedenken Sie wohl, Sie fordern das Opfer meines Lebens von mir; so alt ich bin, so ist mein Dasein doch noch vielen Unglücklichen nothwendig; so alt ich bin, würde ich mir, wenn ich selbst dem

Tode entgegenginge, einen Selbstmord zu Schulden kommen lassen."

„Weisen Sie mich nicht zurück, mein Vater," versetzte der Chevalier; „Sie brauchen einen Hülfspriester, einen Kirchendiener, nehmen Sie mich mit, mein Vater."

„Nein," sagte er, „nein, „ich würde mich dadurch gegen meine Pflichten verfehlen; ich habe die Constitution beschworen; ich habe aus dem Grunde meines Herzens in meiner Seele und meinem Gewissen geschworen. Die arme verurtheilte Frau ist eine strafbare Königin; ich würde zu sterben einwilligen, wenn mein Tod einem Nebenmenschen nützlich sein könnte; doch ich will nicht meine Pflicht verletzen."

„Aber wenn ich Ihnen sage," rief der Chevalier, „wenn ich Ihnen wiederhole, wenn ich Ihnen schwöre, daß ich nicht die Königin retten will! Sehen Sie auf dieses Evangelium, sehen Sie, auf dieses Crucifix schwöre ich Ihnen, daß ich nicht in die Conciergerie gehe, um ihren Tod zu verhindern."

„Was wollen Sie dann?" fragte der Greis, erschüttert durch diesen Ausdruck der Verzweiflung, den man nicht nachahmt.

„Hören Sie," erwiderte der Chevalier, dessen Seele einen Weg über seine Lippen zu suchen schien, „sie war meine Wohlthäterin, sie hat einige Anhänglichkeit für mich; mich in ihrer letzten Stunde zu sehen, wird, ich bin es fest überzeugt, ein Trost für sie sein."

„Das ist Alles, was Sie wollen?" fragte der Priester, ergriffen von diesem unwiderstehlichen Ton.

„Durchaus Alles."

„Sie spinnen kein Complott, um einen Versuch zu Befreiung der Verurtheilten zu machen?"

„Keines. Ich bin ein Christ, mein Vater, und wenn in meinem Herzen ein Schatten von Lüge ist, wenn ich hoffe, sie werde leben, wenn ich in irgend einer Hinsicht daran arbeite, so strafe mich Gott durch eine ewige Verdammniß!"

„Nein! nein! ich kann Ihnen nichts versprechen," sagte der

Pfarrer, vor dessen Geist sich wieder die großen und zahlreichen Gefahren einer solchen Unklugheit stellten.

„Hören Sie, mein Vater," entgegnete der Chevalier mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „ich habe als demüthiger Sohn mit Ihnen gesprochen, ich habe nur christliche und mildherzige Gefühle gegen Sie geäußert; kein bitteres Wort, keine Drohung ist aus meinem Mund gekommen, und dennoch gährt mein Kopf, dennoch durchglüht das Fieber mein Blut, dennoch zernagt mir die Verzweiflung das Herz, dennoch bin ich bewaffnet, sehen Sie, ich habe einen Dolch."

Und der junge Mann zog aus seiner Brust eine glänzende, feine Klinge, welche einen bläulichen Reflex auf seine zitternde Hand warf.

Der Geistliche trat rasch zurück.

„Fürchten Sie sich nicht," sagte der Chevalier, „Andere, die Sie so treu Ihrem Worte gekannt hätten, würden Ihrer Angst einen Schwur entrissen haben. Nein, ich habe Sie angefleht, ich flehe Sie mit gefalteten Händen, die Stirne auf dem Boden, immer noch an, machen Sie, daß ich die Königin nur einen einzigen Augenblick sehe, und nehmen Sie dieß als Garantie an."

Und er zog aus seiner Tasche einen Zettel, den er Girard bot; der Abbé entfaltete ihn und las folgende Worte:

„Ich René, Chevalier von Maison-Rouge, erkläre bei Gott und meiner Ehre, daß ich durch Androhung des Todes den würdigen Pfarrer von Saint-Landry gezwungen habe, mich trotz seiner Weigerung und seines lebhaften Sträubens in die Conciergerie mitzunehmen. Zu Beglaubigung dessen, habe ich unterzeichnet

Maison-Rouge."

„Es ist gut," sprach der Priester, „doch schwören Sie mir nun auch noch, daß Sie keine Unklugheit begehen werden; es ist nicht genug, daß mein Leben unversehrt bleibt, ich bin auch für das Ihrige verantwortlich."

„Oh! denken wir nicht hieran," sprach der Chevalier, „Sie willigen ein?"

„Ich muß wohl, da Sie es so haben wollen. Sie erwarten mich unten, und wenn sie in die Kanzlei geht, werden Sie sie sehen."

Der Chevalier ergriff die Hand des Greises und küßte sie mit eben so viel Ehrfurcht und Inbrunst, als wenn es ein Crucifix gewesen wäre.

„Oh!" murmelte der Chevalier, „sie wird wenigstens wie eine Königin sterben und die Hand des Henkers wird sie nicht berühren!"

XLVIII.

Der Henkerskarren.

Sobald Maison-Rouge diese Erlaubniß von dem Pfarrer von Saint-Landry erhalten hatte, eilte er in ein halb geöffnetes Cabinet, in welchem er das Ankleidekabinet des Abbé erkannt hatte.

Hier fielen in einem Nu sein Backenbart und sein Schnurrbart unter dem Rasirmesser und jetzt erst konnte er seine Blässe wahrnehmen; sie war erschreckend.

Er kehrte scheinbar ruhig zurück: übrigens schien er völlig vergessen zu haben, daß er, obgleich er den Bart abgeworfen, in der Conciergerie erkannt werden konnte.

Der Chevalier folgte dem Abbé, den während seiner kurzen Abwesenheit zwei Wachen geholt hatten, und trat mit jener Keckheit, welche jeden Verdacht beseitigt, mit jenem entstellenden Anschwellen des Fiebers durch das Gitter ein, welches zu jener Zeit in den Hof des Palastes ging.

Er trug wie der Abbé Girard einen schwarzen Frack, denn die priesterlichen Gewänder waren abgeschafft.

In der Kanzlei fanden sie mehr als fünfzig Personen, theils Angestellte des Gefängnisses, theils Deputirte, theils Commissäre, welche entweder als Bevollmächtigte oder als Neugierige die Königin vorüberkommen sehen wollten.

Sein Herz schlug so gewaltig, als er sich der Kerkerpforte gegenüber befand, daß er die Gespräche des Abbé mit den Gensdarmen und dem Kerkermeister nicht mehr hörte.

Ein Mann, der eine Scheere und ein Stück frisch abgeschnittenen Stoff in der Hand hielt, stieß auf der Schwelle an Maison-Rouge.

Maison-Rouge erkannte den Scharfrichter.

„Was willst Du, Bürger?“ fragte Sanson.

Der Chevalier suchte den Schauer zu bewältigen, der unwillkürlich seine Adern durchlief, und antwortete:

„Ich! Du siehst es wohl, Bürger Sanson, ich begleite den Geistlichen von Saint-Landry.“

„Ah! gut,“ versetzte der Scharfrichter.

Und er trat auf die Seite und gab seinem Gehülfen Befehle.

Während dieser Zeit drang Maison-Rouge in das Innere der Kanzlei, von der Kanzlei ging er in das Gelaß, wo sich die zwei Gensdarmen aufhielten.

Diese braven Leute waren bestürzt; so würdig und stolz sie sich gegen die Anderen benommen hatte, so gut und sanft war die Königin gegen sie gewesen; sie schienen mehr ihre Diener als ihre Wächter zu sein.

Doch von dem Platze aus, wo der Chevalier war, konnte er Marie Antoinette nicht sehen.

Der Windschirm hatte sich geöffnet, um den Geistlichen einzulassen, war aber wieder hinter ihm geschlossen worden.

Als der Chevalier eintrat, hatte das Gespräch schon begonnen.

„Mein Herr,“ sagte die Königin mit ihrem scharfen, stolzen Tone zu dem Pfarrer, „da Sie der Republik, in deren Namen man mich zum Tode bringt, den Eid geleistet haben, so vermöchte

ich kein Vertrauen zu Ihnen zu fassen. Wir beten nicht denselben Gott an."

„Madame," erwiderte Girard, sehr bewegt durch dieses verächtliche Glaubensbekenntniß, „eine Christin, welche zu sterben im Begriffe ist, muß sterben ohne Haß im Herzen und darf ihren Gott nicht zurückweisen, unter welcher Form er sich auch ihr zeigen mag."

Maison-Rouge machte einen Schritt, um den Windschirm ein wenig zu öffnen, in der Hoffnung, wenn sie ihn erblicken würde und die Ursache wüßte, die ihn hierher führte, dürfte sie ihre Ansicht in Beziehung auf den Geistlichen ändern; doch die zwei Gensdarmen widersetzten sich durch eine Bewegung.

„Aber da ich der Gehülfe des Pfarrers bin?" entgegnete Maison-Rouge.

„Insofern sie den Pfarrer zurückweist, braucht sie auch den Gehülfen nicht," antwortete Duchesne.

„Sie wird ihn vielleicht annehmen," erwiderte der Chevalier die Stimme erhebend, „es ist nicht möglich, daß sie ihn nicht annimmt."

Doch Marie Antoinette war zu sehr von dem Gefühle eingenommen, das ihr Inneres bewegte, um die Stimme des Chevalier zu hören und zu erkennen.

„Gehen Sie," fuhr sie gegen Girard fort, „gehen Sie und lassen Sie mich allein; da wir gegenwärtig in Frankreich unter einer Regierung der Freiheit leben, so verlange ich die, nach meiner Phantasie zu sterben."

Girard suchte zu widerstehen.

„Lassen Sie mich, mein Herr," sprach sie, „ich sage Ihnen, lassen Sie mich."

Girard versuchte es, noch ein Wort beizufügen.

„Ich will es," entgegnete die Königin mit einer Geberde von Maria Theresia.

Girard ging hinaus.

Maison-Rouge bemühte sich, mit seinem Blick durch den Zwischenraum des Windschirmes zu dringen, aber die Königin wandte ihm den Rücken zu.

Der Gehülfe des Scharfrichters kreuzte den Geistlichen: er trat mit Stricken in der Hand ein.

Die Gensdarmen trieben den Chevalier bis zur Thüre zurück, ehe er, geblendet, verzweifelnd, betäubt, im Stande gewesen war, einen Ruf von sich zu geben oder eine Bewegung zu machen, um sein Vorhaben zu vollführen.

Er befand sich also mit Girard im Corridor des Gefängnisses. Vom Corridor drängte man ihn bis in die Kanzlei zurück, wo sich die Kunde von der Weigerung der Königin schon verbreitet hatte, und wo der österreichische Stolz von Marie Antoinette bei Einigen der Text von groben Schmähungen, bei Anderen ein Gegenstand geheimer Bewunderung wurde.

„Gehen Sie," sagte Richard zu dem Abbé, „kehren Sie nach Hause zurück, da die Gefangene Sie fortjagt und nach ihrem Belieben sterben will."

„Höre," versetzte die Frau Richard, „sie hat Recht und ich würde es machen wie sie."

„Und Sie hätten Unrecht, Bürgerin," entgegnete der Abbé.

„Schweige, Frau," murmelte der Kerkermeister, indem er die Augen weit aufriß, „was geht das Dich an? Gehen Sie, Abbé, gehen Sie."

„Nein," wiederholte Girard, „ich werde sie wider ihren Willen begleiten; ein Wort, und wäre es nur ein einziges Wort, wird sie, wenn sie es hört, an ihre Pflichten erinnern; überdieß hat mir die Gemeinde den Auftrag gegeben und ich muß der Gemeinde gehorchen."

„Gut, doch schicke Deinen Sacristan weg," sagte mit grobem Tone der Adjutant-Major, der die bewaffnete Macht befehligte.

Es war ein ehemaliger Schauspieler der Comédie Française, Namens Grammont.

Die Augen des Chevalier schleuderten einen doppelten Blitz und er fuhr maschinenmäßig mit seiner Hand in seine Brust.

Girard wußte, daß er einen Dolch unter seiner Weste hatte. Er hielt ihn mit einem flehenden Blick zurück.

„Schonen Sie mein Leben," sagte er leise zu ihm, „Sie

sehen, daß Alles für Sie verloren ist; stürzen Sie sich nicht mit ihr in das Verderben. Ich werde auf dem Wege mit ihr von Ihnen sprechen, das schwöre ich Ihnen; ich werde ihr sagen, was Sie gewagt haben, um sie zum letzten Male zu sehen."

Diese Worte dämpften das Aufbrausen des jungen Mannes; überdieß bewerkstelligte sich die gewöhnliche Gegenwirkung, seine ganze Organisation erlitt eine seltsame Lähmung. Dieser Mann von einem heldenmäßigen Willen, von einer wunderbaren Macht war am Ende seiner Kraft und seines Willens angelangt; er schwamm unentschlossen oder vielmehr ermattet, besiegt, in einer Art von Schläfrigkeit, die man hätte für den Vorboten des Todes halten können.

„Ja," sagte er, „so mußte es sein: das Kreuz für Jesus, das Schaffot für sie; die Götter und Könige leeren bis auf die Hefe den Kelch, den ihnen die Menschen reichen."

Folge dieses ganz ergebenen, ganz schlaffen Gedankens war, daß sich der junge Mann bis zur äußeren Thüre zurückstoßen ließ, ohne sich auf eine andere Art, als durch einen unwillkürlichen Seufzer zu vertheidigen, ohne mehr Widerstand zu leisten, als Ophelia, dem Tode geweiht, leistete, da sie sich von den Wellen fortgerissen sah.

Am Fuße der Gitter und Thore der Conciergerie drängte sich eine von den furchtbaren Menschenwogen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man sie nicht wenigstens einmal gesehen hat.

Die Ungeduld beherrschte alle Leidenschaften, und alle Leidenschaften sprachen laut ihre Sprache, die, sich vermischend, einen ungeheuren Lärm verursachten, als ob dieser ganze Lärm und die ganze Bevölkerung von Paris sich in dem Quartiere des Justizpalastes concentrirt hätten.

Vor dieser Menschenmasse war eine ganze Armee mit Kanonen mit der Bestimmung aufgepflanzt, das Fest zu beschützen und für diejenigen, welche es genießen wollten, sicher zu machen.

Man hätte es vergebens versucht, diesen Wall zu durchbrechen, der sich, seitdem die Verurtheilung außerhalb Paris

bekannt geworden war, durch die Patrioten der Vorstädte verstärkt hatte.

Aus der Conciergerie vertrieben, befand sich Maison-Rouge natürlich bei der ersten Reihe der Soldaten.

Die Soldaten fragten ihn, wer er wäre.

Er antwortete, er wäre der Vicar des Abbé Girard; doch da er wie sein Pfarrer den Eid geleistet, so hätte ihn die Königin wie seinen Pfarrer zurückgewiesen.

Die Soldaten stießen ihn ihrerseits bis zur ersten Reihe der Zuschauer zurück.

Hier sah er sich gezwungen, zu wiederholen, was er den Soldaten sagte.

Da erhob sich das Geschrei:

„Er kommt soeben von ihr . . . Er hat sie gesehen . . . Was hat sie gesagt? . . . Was macht sie? . . . Ist sie immer noch stolz? . . . Ist sie niedergeschlagen? . . . Weint sie? . . .“

Der Chevalier beantwortete alle diese Fragen mit einer zugleich schwachen, sanften und freundlichen Stimme, als ob diese Stimme die letzte Kundgebung des an seinen Lippen hängenden Lebens wäre.

Seine Antwort war die reine und einfache Wahrheit, nur war diese Wahrheit eine Lobeserhebung der Festigkeit von Marie Antoinette, und das, was er mit der Einfachheit und dem Glauben eines Evangelisten sagte, brachte Unruhe in mehr als ein Herz.

Als er von dem kleinen Dauphin und Madame Royale, von dieser Königin ohne Thron, von dieser Gattin ohne Gatten, von dieser Mutter ohne Kinder, von dieser verlassenen Frau ohne einen Freund, mitten unter Henkern sprach, — da verschleierte sich mehr als eine Stirne mit Traurigkeit, erschien mehr als eine Thräne verstohlen und brennend in den Augen, welche kurz zuvor noch der Haß belebte.

Es schlug eilf Uhr im Glockenthurme des Palastes: jeder Lärm hörte sogleich auf. Hundert tausend Personen zählten die Stunde, welche es eben schlug, und der die Schläge ihres Herzens antworteten.

Als das Beben des letzten Schlages im Raume erlosch, entstand ein gewaltiges Geräusch hinter den Pforten, während zugleich ein von dem Quai aux Fleurs herkommender Karren zuerst die Volksmenge, sodann die Wachen durchschnitt, und sich endlich unten an den Stufen aufstellte.

Bald erschien die Königin oben auf der ungeheuren Freitreppe. Alle Leidenschaften drängten sich in den Augen zusammen, der Athem blieb keuchend und gehemmt.

Ihre Haare waren kurz geschnitten; die Mehrzahl hatte sich während ihrer Gefangenschaft gebleicht, und diese Silberfarbe machte noch zarter die perlmutterartige Blässe, welche in diesem äußersten Augenblick die Schönheit der Tochter der Cäsaren beinahe himmlisch erscheinen ließ.

Sie trug ein weißes Kleid und ihre Hände waren ihr auf den Rücken gebunden.

Als sie sich oben auf den Stufen zeigte, wobei sie zu ihrer Rechten den Abbé Girard, der sie wider ihren Willen begleitete, und zu ihrer Linken den Nachrichter hatte, Beide schwarz gekleidet, entstand in dieser ganzen Menge ein Gemurmel, das Gott allein, der im Grunde der Herzen liest, verstehen und in einer Wahrheit zusammenfassen konnte.

Ein Mann trat nun zwischen den Scharfrichter und Marie Antoinette.

Dieß war Grammont. Er kam deßwegen, um ihr den schmählichen Karren zu zeigen.

Die Königin wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Steigen Sie ein," sagte Grammont.

Jedermann hörte dieses Wort, denn die Erschütterung hielt alles Gemurmel auf den Lippen der Zuschauer zurück.

Da sah man das Blut in die Wangen der Königin steigen und die Wurzel ihrer Haare erreichen; doch beinahe in demselben Augenblick überzog sich ihr Gesicht wieder mit einer tödtlichen Blässe.

Ihre erbleichenden Lippen öffneten sich.

„Warum einen Karren für mich, während sich der König ohne Wagen nach dem Schaffot begeben hat?" sagte sie.

Der Abbé Girard sprach nun leise einige Worte zu ihr. Ohne Zweifel bekämpfte er bei der Verurtheilten diesen letzten Schrei des königlichen Stolzes.

Die Königin schwieg und wankte.

Sanson streckte die Arme aus, um sie zu unterstützen; doch sie erhob sich und wich zurück, ehe er sie berührt hatte.

Sie ging die Treppe hinab, während der Gehülfe einen hölzernen Fußtritt hinter dem Karren befestigte.

Die Königin stieg ein, der Abbé stieg hinter ihr ein.

Sanson ließ sie Beide sitzen.

Als der Karren sich zu erschüttern anfing, entstand eine gewaltige Bewegung im Volke; doch die Soldaten, da sie nicht wußten, in welcher Absicht diese Bewegung geschah, vereinigten zu gleicher Zeit alle ihre Kräfte, um die Menge zurückzudrängen: dadurch ergab sich ein großer leerer Raum zwischen dem Karren und den ersten Reihen.

In diesem Raum erscholl ein düsteres Geheul.

Die Königin bebte, richtete sich auf und schaute umher.

Sie erblickte nun ihren seit zwei Monaten verlorenen Hund, ihren Hund, der nicht mit ihr in die Conciergerie hatte dringen können, der trotz des Geschreis, der Schläge und Stöße gegen den Karren vorstürzte; doch alsbald verschwand der arme, magere, abgezehrte, gelähmte Black unter den Füßen der Pferde.

Die Königin folgte ihm mit den Augen; sie konnte nicht sprechen, denn ihre Stimme wurde von dem Lärm bedeckt; sie konnte nicht mit dem Finger auf ihn deuten, denn ihre Hände waren gebunden; hätte sie ihn aber auch zeigen, hätte man sie hören können, sie würde ohne Zweifel vergebens nach ihm verlangt haben.

Nachdem sie ihn kurze Zeit aus den Augen verloren, erblickte sie ihn wieder.

Er war in den Armen eines bleichen jungen Mannes, der auf einer Kanone stehend die Menge überragte und, erhoben durch eine unsägliche Aufregung, sie grüßte und auf den Himmel deutete.

Marie Antoinette schaute zum Himmel empor und lächelte sanft.

Der Chevalier von Maison-Rouge stieß einen Seufzer aus, als ob ihm dieses Lächeln eine Wunde im Herzen beigebracht hätte, und als sich der Wagen dem Pont au Change zuwandte, fiel er in die Menge zurück und verschwand.

XLIX.

Das Schaffot.

Auf dem Revolutionsplatz warteten zwei Männer, an einen Scheinwerfer angelehnt.

Was sie mit der Menge erwarteten, — von der sich ein Theil nach dem Platze vor dem Palaste und ein anderer Theil nach dem Revolutionsplatze begeben hatte, während sich der Rest stürmisch auf dem ganzen Wege, der diese zwei Plätze trennte, ausbreitete und drängte, — war die Ankunft der Königin bei dem Werkzeuge der Hinrichtung, das, abgenutzt durch den Regen und die Sonne, abgenutzt durch die Hand des Henkers, abgenutzt gräßlicher Weise durch die Berührung der Opfer, mit einem finstern Stolze alle unten liegenden Köpfe beherrschte, wie eine Königin ihr Volk beherrscht.

Diese zwei Männer mit den verschlungenen Armen, mit den bleichen Lippen, mit den gerunzelten Stirnen, welche leise mit einander sprachen, waren Lorin und Maurice.

Unter den Zuschauern verloren und dennoch so gestellt, daß sie allgemein Neid erregten, setzten sie mit leiser Stimme ein Gespräch fort, das nicht das am mindesten interessante von allen diesen Gesprächen war, welche die Gruppen durchzogen, die, einer elektrischen Kette ähnlich, sich wie ein lebendiges Meer vom Pont au Change bis zum Pont de la Revolution bewegten.

Der Gedanke, den wir in Beziehung auf das alle Köpfe beherrschende Schaffot ausgedrückt, hatte Beide berührt.

„Siehst Du!" sagte Maurice, „wie das häßliche Ungeheuer seine Arme erhebt; sollte man nicht glauben, es rufe uns, es lächle uns durch sein Pförtchen wie durch einen furchtbaren Mund zu."

„Ah! meiner Treue," sprach Lorin, „ich gestehe, ich gehöre nicht zu der Schule der Poesie, welche Alles roth sieht. Ich sehe rosa, und am Fuß dieser abscheulichen Maschine würde ich noch singen und hoffen. Dum spiro, spero." *)

„Du hoffst, während man die Frauen tödtet?"

„Ah! Maurice, Sohn der Revolution, verleugne Deine Mutter nicht. Ah! Maurice, bleibe ein guter und rechtschaffener Patriot. Maurice, diejenige, welche sterben wird, ist keine Frau, oder wenigstens keine Frau wie die anderen Frauen; diejenige, welche sterben wird, ist der böse Geist Frankreichs."

„Oh! nicht sie beklage ich, nicht sie beweine ich!" rief Maurice.

„Ja, ich verstehe, es ist Geneviève."

„Ah! siehst Du, es gibt einen Gedanken, der mich wahnsinnig macht, der Gedanke, daß sich Geneviève in den Händen dieser Guillotinelieferanten befindet, die man Hebert und Fouquier Tinville nennt, in den Händen von Menschen, welche die arme Heloise hieher geschickt haben und heute die stolze Marie Antoinette schicken."

„Nun wohl," versetzte Lorin, „das ist es gerade, was mir Hoffnung gewährt: wenn der Zorn des Volkes das große Mahl von zwei Tyrannen gemacht hat, so wird er gesättigt sein, wenigstens für einige Zeit, wie die Boa, welche drei Monate braucht, um zu verdauen, was sie verzehrt. Dann wird er Niemand mehr verschlingen, und es werden ihm, wie die Propheten der Vorstadt sagen, die kleinen Stücke Furcht machen."

„Lorin, Lorin," erwiderte Maurice, „ich bin positiver als

---

*) So lang ich athme, hoffe ich.

Du, und ich sage Dir ganz leise, bereit, es laut zu wiederholen: Lorin, ich hasse die neue Königin, diejenige, welche mir bestimmt scheint, auf die Oesterreicherin zu folgen, und diese zerstören wird. Es ist eine traurige Königin, deren Purpur aus täglichem Blute bereitet ist, und die Danton zum ersten Minister hat."

„Bah! wir werden ihr entkommen."

„Ich glaube es nicht," entgegnete Maurice den Kopf schüttelnd: „Du siehst, daß wir, um nicht zu Hause verhaftet zu werden, kein anderes Mittel haben, als auf der Straße zu bleiben."

„Bah! wir können Paris verlassen, nichts verhindert uns daran. Beklagen wir uns also nicht. Mein Oheim erwartet uns in Saint-Omer; Geld, Pässe, nichts fehlt uns, und ein Gensdarme würde uns nicht verhaften; was denkst Du davon? Wir bleiben, weil wir so wollen."

„Nein, was Du da sagst, ist nicht richtig, vortrefflicher Freund, treu ergebenes Herz. Du bleibst, weil ich bleiben will."

„Und Du willst bleiben, um Geneviève wiederzufinden. Nun wohl, was ist einfacher, was ist billiger, natürlicher? Du denkst, sie sei im Gefängniß, das ist mehr als wahrscheinlich. Du willst über ihr wachen, und deßhalb darf man Paris nicht verlassen."

Maurice seufzte, sein Gedanke hatte offenbar eine andere Richtung.

„Du erinnerst Dich des Todes von Ludwig XVI.?" sagte er. „Ich sehe mich noch bleich vor Aufregung und Stolz. Ich war eines von den Häuptern der Menge, in deren Falten ich mich heute verberge. Ich war größer am Fuße des Schaffots, als es je der König gewesen, der es bestieg. Welche Veränderung, Lorin! und wenn man bedenkt, daß neun Monate genügten, um diese furchtbare Gegenwirkung herbeizuführen."

„Neun Monate Liebe, Maurice! . . . Liebe, Du hast Troja zu Grunde gerichtet!"

Maurice seufzte; sein umherschweifender Geist gerieth auf einen andern Weg und erblickte einen andern Horizont.

„Der arme Maison-Rouge!“ murmelte er, „das ist ein trauriger Tag für ihn.“

„Ah! soll ich Dir sagen, was ich noch viel Traurigeres in den Revolutionen sehe, Maurice?“ versetzte Lorin.

„Ja.“

„Daß man diejenigen oft zu Feinden hat, welche man gern zu Freunden haben möchte, und Leute zu Freunden . . .“

„Ich habe Mühe Eines zu glauben,“ unterbrach ihn Maurice.

„Was?“

„Daß er nicht irgend einen Plan, und wenn er auch noch so wahnsinnig wäre, ersinnt, um die Königin zu retten.“

„Ein Mensch, stärker als hundert tausend!“

„Ich sage Dir, wenn er noch so wahnsinnig wäre; ich meinerseits weiß, daß ich um Geneviève zu retten . . .“

„Ich wiederhole Dir, Maurice, Du verwirrst Dich; nein, selbst wenn Du Geneviève retten solltest, würdest Du kein schlechter Bürger. Doch genug hierüber, Maurice, man hört uns. Siehst Du, die Köpfe bekommen eine wellenförmige Bewegung, siehst Du, der Knecht des Bürgers Sanson erhebt sich auf seinem Korbe und schaut in die Ferne. Die Oesterreicherin kommt.“

In der That, gleichsam um die von Lorin wahrgenommene Wellenbewegung zu begleiten, bemächtigte sich ein verlängertes wachsendes Beben der Menge. Es war wie einer von jenen Windstößen, welche mit Pfeifen beginnen und mit Brüllen aufhören.

Maurice, der seine hohe Gestalt durch den Pfosten des Scheinwerfers noch mehr emporhob, schaute nach der Rue Saint-Honoré.

„Ja,“ sagte er schauernd, „dort kommt sie.“

Man sah wirklich allmälig eine andere Maschine, beinahe so häßlich als eine Guillotine, erscheinen, nämlich den Henkerskarren.

Rechts und links glänzten die Gewehre der Eskorte und vor ihr erwiderte Grammont durch das Schwingen seines Säbels das von einigen Fanatikern ausgestoßene Geschrei. Doch

indeß der Karren vorrückte, erlosch dieses Geschrei plötzlich unter dem kalten, finsteren Blick der Verurtheilten.

Nie flößte ein Antlitz energischer Achtung ein; nie war Marie Antoinette größer und mehr Königin gewesen. Sie trieb den Stolz ihres Muthes so weit, daß sie sogar Eindruck auf die Helfer der Schreckensideen machte. Gleichgültig gegen die Ermahnungen des Abbé Girard, der sie wider ihren Willen begleitet hatte, schwankte ihre Stirne weder nach rechts noch nach links; der im Grunde ihres Gehirnes lebende Gedanke schien unerschütterlich wie ihr Blick. Die gestoßene Bewegung des Karrens auf dem ungleichen Pflaster hob gerade durch ihre Heftigkeit die Strenge ihrer Haltung hervor; man hätte sie für eine von den Marmorstatuen halten sollen, welche auf einem Wagen fahren, nur hatte die königliche Statue ein leuchtendes Auge und ihre Haare flatterten im Wind.

Eine Stille, jener der Wüste ähnlich, lagerte sich plötzlich über den dreimal hundert tausend Zuschauern dieser Scene, welche der Himmel zum ersten Mal bei seinem hellen Sonnenschein sah.

Bald hörte man an der Stelle, wo Maurice und Lorin standen, die Achse des Henkerkarrens knarren und die Pferde der Wachen schnaufen.

Der Karren hielt am Fuße des Schaffots an.

Die Königin, welche ohne Zweifel nicht an diesen Augenblick gedacht hatte, erwachte und begriff. Sie richtete ihren stolzen Blick auf die Menge, und derselbe bleiche junge Mann, den sie auf der Kanone gesehen hatte, erschien ihr abermals, auf einem Weichsteine stehend.

Von diesem Weichsteine sandte er ihr denselben achtungsvollen Gruß zu, den er schon, als sie die Conciergerie verließ, an sie gerichtet hatte; dann sprang er von dem Weichsteine herab.

Mehrere Personen sahen ihn und, da er schwarz gekleidet war, so rührte hievon das Gerücht her, das sich verbreitete, es habe ein Priester Marie Antoinette erwartet, um ihr die Abso-

lution in dem Augenblick, wo sie das Schaffot besteigen würde, zuzusenden.

Im Uebrigen kümmerte sich Niemand um den Chevalier. In den äußersten Augenblicken gibt es eine äußerste Achtung für gewisse Dinge.

Die Königin stieg vorsichtig die drei Stufen des Fußtrittes herab; sie wurde von Sanson unterstützt, der sie, indeß er die Aufgabe erfüllte, zu welcher er selbst verurtheilt zu sein schien, bis zum letzten Augenblick mit der größten Rücksicht behandelte.

Während sie auf die Stufen des Schaffots zuging, bäumten sich einige Pferde, schienen einige Wachen zu Fuße, einige Soldaten zu wanken und das Gleichgewicht zu verlieren. Dann sah man etwas wie einen Schatten unter das Schaffot schlüpfen; doch die Ruhe stellte sich sogleich wieder her; Niemand wollte in diesem feierlichen Augenblick seinen Platz verlassen; Niemand wollte den geringsten Umstand des großen Dramas verlieren, das in Erfüllung gehen sollte: Aller Augen richteten sich wieder auf die Verurtheilte.

Die Königin stand schon auf der Plattform des Schaffotts. Der Priester sprach immer noch mit ihr; ein Gehülfe schob sie sachte von hinten, ein anderer löste das Halstuch, das ihre Schultern bedeckte.

Marie Antoinette fühlte die ehrlose Hand ihren Hals streifen; sie machte eine ungestüme Bewegung und trat auf den Fuß von Sanson, der sie, ohne daß sie es sah, an das unselige Brett zu befestigen beschäftigt war.

Sanson zog seinen Fuß zurück.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte die Königin, „ich habe es nicht absichtlich gethan."

Dieß waren die letzten Worte, welche die Tochter der Cäsaren, die Königin von Frankreich, die Wittwe von Ludwig XVI. sprach.

Es schlug ein Viertel nach zwölf Uhr in den Tuilerien und Marie Antoinette fiel zu gleicher Zeit in die Ewigkeit.

Ein furchtbarer Schrei, ein Schrei der alle Leidenschaften: Freude, Schrecken, Trauer, Hoffnung, Triumph, Sühnung, zu-

sammenfaßte, bedeckte wie ein Orkan einen andern, schwachen Schrei, der unter dem Schaffot erscholl.

Die Gensdarmen hörten ihn jedoch, so schwach er auch war; sie machten einige Schritte vorwärts. Minder gedrängt, breitete sich die Menge wie ein Fluß aus, dessen Damm man erweitert, warf die Spaliere zurück, zerstreute die Wachen und schlug wie eine Fluth an die Füße des Schaffots, das gewaltig dadurch erschüttert wurde.

Jeder wollte von Nahem die Ueberreste des Königthums sehen, welches man für immer in Frankreich zerstört glaubte.

Doch die Gensdarmen suchten etwas Anderes, sie suchten den Schatten, der ihre Linien überschritten hatte und unter das Schaffot geschlüpft war.

Zwei von ihnen kamen zurück und brachten am Kragen einen jungen Mann, dessen Hand ein von Blut gefärbtes Sacktuch an sein Herz drückte.

Es folgte ihm ein spanisches Hündchen, das auf das Kläglichste heulte.

„Tod dem Aristokraten! Tod dem Ci-devant!" riefen einige Männer aus dem Volke, indem sie den jungen Mann bezeichneten; „er hat sein Sacktuch in das Blut der Oesterreicherin getaucht, tödtet ihn!"

„Großer Gott!" sagte Maurice zu Lorin, „erkennst Du ihn? erkennst Du ihn?"

„Tod dem Royalisten!" wiederholten die Wahnsinnigen, „nehmt ihm das Sacktuch, aus dem er sich eine Reliquie machen will, entreißt es ihm!"

Ein stolzes Lächeln schwebte über die Lippen des jungen Mannes, er riß sein Hemd auf, entblößte seine Brust und ließ sein Sacktuch fallen.

„Meine Herren," sprach er, „dieses Blut ist nicht das der Königin, sondern das meinige; laßt mich ruhig sterben."

Und eine tiefe fließende Wunde erschien klaffend unter der linken Brustwarze.

Die Menge stieß einen Schrei aus und wich zurück.

Dann sank der junge Mann langsam auf seine Kniee und

schaute das Schaffot an, wie ein Märtyrer den Himmel anschaut.

„Maison-Rouge!“ flüsterte Lorin Maurice in das Ohr.

„Fahre wohl!“ stammelte der junge Mann, während er das Haupt mit einem göttlichen Lächeln senkte; „fahre wohl, auf Wiedersehen!“

Und er verschied mitten unter den erstaunten Wachen.

„Man kann auch das noch thun, Lorin, ehe man ein schlechter Bürger wird,“ sagte Maurice.

Der kleine Hund drehte sich erschrocken und heulend um den Leichnam.

„Halt, es ist Black,“ sagte ein Mann, der einen großen, dicken Stock in der Hand hielt; „halt, es ist Black; komm hierher, mein kleiner Alter.“

Der Hund näherte sich demjenigen, welcher ihn rief; doch kaum war er in seinem Bereiche, als der Mann seinen Stock aufhob und ihm mit einem gewaltigen Gelächter den Schädel zerschmetterte.

„Oh! der Elende!“ rief Maurice.

„Stille!“ flüsterte Lorin, seinen Freund zurückhaltend, „stille, oder wir sind verloren ... es ist Simon!“

L.

Die Haussuchung.

Lorin und Maurice waren zu dem ersteren zurückgekehrt. Maurice hatte, um seinen Freund nicht zu offen zu gefährden, die Gewohnheit angenommen, Morgens auszugehen und erst Abends nach Hause zurückzukehren.

Indem er sich mit den Ereignissen vermengte, indem er der Ueberlieferung der Gefangenen beiwohnte, bespähte er jeden Tag das Vorüberkommen von Geneviève, da er nicht hatte in

Erfahrung bringen können, in welchem Kerker sie eingeschlossen war. Denn seit seinem Besuche bei Fouquier-Tinville hatte ihm Lorin begreiflich gemacht, daß ihn sein erster sichtbarer Schritt zu Grunde richten, daß man ihn dann opfern würde, ohne daß er Geneviève Hilfe zu leisten im Stande gewesen, — und Maurice, der sich in der Hoffnung, mit seiner Geliebten vereinigt zu werden, auf der Stelle hätte einkerkern lassen, wurde klug durch die Furcht, für immer von ihr getrennt zu werden.

Er ging also jeden Morgen von den Carmes nach Port-Libre, von den Madelonnettes nach Saint-Lazare, von der Force nach dem Luxembourg, und stellte sich vor den Gefängnissen auf, wenn die Karren herauskamen, welche die Gefangenen nach dem Revolutionstribunal führten. Hatte er einen Blick auf die Opfer geworfen, so lief er zu einem andern Gefängniß.

Doch er bemerkte bald, daß die Thätigkeit von zehn Menschen nicht genügen würde, um auf diese Art die drei und dreißig Gefängnisse zu überwachen, welche Paris in jener Zeit besaß, und er beschränkte sich darauf, daß er zu dem Tribunal selbst ging, um die Erscheinung von Geneviève zu erwarten.

Dieß war schon ein Anfang von Verzweiflung. In der That, welche Hilfsmittel blieben einem Verurtheilten nach dem Spruche? Zuweilen hatte das Tribunal, dessen Sitzungen um zehn Uhr begannen, um vier Uhr zwanzig bis dreißig Personen verurtheilt; der erste Verurtheilte hatte noch sechs Stunden zu leben, doch der letzte, den der Spruch ein Viertel vor vier Uhr traf, fiel um halb fünf Uhr unter dem Beile.

Sich darein ergeben, ein solches Loos für Geneviève zu ertragen, hieß also müde werden, das Schicksal zu bekämpfen.

Wenn er zum Voraus von der Einsperrung von Geneviève unterrichtet gewesen wäre ... wie hätte sich Maurice über die in jener Zeit so sehr verblendete menschliche Gerechtigkeit gefreut! wie rasch hätte er Geneviève dem Gefängniß entrissen! Nie waren Entweichungen leichter. Man könnte sagen, sie seien nie seltener vorgekommen. Dieser ganze Adel, war er einmal in ein Gefängniß gebracht, setzte sich darin fest wie in einem Schlosse und machte es sich bequem, um zu sterben. Fliehen hieß sich

den Folgen eines Duells entziehen; selbst die Frauen errötheten über eine um diesen Preis erlangte Freiheit.

Doch Maurice hätte sich nicht so bedenklich gezeigt. Hunde tödten, einen Schließer bestechen, was konnte es Leichteres geben? Geneviève hatte keinen so glänzenden Namen, daß er die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hätte ... Sie entehrte sich nicht, wenn sie floh, und überdieß ... wenn sie sich auch entehrt hätte!

Oh! mit welcher Bitterkeit stellte er sich die so leicht zu erkletternden Gärten von Port-Libre vor; dann die Zimmer der Madelonnettes, die sich so bequem durchbrechen ließen, um die Straße zu erreichen, und die so niedern Mauern des Luxembourg und die düsteren Gänge der Carmes*), in welche ein entschlossener Mann durch ein Fenster ohne alle Mühe dringen konnte.

Doch war Geneviève auch in einem von diesen Gefängnissen?

Vom Zweifel verzehrt, von der Angst niedergedrückt, überhäufte Maurice sodann Dixmer mit Verwünschungen: er drohte ihm, er sättigte sich mit Haß gegen diesen Menschen, dessen feige Rache sich unter einem Anscheine von Ergebenheit für die königliche Sache verbarg.

„Ich werde ihn finden," dachte Maurice, „denn wenn er die unglückliche Frau retten will, so wird er sich zeigen; will er sie verderben, so wird er sie schmähen und beleidigen. Ich werde ihn wiederfinden, den Schändlichen, und dann wehe ihm!"

Am Morgen des Tages, wo die Ereignisse vorfallen, welche wir zu erzählen im Begriffe sind, war Maurice ausgegangen, um sich an seinem Platze beim Revolutionstribunal aufzupflanzen. Lorin schlief.

Er wurde durch ein gewaltiges Geräusch erweckt, das Frauenstimmen und Flintenkolben an der Thüre machten.

Er schaute mit dem scheuen Blick des überraschten Mannes umher, der sich gern überzeugen möchte, ob nichts Gefährdendes vor den Augen vorgehe.

---

*) Das ehemalige Carmeliter-Kloster.

Vier Sectionäre, zwei Gensdarmen und ein Commissär traten in diesem Augenblick ein.

Dieser Besuch war so bezeichnend, daß sich Lorin eiligst ankleidete.

„Ihr verhaftet mich?“ sagte er.

„Ja, Bürger Lorin.“

„Warum dieß?“

„Weil Du verdächtig bist.“

„Ah! das ist richtig.“

Der Commissär kritzelte ein paar Worte unten an das Verhaftsprotokoll.

„Wo ist Dein Freund?“ fragte er sodann.

„Welcher Freund?“

„Der Bürger Maurice Lindey.“

„Zu Hause wahrscheinlich.“

„Nein, er wohnt hier.“

„Er? Geht doch! Sucht und wenn Ihr ihn findet . . .“

„Hier ist die Anzeige,“ sagte der Commissär, „sie ist deutlich und ausführlich.“

Er bot Lorin ein Papier mit einer häßlichen Handschrift und räthselhafter Orthographie. Es war in dieser Denunciation gesagt, man sehe jeden Morgen aus der Wohnung des Bürgers Lorin den Bürger Lindey herauskommen, der verdächtig und zur Verhaftung bestimmt sei.

Die Denunciation war von Simon unterzeichnet.

„Ah! der Schuhflicker wird seine Kunden verlieren, wenn er zugleich diese beiden Handwerke treibt. Wie! Spion und Stiefelflicker! Dieser Herr Simon ist ein wahrer Cäsar,“ sagte Lorin und brach in ein Gelächter aus.

„Der Bürger Maurice?“ fragte abermals der Commissär; „wo ist der Bürger Maurice? Wir fordern Dich auf, ihn uns auszuliefern.“

„Wenn ich Euch sage, daß er nicht hier ist!“

Der Commissär ging in ein anstoßendes Zimmer, dann stieg er ein hängendes Halbgeschoß hinauf, wo der Willfährige von

Lorin wohnte, endlich öffnete er eine untere Stube. Keine Spur von Maurice.

Doch ein frisch geschriebener Brief, der im Speisezimmer auf einem Tische lag, erregte die Aufmerksamkeit des Commissärs."

Er war von Maurice geschrieben, der ihn am Morgen auf diese Stelle legte, als er wegging, ohne seinen Freund zu wecken, obgleich sie beisammen schliefen.

„Ich gehe nach dem Tribunal," sagte Maurice in dem Briefe, „frühstücke ohne mich, ich werde erst diesen Abend zurückkehren."

„Bürger," sprach Lorin, „so sehr ich mich auch beeile, zu gehorchen, so begreifen Sie doch, daß ich Ihnen nicht im Hemd folgen kann. Erlauben Sie, daß mich mein Willfähriger anzieht."

„Aristokrat!" rief eine Stimme, „man muß ihm seine Hosen anziehen helfen ..."

„Oh, mein Gott, ja! ich bin wie der Bürger Dagobert. Ihr werdet merken, daß ich nicht König gesagt habe."

„Vorwärts, laß Dich ankleiden," sprach der Commissär, „doch beeile Dich."

Der Willfährige stieg von seinem Halbgeschosse herab und half seinem Herrn sich ankleiden.

Es war nicht der Zweck von Lorin, einen Kammerdiener zu haben, sondern es sollte nichts von dem, was geschah, dem Willfährigen entgehen, damit dieser das, was vorgefallen, Maurice wiedersagen könnte.

„Nun, meine Herren ... verzeiht, Bürger, nun, Bürger, bin ich bereit und folge Euch. Doch ich bitte, laßt mich den letzten Band der Briefe an Emilie von Herrn Demoustier mitnehmen, er ist soeben erschienen und ich habe ihn noch nicht gelesen, das wird die Langeweile der Gefangenschaft versüßen."

„Deine Gefangenschaft! ..." sprach plötzlich Simon, der ebenfalls Beamter geworden war und gefolgt von vier Sectionären eintrat. „Sie wird nicht lange dauern. Du bist in dem Prozesse der Frau betheiligt, welche die Oesterreicherin entsprin-

gen zu lassen beabsichtigte. Man richtet sie heute ... Dich wird man morgen richten, nachdem Du gezeugt hast."

„Schuster," sprach Lorin mit großem Ernste, „Du nähst Deine Sohlen zu schnell."

„Ja, doch welch ein schöner Schnitt des Kneifs!" versetzte Simon mit einem häßlichen Lächeln; „Du wirst sehen, Du wirst sehen, mein schöner Grenadier."

Lorin zuckte die Achseln.

„Nun! gehen wir!" sagte er, „ich warte."

Und als Jeder sich umdrehte, um die Treppe hinabzugehen, versetzte Lorin dem Beamten Simon einen so kräftigen Fußtritt, daß er brüllend die glatte, steile Treppe hinabrollte.

Die Sectionäre konnten sich des Lachens nicht erwehren. Lorin steckte seine Hände in seine Taschen.

„In der Ausübung meiner Functionen!" rief Simon, leichenblaß vor Zorn.

„Bei Gott!" erwiderte Lorin, „sind wir nicht Alle in der Ausübung unserer Functionen begriffen?"

Man ließ ihn in einen Fiaker steigen und der Commissär führte ihn nach dem Justizpalaste.

LI.

Lorin.

Will uns der Leser zum zweiten Male nach dem Revolutionstribunale folgen, so werden wir Maurice an demselben Platze, wo wir ihn bereits gesehen, wiederfinden, nur werden wir ihn bleicher, bewegter finden.

In dem Augenblick, wo wir die Scene auf dem düstern Theater wieder eröffnen, zu welchem uns mehr die Ereignisse hinziehen, als unsere Vorliebe, sind die Richter in der Abstim-

mung begriffen, denn ein Prozeß ist abgehandelt. Zwei Angeklagte, welche in einer von den Vorrichtungen, mit denen man damals die Richter so frech verspottete, ihre Toilette für das Schaffot gemacht haben, unterhalten sich mit ihren Vertheidigern, deren unbestimmte Worte denen eines Arztes gleichen, welcher an seinem Patienten verzweifelt.

Das Volk auf den Tribünen war an diesem Tage von einer wilden Laune, von einer Laune, welche die Strenge der Richter hervorruft; denn unter die unmittelbare Aufsicht der Strickerinnen und der Vorstädterinnen gestellt, halten sich die Geschworenen besser, sowie der Schauspieler seine Energie vor einem schlecht gelaunten Publikum verdoppelt.

Es sind auch seit zehn Uhr Morgens schon fünf Angeklagte in eben so viele Verurtheilte durch diese unnachgiebig gemachten Geschworenen verwandelt worden.

Die zwei, welche sich gerade auf der Bank der Angeklagten fanden, warteten also in diesem Augenblick das Ja oder Nein ab, das sie entweder dem Leben zurückgeben oder dem Tod zuschleudern sollte.

Das Volk der Anwesenden, durch die Gewohnheit dieser täglichen Tragödie, welche sein Lieblingsschauspiel geworden, roh und wild gemacht, das Volk der Anwesenden, sagen wir, bereitete sie durch Zwischenworte auf diesen furchtbaren Augenblick vor.

„Sieh! sieh! sieh! schau doch den Großen an!“ sagte eine Strickerin, welche, da sie keine Haube hatte, an ihrem Zopfe eine handbreite dreifarbige Cocarde trug; „sieh, wie bleich er ist! man sollte glauben, er wäre schon todt!“

Dieser Verurtheilte schaute die Frau, welche so von ihm sprach, mit einem Lächeln der Verachtung an.

„Was sagst Du denn?“ versetzte ihre Nachbarin, „er lächelte gerade.“

„Ja, mit der Schärfe der Zähne.“

Ein Vorstädter schaute auf seine Uhr.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte ihn sein Kamerad.

„Ein Uhr weniger zehn Minuten, das dauert schon drei Viertelstunden."

„Wie in Domfront, der Unglücksstadt: um zwölf Uhr angekommen, um ein Uhr gehenkt."

„Und der Kleine, und der Kleine!" rief ein Anderer, „schau ihn doch an, wie häßlich wird er sein, wenn er in den Sack niest."

„Bah! das ist gar bald geschehen, Du wirst nicht Zeit haben, es wahrzunehmen."

„Höre, man wird seinen Kopf von Herrn Sanson zurückverlangen, man hat also das Recht, ihn zu sehen."

„Schau doch, was für einen schönen tyrannenblauen Rock er trägt . . . es ist ein wenig angenehm für die Armen, wenn man die gut gekleideten Leute verkürzt."

Die Armen erbten in der That, wie es der Scharfrichter zu der Königin gesagt hatte, den Nachlaß von jedem Opfer; dieser Nachlaß wurde sogleich nach der Hinrichtung in die Salpetrière gebracht, um unter die Dürftigen vertheilt zu werden, und dahin hatte man auch die Kleider der hingerichteten Königin geschickt.

Maurice hörte diese Worte schwirren, ohne darauf Acht zu geben; Jeder war in diesem Augenblick von einem mächtigen Gedanken in Anspruch genommen, der ihn vereinzelte. Seit einigen Tagen schlug sein Herz nur noch in gewissen Momenten und in Stößen; von Zeit zu Zeit schienen die Furcht oder die Hoffnung den Gang seines Lebens zu hemmen, und diese beständigen Schwankungen hatten in seinem Herzen die Empfindungskraft gleichsam gebrochen, um die Erschlaffung an ihre Stelle zu setzen.

Die Geschworenen kehrten in den Sitzungssaal zurück und der Präsident verkündigte, wie man es erwartet hatte, das Todesurtheil der zwei Angeklagten.

Man führte sie weg, sie entfernten sich mit festem Schritte . . . in jener Zeit starb Jedermann gut.

Die Stimme des Gerichtsdieners erscholl finster und unheilschwanger.

„Der Bürger Ankläger gegen die Bürgerin Dixmer.“

Maurice schauerte am ganzen Leib und der Schweiß perlte auf seinem Antlitz.

Die kleine Thüre, durch welche die Angeklagten eintraten, öffnete sich und Geneviève erschien.

Sie war weiß gekleidet; ihre Haare waren mit einer reizenden Cokettérie geordnet, denn sie hatte sie zierlich in Locken über einander gelegt, statt sie zu schneiden, wie es viele andere Frauen thaten.

Ohne Zweifel wollte die arme Geneviève bis zum letzten Augenblick schön vor Demjenigen erscheinen, welcher sie sehen konnte.

Maurice sah Geneviève und er fühlte, daß alle Kräfte, die er für diesen Augenblick gesammelt hatte, ihn zu gleicher Zeit verließen. Er war indessen auf diesen Schlag gefaßt, da er seit zehn Tagen keine Sitzung versäumte und schon dreimal der Name Geneviève, aus dem Munde des öffentlichen Anklägers hervorgehend, sein Ohr berührt hatte; doch es gibt eine gewisse Verzweiflung, welche so weit und so tief ist, daß Niemand den Abgrund ermessen kann.

Alle, welche diese so schöne, so unschuldsvolle, so bleiche, junge Frau kommen sahen, stießen einen Schrei aus, die Einen vor Wuth, — es gab zu jener Zeit Menschen, welche jeden Vorzug haßten, den Vorzug der Schönheit wie den Vorzug des Geldes, des Genies oder der Geburt, — die Anderen vor Bewunderung, Einige vor Mitleid.

Geneviève erkannte ohne Zweifel einen Schrei aus allen diesen Schreien, eine Stimme unter allen diesen Stimmen; denn sie wandte sich gegen Maurice um, während der Präsident in den Akten der Angeklagten blätterte, wobei er sie von Zeit zu Zeit verstohlen von unten anschaute.

Mit dem ersten Blicke erkannte sie Maurice, so sehr er auch unter der Krämpe seines breiten Hutes begraben war; dann wandte sie sich ganz um mit einem sanften Lächeln und mit einer noch viel sanfteren Geberde: sie drückte ihre zwei rosigen, zitternden Hände auf ihre Lippen, legte mit ihrem

Hauche ihre ganze Seele hinein und gab diesem Kusse, den ein Einziger in dieser Menge für sich zu nehmen berechtigt war, Flügel.

Ein Gemurmel der Theilnahme durchlief den ganzen Saal. Aufgerufen, wandte sie sich gegen ihre Richter um; doch mitten in dieser Bewegung hielt sie inne, ihre weit aufgerissenen Augen hefteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Schreckens auf einen Punkt des Saals.

Maurice erhob sich vergebens auf die Fußspitzen, er sah nichts, oder vielmehr etwas Wichtigeres lenkte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Scene, das heißt auf das Tribunal.

Fouquier-Tinville hatte die Vorlesung der Anklageakte begonnen.

Nach dieser Acte war Geneviève Dixmer die Frau eines hartnäckigen Verschwörers und stand im Verdacht, den Exchevalier von Maison-Rouge bei seinen auf einander folgenden Versuchen, die Königin zu retten, unterstützt zu haben.

Ueberdieß hatte man sie auf den Knieen vor der Königin gefunden, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, wie sie sich anerboten, an ihrer Stelle zu sterben. „Dieser alberne Fanatismus," sagte die Anklageakte, „wird ohne Zweifel Lobeserhebungen von den Gegenrevolutionären ernten. Doch heute," fügte sie bei, „ist jeder französische Bürger sein Leben nur der Nation schuldig, und sich den Feinden Frankreichs opfern, heißt doppelt verrathen."

Befragt, ob sie anerkenne, daß sie von den Gensdarmen Duchesne und Gilbert zu den Füßen der Königin überrascht worden sei, wie sie diese angefleht, die Kleider mit ihr zu wechseln, antwortete Geneviève einfach:

„Ja!"

„So erzählen Sie uns Ihren Plan und Ihre Hoffnungen," sprach der Präsident.

Geneviève erwiderte lächelnd:

„Eine Frau kann Hoffnungen fassen, doch sie kann keinen Plan machen, wie den, dessen Opfer ich bin."

„Warum befanden Sie sich dort?"

„Weil ich nicht mir gehörte und man mich antrieb.“

„Wer trieb Sie an?“ fragte der öffentliche Ankläger.

„Leute, die mich mit dem Tode bedrohten, wenn ich nicht gehorchen würde.“

Und der gereizte Blick der jungen Frau heftete sich abermals auf den für Maurice unsichtbaren Punkt des Saales.

„Doch um dem Tod zu entgehen, mit dem man Sie bedrohte, trotzten Sie dem Tod, der für Sie aus einer Verurtheilung hervorgehen mußte?“

„Als ich nachgab, stand das Messer auf meiner Brust, während das Eisen der Guillotine noch fern von meinem Kopfe war. Ich beugte mich unter der gegenwärtigen Gewalt.“

„Warum riefen Sie nicht um Hilfe? Jeder gute Bürger hätte Sie vertheidigt.“

„Ach! mein Herr,“ erwiderte Geneviève mit einem zugleich so traurigen und so zarten Tone, daß das Herz von Maurice aufschwoll, als ob es zerspringen sollte, „ach! ich hatte Niemand mehr in meiner Nähe.“

Die Rührung folgte auf die Theilnahme, wie die Theilnahme auf die Neugierde gefolgt war. Viele Köpfe senkten sich, die Einen verbargen ihre Thränen, die Andern ließen ihnen freien Lauf.

Maurice erblickte nun auf seiner Linken einen fest gebliebenen Kopf, ein unbeugsam gebliebenes Gesicht.

Es war Dixmer, der aufrecht, düster, unversöhnlich, weder Geneviève noch das Tribunal aus dem Gesichte verlor.

Das Blut strömte den Schläfen des jungen Mannes zu; der Zorn stieg von seinem Herzen in seine Stirne und erfüllte sein ganzes Wesen mit unmäßiger Rachgier. Er schleuderte Dixmer einen mit so elektrischem, so mächtigem Hasse beladenen Blick zu, daß dieser, wie angezogen durch das brennende Fluidum, den Kopf gegen seinen Feind umwandte.

Beider Blicke kreuzten sich wie zwei Flammen.

„Sagen Sie uns die Namen Ihrer Anstifter?“ fragte der Präsident.

„Es war nur ein einziger, mein Herr.“

„Wer?“

„Mein Gatte.“

„Wissen Sie, wo er ist?“

„Ja.“

„Nennen Sie seinen Zufluchtsort.“

„Er ist vielleicht in Frankreich; doch ich werde nicht feig sein, es ist nicht meine Sache, seinen Zufluchtsort anzuzeigen, es ist die Ihrige, ihn zu entdecken.“

Maurice schaute Dixmer an.

Dixmer machte keine Bewegung.

Ein Gedanke durchzuckte den Kopf des jungen Mannes: der Gedanke, ihn anzuzeigen, indem er zugleich sich anzeigen würde; doch er unterdrückte ihn wieder.

„Nein, er soll nicht so sterben!“ sagte er.

„Sie weigern sich also, unsere Nachforschungen zu lenken?“ fragte der Präsident.

„Mein Herr, ich glaube, daß ich es nicht thun kann, ohne mich eben so verächtlich in den Augen der Andern zu machen, als er es in den meinigen ist,“ antwortete Geneviève.

„Sind Zeugen vorhanden?“ fragte der Präsident.

„Einer,“ antwortete der Gerichtsdiener.

„Rufen Sie den Zeugen auf.“

„Maximilian Jean Lorin!“ quiekte der Gerichtsdiener.

„Lorin!“ rief Maurice. „Oh! mein Gott! was ist denn mit ihm geschehen?“

Diese Scene fiel am Tage der Verhaftung von Lorin vor, und Maurice wußte noch nichts von der Verhaftung.

„Lorin!“ murmelte Geneviève, mit schmerzlicher Unruhe umherschauend.

„Warum antwortet der Zeuge nicht, wenn man ihn auffordert?“ fragte der Präsident.

„Bürger Präsident,“ sagte Fouquier-Tinville, „auf eine neue Anzeige ist der Zeuge in seiner Wohnung verhaftet worden; man wird ihn sogleich bringen.“

Maurice bebte.

„Es war noch ein anderer, wichtigerer Zeuge vorhanden,

doch diesen konnte man nicht finden," fuhr Fouquier-Tinville fort.

Dixmer wandte sich lächelnd gegen Maurice um; vielleicht durchzog derselbe Gedanke, der sich im Kopf des Geliebten geregt hatte, gleichfalls den Kopf des Gatten.

Geneviève erbleichte und sank auf sich selbst zusammen.

In diesem Augenblick trat Lorin, gefolgt von zwei Gensdarmen, ein.

Nach ihm und durch dieselbe Thüre kam Simon, der sich als ein Vertrauter des Ortes im Gerichtssaale niedersetzte.

„Ihr Name und Ihr Vorname?" fragte der Präsident.

„Maximilian Jean Lorin."

„Ihr Stand?"

„Freier Mann."

„Du wirst es nicht mehr lange sein," sagte Simon, indem er ihm die Faust wies.

„Sind Sie ein Verwandter der Angeklagten?"

„Nein, doch ich habe die Ehre, zu ihren Freunden zu gehören."

„Wußten Sie, daß sie auf die Entführung der Königin conspirirte?"

„Wie sollte ich das wissen?"

„Sie konnte es ihnen anvertraut haben."

„Mir, einem Mitglied der Section der Thermopylen? Stille doch!"

„Man hat Sie jedoch zuweilen bei ihr gesehen?"

„Man mußte mich sogar oft bei ihr sehen."

„Sie kannten sie als eine Aristokratin?"

„Ich kannte sie als die Frau eines Rothgerbermeisters."

„Ihr Gatte trieb in Wirklichkeit das Handwerk nicht, unter welchem er sich verbarg.

„Ah! das weiß ich nicht, ihr Gatte gehörte nicht zu meinen Freunden."

„Erzählen Sie uns von ihm."

„Oh! sehr gern! Er war ein gemeiner Bursche . . ."

„Herr Lorin, haben Sie Mitleid!" sagte Geneviève.

Lorin fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort:

„Der die arme Frau, welche Sie vor Augen haben, opferte, nicht wegen seiner politischen Meinungen, sondern um seinen persönlichen Haß zu befriedigen; puh! ich stelle ihn beinahe so nieder als Simon."

Dixmer wurde leichenbleich; Simon wollte sprechen, doch der Präsident gebot ihm durch eine Geberde Stillschweigen.

„Sie scheinen diese ganze Geschichte vollkommen zu kennen, erzählen Sie uns mehr davon," sagte Fouquier.

„Ich bitte um Verzeihung, Bürger Fouquier," entgegnete Lorin aufstehend, „ich habe gesagt, was ich wußte."

Er grüßte und setzte sich wieder."

„Bürger Lorin," fuhr der Ankläger fort, „es ist Deine Pflicht, das Tribunal aufzuklären."

„Es kläre sich mit dem auf, was ich gesagt habe... Diese Frau aber ist unschuldig, ich wiederhole es, sie hat nur der Gewalt gehorcht. Ei! schaut sie nur einmal an, sieht sie aus wie eine Verschwörerin? Man hat sie gezwungen, zu thun, was sie gethan, das ist das Ganze."

„Du glaubst es?"

„Ich bin dessen sicher."

„Im Namen des Gesetzes fordere ich, daß der Zeuge Lorin als der Genossenschaft mit dieser Frau angeklagt, vor das Tribunal gestellt werde," sprach Fouquier.

Maurice stieß einen Seufzer aus.

Geneviève verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Simon rief in einem Freudenausbruche:

„Bürger Ankläger, Du hast das Vaterland gerettet."

Lorin aber stieg, ohne etwas zu erwidern, über das Geländer, um sich zu Geneviève zu setzen, nahm ihre Hand, küßte sie ehrfurchtsvoll, und sagte mit einem Phlegma, das die Versammlung electrisirte:

„Guten Morgen, Bürgerin. Wie befinden Sie sich?"

Und er ließ sich auf der Bank der Angeklagten nieder.

LII.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Diese ganze Scene war wie eine phantasmagorische Erscheinung vor Maurice vorübergegangen, der sich auf den Griff seines Säbels stützte, welcher ihn nie verließ. Er sah seine Freunde einen nach dem andern in den Schlund fallen, welcher seine Opfer nicht zurückgibt: und dieses tödtliche Bild war so schlagend für ihn, daß er sich fragte, warum er, der Gefährte dieser Unglücklichen, sich noch an den Rand des Abgrundes anklammere und sich nicht dem Schwindel überlasse, der ihn mit ihnen fortzog.

Während Lorin über das Geländer stieg, gewahrte er das düstere, spöttische Gesicht von Dixmer.

Als er sich neben Geneviève gesetzt hatte, neigte sich diese an sein Ohr und sagte:

„Oh! mein Gott! wissen Sie, daß Maurice da ist?"

„Wo denn?"

„Schauen Sie nicht sogleich; Ihr Blick könnte ihn ins Verderben stürzen."

„Seien Sie unbesorgt."

„Hinter uns, bei der Thüre. Welcher Schmerz für ihn, wenn wir verurtheilt sind!"

Lorin schaute die junge Frau mit zartem Mitleid an.

„Wir werden es sein," sagte er, „ich beschwöre Sie, nicht daran zu zweifeln. Die Täuschung wäre zu grausam, wenn Sie die Unklugheit hätten, noch zu hoffen."

„Oh, mein Gott!" versetzte Geneviève, „der arme Freund, der nun allein auf der Erde bleiben wird!"

Lorin wandte sich gegen Maurice um, und Geneviève, welche nicht widerstehen konnte, warf ebenfalls einen raschen Blick auf den jungen Mann.

Maurice hatte die Augen auf sie gerichtet und drückte eine Hand auf sein Herz.

„Es gibt ein Mittel, Sie zu retten," sagte Lorin.

„Ein sicheres?" fragte Geneviève, deren Augen vor Freude funkelten.

„Oh! dafür stehe ich."

„Wenn Sie mich retten würden, Lorin, wie wollte ich Sie segnen!"

„Doch dieses Mittel . . ." versetzte der junge Mann.

Geneviève las ein Zögern in seinen Augen.

„Sie haben ihn also auch gesehen?" sagte sie.

„Ja, ich habe ihn gesehen. Wollen Sie gerettet sein, so steige er in den eisernen Stuhl, und Sie sind es."

Dixmer errieth ohne Zweifel an dem Ausdruck des Blickes von Lorin, welche Worte dieser sprach; denn er erbleichte anfangs, doch bald nahm er wieder seine düstere Ruhe und sein höllisches Lächeln an.

„Es ist unmöglich," sagte Geneviève, „ich könnte ihn nicht mehr hassen."

„Sagen Sie, daß er Ihren Edelmuth kennt und Ihnen trotzt."

„Ohne Zweifel, denn er ist seiner, meiner, unser Aller sicher."

„Geneviève! Geneviève! ich bin minder vollkommen als Sie; lassen Sie mich ihn fortreißen, und er sterbe."

„Nein, Lorin, ich beschwöre Sie, ich will nichts gemein haben mit diesem Menschen, nicht einmal den Tod; mir scheint, ich wäre Maurice ungetreu, wenn ich mit Dixmer sterben würde."

„Aber Sie werden nicht sterben."

„Könnte ich leben, wenn er todt wäre?"

„Ah!" sagte Lorin, „Maurice hat Recht, Sie zu lieben! Sie sind ein Engel, und das Vaterland der Engel ist im Himmel! Armer, theurer Maurice!"

Simon, der nicht hören konnte, was die Angeklagten sagten,

verschlang indessen, in Ermangelung ihrer Worte, ihre Gesichter mit dem Blick.

„Bürger Gensdarme," rief er, „verhindere doch die Verschwörer, ihre Complotte gegen die Republik sogar im Revolutionstribunale fortzusetzen."

„Gut," antwortete der Gensdarme, „Du weißt wohl, Bürger Simon, daß man hier nicht mehr conspirirt, oder wenn man conspirirt, daß es nicht für lange Zeit geschieht. Sie plaudern, die Bürger, und da das Gesetz nicht verbietet, im Henkerskarren zu plaudern, warum sollte es das Plaudern im Tribunal verbieten?"

Dieser Gensdarme war Gilbert, der, nachdem er die Gefangene erkannt, die er im Kerker der Königin gemacht hatte, mit seiner gewöhnlichen Redlichkeit die Theilnahme äußerte, welche er dem Muthe und der Ergebenheit zuzugestehen nicht umhin konnte.

Der Präsident hatte sich mit seinen Assessoren berathen; auf die Aufforderung von Fouqier-Tinville begann er seine Fragen.

„Angeklagter Lorin," fragte er, „welcher Art war Dein Verhältniß zu der Bürgerin Dixmer?"

„Welcher Art, Bürger Präsident?"

„Ja."

„L'amitè la plus pure unissait nos deux coeurs,
Elle m'aimait en frère et je l'aimais en soeur *)."

„Bürger Lorin," sagte Fouquier-Tinville, „Dein Reim ist schlecht."

„Warum?" fragte Lorin.

„Allerdings, es ist ein s zu viel."

---

*) Die reinste Freundschaft vereinigte unsere Herzen, sie liebte mich als Bruder, ich liebte sie als Schwester.

Wir mußten oben den Vers in französischer Sprache wegen des unmittelbar darauf Folgenden wiederholen. Was hier erzählt wird, ist historisch.

„Schneide ab, Bürger Ankläger, schneide ab, das ist Dein Handwerk."

Das unempfindliche Gesicht von Fouquier-Tinville erbleichte leicht bei diesem furchtbaren Scherze.

„Mit welchem Auge sah der Bürger Dixmer die Verbindung eines Mannes, der ein Republikaner zu sein behauptete, mit seiner Frau an?" fragte der Präsident.

„Oh! was das betrifft . . . ich kann es nicht sagen, denn ich kannte den Bürger Dixmer nicht, und bin vollkommen damit zufrieden."

„Aber Du sagst nicht, daß Dein Freund, der Bürger Maurice Lindey, zwischen Dir und der Angeklagten der Knoten dieser so reinen Freundschaft war," versetzte Fouquier-Tinville.

„Wenn ich es nicht sage," antwortete Lorin, „so ist dieß der Fall, weil es mir schlimm vorkommt, es zu sagen, und ich finde sogar, daß Sie ein Beispiel hätten an mir nehmen können."

„Die Bürger Geschworenen," sprach Fouquier-Tinville, „werden diese seltsame Verbindung zweier Republikaner mit einer Aristokratin und zwar in einem Augenblick, wo diese Aristokratin des schwärzesten Complottes überwiesen ist, das man je gegen die Nation angezettelt hat, würdigen."

„Wie hätte ich das Complott wissen sollen, von dem Du sprichst, Bürger Ankläger?" fragte Lorin, mehr empört als erschrocken über die Brutalität dieses Beweissatzes.

„Sie kannten diese Frau, Sie waren ihr Freund, sie nannte Sie ihren Bruder, Sie nannten sie Ihre Schwester, und Sie kannten ihre Schritte nicht? Ist es denn möglich, wie Sie selbst gesagt haben," sprach der Präsident, „daß sie allein die Handlung, der sie angeschuldigt ist, verübt hat?"

„Sie hat sie nicht allein verübt," entgegnete Lorin, der sich der technischen Worte bediente, welche der Präsident gebraucht hatte, „sie hat es Ihnen gesagt, ich habe es Ihnen gesagt, und wiederhole es, daß sie von ihrem Gatten angetrieben worden ist."

„Wie kommt es denn, daß Du den Mann nicht kanntest,

da der Mann mit der Frau vereinigt war?“ fragte Fouquier-Tinville.

Lorin hatte nur das erste Verschwinden von Dixmer zu erzählen; Lorin hatte nur von der Liebe von Geneviève und Maurice zu sprechen; Lorin brauchte endlich nur bekannt zu machen, auf welche Art der Mann seine Frau entführt und in einem undurchdringlichen Schlupfwinkel verborgen hatte, um sich, die über der Sache schwebende Dunkelheit zerstreuend, von jeder Mitschuld zu entlasten.

Doch zu diesem Behufe hätte er das Geheimniß seiner zwei Freunde verrathen, er hätte Geneviève vor fünfhundert Personen erröthen machen müssen. Lorin schüttelte den Kopf, als wollte er sich selbst nein sagen.

„Nun!“ fragte der Präsident, „was werden Sie dem Bürger Ankläger antworten?“

„Daß seine Logik niederschmetternd ist,“ sprach Lorin, „und daß er mich von etwas überzeugt hat, was ich selbst nicht vermuthete.“

„Von was?“

„Daß ich, wie es scheint, einer der abscheulichsten Verschwörer bin, die man je gesehen hat.“

Diese Erklärung erregte eine allgemeine Heiterkeit. Die Geschworenen selbst konnten sich nicht bewältigen, so sehr hatte dieser junge Mann seine Worte mit der ihnen gebührenden Betonung gesprochen.

Fouquier fühlte den ganzen Spott, und da er in seiner unermüdlichen Beharrlichkeit dahin gelangt war, daß er alle Geheimnisse der Angeklagten eben so gut kannte, als die Angeklagten selbst, so vermochte er sich gegen Lorin eines Gefühles mitleidiger Bewunderung nicht zu erwehren.

„Nun,“ sagte er, „Bürger Lorin, sprich, vertheidige Dich. Das Tribunal wird Dich anhören, denn es kennt Deine Vergangenheit, und Deine Vergangenheit ist die eines braven Republikaners.“

Simon wollte sprechen; der Präsident hieß ihn durch ein Zeichen schweigen.

„Sprich, Bürger Lorin, wir hören Dich," sagte er.

Lorin schüttelte abermals den Kopf.

„Dieses Stillschweigen ist ein Geständniß," fuhr der Präsident fort.

„Nein," erwiderte Lorin, „dieses Stillschweigen ist Stillschweigen und nichts Anderes."

„Noch einmal, willst Du sprechen?" fragte Fouquier-Tinville.

Lorin wandte sich gegen die Zuhörer um, in der Absicht, Maurice mit den Augen zu fragen, was er zu thun hätte.

Maurice machte Lorin kein Zeichen, zu sprechen, und er schwieg.

Dieß hieß sich selbst verurtheilen.

Was nun folgte, war rasch geschehen.

Fouquier faßte seine Anklage zusammen, der Präsident faßte die Debatte zusammen; die Geschworenen schritten zur Abstimmung und sprachen das Schuldig gegen Lorin und Geneviève aus.

Der Präsident verurtheilte Beide zur Todesstrafe.

Die Glocke des Palastes schlug zwei Uhr.

Der Präsident brauchte gerade so viel Zeit, um die Verurtheilung auszusprechen, als die Uhr, um zu schlagen.

Maurice hörte diese zwei sich mit einander vermischenden Geräusche. Als die doppelte Schwingung der Stimme und der Glocke erloschen war, waren auch seine Kräfte erschöpft.

Die Gensdarmen führten Geneviève und Lorin, der ihr den Arm geboten, weg.

Beide grüßten Maurice auf eine sehr verschiedene Weise: Lorin lächelte, Geneviève sandte ihm, bleich und wankend, einen letzten Kuß auf ihren mit Thränen benetzten Fingern zu.

Sie hatte bis zum äußersten Augenblick die Hoffnung, zu leben, bewahrt, und sie beweinte nicht ihr Leben, sondern ihre Liebe, welche mit ihrem Leben erlöschen sollte.

Halb wahnsinnig, erwiderte Maurice das Lebewohl seiner Freunde nicht; er erhob sich, bleich, verwirrt von der Bank, auf die er gesunken. Seine Freunde waren verschwunden.

Er fühlte, daß nur noch Eines in ihm lebte: der Haß, der ihm das Herz zerfraß.

Er warf einen letzten Blick umher und erkannte Dixmer, der mit andern Zuschauern wegging und sich bückte, um unter der gewölbten Thüre des Ganges durchzugehen.

Mit der Raschheit der Feder, die sich abspannt, sprang Maurice von Bank zu Bank und gelangte zu derselben Thüre.

Dixmer war schon außerhalb; er ging in der Dunkelheit durch den Corridor hinab.

Maurice folgte ihm.

In dem Augenblick, wo Dixmer mit dem Fuße die Platten des großen Saales berührte, berührte Maurice mit der Hand die Schulter von Dixmer.

LIII.

Das Duell.

In jener Zeit war es stets etwas Ernstes, wenn man seine Schulter berührt fühlte.

Dixmer wandte sich um und erkannte Maurice.

„Ah! guten Morgen, Bürger Republikaner," sagte Dixmer, ohne eine andere Bewegung zu offenbaren, als ein unmerkliches Zittern, das er sogleich bewältigte.

„Guten Morgen, feiger Bürger," erwiderte Maurice; „nicht wahr, Sie erwarteten mich?"

„Das heißt, ich erwartete Sie nicht mehr, im Gegentheil," antwortete Dixmer.

„Warum?"

„Weil ich Sie früher erwartete."

„Ich komme noch zu früh für Dich, Mörder!" fügte Maurice mit einer Stimme, oder vielmehr mit einem furchtbaren Gemurmel bei, denn es war das Tosen des in seinem Herzen angehäuften Sturmes, wie sein Blick der Blitz desselben war.

„Sie schleudern mir Feuer in die Augen, Bürger," versetzte Dixmer, „man wird uns erkennen und uns folgen."

„Ja, und Du befürchtest Deine Verhaftung, nicht wahr, Du befürchtest, auf das Schaffot geführt zu werden, wohin Du Andere schickst? Man verhafte uns, desto besser, denn mir scheint, es fehlt heute ein Schuldiger der nationalen Gerechtigkeit."

„Wie ein Name auf der Liste der Leute von Ehre fehlt, nicht wahr? seitdem der Ihrige darauf verschwunden ist."

„Es ist gut, ich hoffe, wir werden von Allem dem wieder sprechen; doch mittlerweile haben Sie sich gerächt, elend an einer Frau gerächt. Warum, da Sie mich irgendwo erwarteten, erwarteten Sie mich nicht bei mir am Tage, wo Sie mir Geneviève stahlen?"

„Ich glaubte, Sie wären der erste Dieb."

„Stille, keinen Witz, mein Herr, ich habe nie solchen bei Ihnen gekannt; keine Worte, ich weiß, daß Sie stärker im Handeln als im Wort sind, hievon zeugt der Tag, wo Sie mich ermorden wollten; an diesem Tag sprach Ihre Natur."

„Und ich habe mir mehr als einmal einen Vorwurf gemacht, daß ich nicht auf sie hörte," antwortete Dixmer ruhig.

„Nun wohl!" sagte Maurice, auf seinen Säbel klopfend, „ich biete Ihnen eine Genugthuung an."

„Morgen, wenn Sie wollen, heute nicht."

„Warum morgen?"

„Oder diesen Abend."

„Warum nicht auf der Stelle?"

„Weil ich noch bis fünf Uhr zu thun habe."

„Abermals ein abscheulicher Plan," sagte Maurice, „abermals ein Hinterhalt."

„Ah! ah! Herr Maurice, Sie sind in der That sehr wenig dankbar. Wie! sechs Monate lang ließ ich Sie den zärtlichen Liebhaber bei meiner Frau spielen; sechs Monate lang ehrte ich Ihre Rendezvous, ließ ich Ihr Lächeln hingehen. Gestehen Sie, nie ist ein Mensch weniger Tiger gewesen als ich."

„Du glaubtest nämlich, mich in Deinem Interesse benützen zu können, und schontest mich.“

„Allerdings!“ antwortete ruhig Dixmer, der sich in demselben Grade beherrschte, in welchem Maurice sich erhitzte. „Allerdings, während Sie Ihre Republik verriethen und sie für einen Blick meiner Frau an mich verkauften; während Ihr Euch entehrtet, Sie durch Ihren Verrath, meine Frau durch ihre ehebrecherische Liebe, war ich der Weise, der Held. Ich wartete und triumphirte.“

„Abscheulich!“ versetzte Maurice.

„Ja, nicht wahr, Sie würdigen Ihr Benehmen, mein Herr? Es ist abscheulich, es ist schändlich!“

„Sie täuschen sich, mein Herr; das Benehmen, das Sie abscheulich und schändlich nennen, ist das des Mannes, dem die Ehre einer Frau anvertraut worden war, der sie rein und unbefleckt zu erhalten geschworen hatte, und der, statt seinen Schwur zu halten, aus ihrer Schönheit eine schmähliche Lockspeise machte, mit der er das schwache Herz zu fangen suchte. Es war vor Allem Ihre heilige Pflicht, diese Frau zu beschützen, mein Herr, und statt sie zu beschützen, haben Sie dieselbe verkauft.“

„Was ich zu thun hatte, mein Herr, will ich Ihnen sagen,“ erwiderte Dixmer: „ich hatte meinen Freund zu retten, der mit mir eine heilige Sache unterstützte. Wie ich meine Habe dieser Sache opferte, so opferte ich auch meine Ehre. Mich selbst vergaß ich gänzlich, stellte ich völlig in den Hintergrund. Ich dachte erst zuletzt an mich. Nun, kein Freund mehr: mein Freund starb erdolcht; nun, keine Königin mehr: meine Königin starb auf dem Schaffot; nun, hören Sie wohl, nun denke ich an meine Rache.“

„Sagen Sie, an Ihren Mord.“

„Man ermordet eine Ehebrecherin nicht, wenn man sie niederstoßt, man bestraft sie.“

„Dieser Ehebruch, Sie haben ihn ihr zur Zwangspflicht gemacht, und folglich war er gesetzlich.“

„Sie meinen?“ versetzte Dixmer mit einem finstern Lächeln. „Fragen Sie ihre Gewissensbisse, ob sie gesetzlich zu handeln glaubt.“

„Derjenige, welcher straft, schlägt am hellen Tag; Du strafst nicht, da Du fliehst, während Du schlägst, da Du Dich verbirgst, während Du ihren Kopf der Guillotine zuwirfst.“

„Ich fliehe! ich verberge mich! wo siehst Du dieß, Du armes Gehirn?“ fragte Dixmer; „heißt es sich verbergen, ihrer Verurtheilung beiwohnen? heißt es fliehen, bis in den Todtensaal gehen, um ihr ein letztes Fahrewohl zuzuwerfen?“

„Du willst sie wiedersehen?“ rief Maurice, „Du willst ihr Fahrewohl sagen?“

„Stille doch,“ antwortete Dixmer die Achseln zuckend, „Du bist offenbar in der Rache nicht erfahren, Bürger Maurice. Du würdest also an meiner Stelle damit zufrieden sein, daß Du die Ereignisse ihrer Gewalt allein, die Umstände ihrem Zuge allein überließest? Ich wäre also zum Beispiel mit der Ehebrecherin, die den Tod verdient, in dem Augenblick, wo ich sie mit dem Tode bestraft, quitt, oder vielmehr, sie wäre quitt mit mir? Nein, Bürger Maurice, ich habe etwas Besseres gefunden, als das; ich habe ein Mittel gefunden, dieser Frau alles Schlimme zuzufügen, das sie mir zugefügt. Sie liebt Dich, und wird fern von Dir sterben; sie haßt mich, und wird mich wiedersehen. Halt,“ fügte er bei, indem er eine Brieftasche aus seiner Tasche zog; „siehst Du diese Brieftasche? Sie enthält eine von dem Kanzlisten des Palastes unterzeichnete Karte. Mit dieser Karte kann ich zu den Verurtheilten dringen; nun wohl! ich werde bis zu Geneviève dringen und sie eine Ehebrecherin nennen; ich werde ihre Haare unter der Hand des Henkers fallen sehen, und während ihre Haare fallen, hört sie meine Stimme wiederholen: Ehebrecherin! Ich werde sie bis zum Henkerskarren begleiten, und wenn sie den Fuß auf das Schaffot setzt, ist das letzte Wort, das sie hören wird: Ehebrecherin!“

„Nimm Dich in Acht, sie wird nicht den Muth haben, so viele Schändlichkeiten zu ertragen, sie wird Dich anzeigen.“

„Gut,“ sagte Dixmer, „sie haßt mich zu sehr hiefür; wenn sie mich hätte anzeigen wollen, so hätte sie es gethan, als es ihr Dein Freund ganz leise rieth; da sie mich nicht angezeigt hat, um ihr Leben zu retten, so wird sie mich auch nicht anzei-

gen, um mit mir zu sterben. Denn sie weiß wohl, daß, wenn sie mich anzeigte, sich ihre Hinrichtung um einen Tag verzögern würde; sie weiß wohl, daß ich, wenn sie mich anzeigte, mit ihr nicht nur bis unten an die Stufen des Palastes, sondern bis zum Schaffot ginge; sie weiß wohl, daß ich, statt sie am Fuße des Schämels zu verlassen, mit ihr den Henkerskarren bestiege; sie weiß endlich wohl, daß ich ihr den ganzen Weg entlang das Wort: Ehebrecherin! wiederholen würde, welches ich auf dem Schaffot unablässig zu ihr spräche, und daß in dem Augenblick, wo sie in die Ewigkeit fiele, die furchtbare Anklage mit ihr dahin fallen würde."

Dixmer war gräßlich in Zorn und Haß; seine Hand hatte die Hand von Maurice ergriffen und schüttelte sie mit einer Kraft, die der junge Mann nicht kannte, an welchem nun eine entgegengesetzte Wirkung vorging. Je mehr sich Dixmer überspannte, desto mehr beruhigte sich Maurice.

„Höre," sagte der junge Mann, „bei dieser Rache fehlt Eines."

„Was?"

„Daß Du, aus dem Tribunale weggehend, zu ihr sagen könntest: „„Ich habe Deinen Geliebten getroffen und ihn getödtet.""

„Im Gegentheil, ich will ihr lieber sagen, Du lebest und werdest den ganzen Rest Deines Lebens durch das Schauspiel ihres Todes leiden."

„Du wirst mich dennoch tödten," sprach Maurice, und er schaute umher und fügte bei, als er sah, daß er ungefähr Herr der Stellung war: „oder ich tödte Dich."

Bleich vor Aufregung, gesteigert durch den Zorn, eine doppelte Kraft durch den Zwang in sich fühlend, den er sich auferlegt hatte, um Dixmer seinen furchtbaren Plan bis zum Ende entrollen zu hören, packte Maurice diesen bei der Gurgel und zog ihn an sich, während er rückwärts gegen eine Treppe ging, welche an den Rand des Flusses führte.

Bei der Berührung dieser Hand fühlte Dixmer ebenfalls den Haß in seinem Innern wie eine Lava steigen.

„Es ist gut," sagte er, „Du brauchst mich nicht mit Gewalt fortzuziehen, ich gehe."

„Komm, Du bist bewaffnet."

„Ich folge Dir."

„Nein, schreite voran, doch ich sage Dir zum Voraus, bei dem geringsten Zeichen, bei der geringsten Geberde spalte ich Dir den Schädel mit einem Säbelhiebe."

„Oh! Du weißst wohl, daß ich keine Furcht habe," versetzte Dixmer mit jenem Lächeln, das die Blässe seiner Lippen so schrecklich machte.

„Furcht vor meinem Säbel, nein," murmelte Maurice, „doch Furcht, Deine Rache zu verlieren; und dennoch," fügte er bei, „nun, da wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, kannst Du ihr Fahrewohl sagen."

Sie waren in der That an den Rand des Wassers gelangt, und hätte ihnen der Blick auch dahin, wo sie waren, folgen können, so wäre doch Niemand im Stande gewesen, zeitig genug zu ihnen zu gelangen, um das Duell zu verhindern.

Ueberdieß verzehrte ein gleicher Zorn diese beiden Männer.

Während sie sprachen, waren sie die kleine Treppe hinabgestiegen, welche auf die Place du Palais führt, und hatten den beinahe verlassenen Quai erreicht. Da die Verurtheilungen noch fortdauerten, insofern es kaum zwei Uhr Nachmittags war, so drängte sich die Menge immer noch in dem Gerichtssaale, in den Corridors und in den Höfen, und Dixmer schien ebenso sehr Durst nach dem Blute von Maurice zu haben, als Maurice Durst nach dem Blute von Dixmer hatte. Sie drangen sodann unter eines der Gewölbe, welche von den Kerkern der Conciergerie nach dem Flusse führen . . . heut zu Tage verpestete Dohlen, die aber, einst blutig, mehr als einmal Leichname fern aus den Oubliettten wegschwemmten.

Maurice stellte sich zwischen das Wasser und Dixmer.

„Ich glaube offenbar, daß ich Dich tödten werde, Maurice," sagte Dixmer, „Du zitterst zu sehr."

„Und ich, Dixmer," versetzte Maurice, indem er den Säbel in die Hand nahm und ihm sorgfältig jeden Rückzug abschnitt,

„ich glaube im Gegentheil, daß ich Dich tödten und, nachdem ich Dich getödtet, aus Deiner Brieftasche die Einlaßkarte des Kanzlisten vom Palaste nehmen werde. Oh! Du magst immerhin Deinen Rock zuknöpfen, mein Säbel wird ihn öffnen, dafür stehe ich Dir, und wäre er von Erz wie die Panzer des Alterthums.“

„Dieses Papier wirst Du nehmen?“ brüllte Dixmer.

„Ja, ich werde mich dieses Papieres bedienen; ich werde mit diesem Papier zu Geneviève gelangen; ich werde mich zu ihr auf den Henkerskarren setzen; ich werde ihr, so lange sie lebt, in das Ohr flüstern: Ich liebe Dich, und wenn ihr Kopf fällt: Ich liebte Dich!“

Dixmer machte mit der linken Hand eine Bewegung, um das Papier zu ergreifen und es mit der Brieftasche in den Fluß zu schleudern. Doch schnell wie der Blitz, schneidend wie ein Beil, fuhr der Säbel von Maurice auf diese Hand nieder und trennte sie beinahe gänzlich vom Faustgelenke.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, schüttelte seine verstümmelte Hand und fiel aus.

Dann begann unter diesem einsamen, finsteren Gewölbe ein furchtbarer Kampf. Die zwei Männer, welche in einem so engen Raum eingeschlossen waren, daß die Hiebe beinahe nicht von der Linie des Körpers abweichen konnten, glitschten auf den feuchten Platten aus und hielten sich nur mit Mühe an den Wänden der Dohle; die Angriffe vervielfältigten sich in Folge der Ungeduld der Kämpfenden.

Dixmer fühlte sein Blut fließen und begriff, daß seine Kräfte mit seinem Blute entschwinden würden; er bedrängte daher Maurice mit einer solchen Heftigkeit, daß dieser einen Schritt rückwärts zu machen genöthigt war. Während er auswich, glitschte sein linker Fuß und der Säbel seines Feindes verletzte seine Brust. Doch mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke hob er, obgleich knieend, die Klinge mit seiner linken Hand in die Höhe und streckte die Spitze Dixmer entgegen, der, fortgerissen durch seinen Zorn, fortgerissen durch seine Bewe-

gung auf einem abhängigen Boden, auf seinen Säbel fiel und sich selbst in das Eisen rannte.

Man hörte einen furchtbaren Fluch; dann rollten die zwei Körper bis vor das Gewölbe hinaus.

Ein Einziger erhob sich wieder: dieß war Maurice, Maurice mit Blute bedeckt, aber mit dem Blute seines Feindes.

Er zog seinen Säbel an sich, und indeß er ihn zurückzog, schien er den Rest des Lebens, das noch mit einem Nervenzittern die Glieder von Dixmer bewegte, vollends auszusaugen.

Nachdem er sich völlig überzeugt hatte, daß sein Gegner todt war, neigte er sich über den Leichnam, öffnete den Rock des Todten, nahm die Brieftasche und entfernte sich rasch.

Als er einen Blick auf sich warf, sah er, daß er nicht vier Schritte in der Straße machen würde, ohne verhaftet zu werden: er war mit Blut bedeckt.

Er näherte sich dem Rande des Wassers, neigte sich gegen den Fluß hinab und wusch seine Hände und seine Kleider.

Dann stieg er rasch, nachdem er zum letzten Male nach dem Gewölbe zurückgeschaut, wieder die Treppe hinauf.

Ein rother, rauchender Faden floß aus dem Gewölbe hervor und schlängelte sich gegen den Fluß fort.

Beim Palaste angelangt, öffnete er die vom Kanzlisten unterzeichnete Einlaßkarte.

„Ich danke, gerechter Gott!" murmelte er und stieg die Stufen hinauf, welche in den Todtensaal führten.

Es schlug drei Uhr.

LIV.

Der Todtensaal.

Man erinnert sich, daß der Kanzlist des Palastes Dixmer seine Gefangenenregister geöffnet und mit diesem eine Verbin-

dung unterhalten hatte, welche durch die Anwesenheit der Frau Kanzlistin sehr angenehm geworden war.

Dieser Mann wurde, wie man sich wohl denken kann, von furchtbarem Schrecken erfaßt, als das Complott von Dixmer an den Tag kam.

Es handelte sich für ihn in der That um nichts Geringeres, als daß er für einen Genossen seines falschen Collegen gehalten und mit Geneviève zum Tode verurtheilt werden konnte.

Fouquier-Tinville rief ihn vor sich.

Man begreift, wie sehr sich der arme Mann anstrengte, um seine Unschuld in den Augen des öffentlichen Anklägers darzuthun; es gelang ihm durch die Geständnisse von Geneviève, welche seine Unwissenheit in Beziehung auf die Pläne ihres Gatten bewiesen. Es gelang ihm durch die Flucht von Dixmer; es gelang ihm besonders durch das Interesse von Fouquier-Tinville, der seine Verwaltung rein von jedem Flecken erhalten wollte.

„Bürger," sagte der Kanzlist, indem er sich ihm zu Füßen warf, „verzeihe mir, ich habe mich täuschen lassen."

„Bürger," antwortete der öffentliche Ankläger, „ein Beamter der Nation, der sich in Zeiten, wie diese sind, täuschen läßt, verdient guillotinirt zu werden."

„Aber man kann dumm sein, Bürger," versetzte der Kanzlist, der Fouquier-Tinville um das Leben gern Monseigneur genannt hätte.

„Dumm oder nicht dumm," entgegnete der strenge Ankläger, „Niemand darf sich in seiner Liebe für die Republik einschläfern lassen. Die Gänse des Capitols waren auch dumm, und dennoch erwachten sie, um Rom zu retten."

Der Kanzlist hatte auf ein solches Argument nichts zu erwidern; er seufzte und wartete.

„Ich verzeihe Dir," sagte Fouquier. „Ich werde Dich sogar vertheidigen, denn es soll sich nicht einmal ein Verdacht gegen einen meiner Angestellten erheben; doch erinnere Dich, daß Du bei dem geringsten Wort, das mir zu Ohren kommt,

bei der geringsten Erinnerung an diese Angelegenheit ein anderes Verfahren zu erwarten hast."

Es bedarf kaum der Erwähnung, mit welchem Eifer und mit welcher Sorgfalt der Kanzlist die Zeitungen aufsuchte, welche stets eiligst bemüht sind, zu sagen, was sie wissen, und zuweilen auch das, was sie nicht wissen, und müßten sie den Kopf von zehn Menschen fallen machen.

Er suchte Dixmer überall, um ihm Stillschweigen anzuempfehlen, doch Dixmer hatte natürlich seine Wohnung verändert, und er konnte ihn nicht auffinden.

Geneviève wurde auf den Stuhl der Angeklagten geführt; doch sie hatte schon im Verhör erklärt, weder sie, noch ihr Gatte hätten einen Genossen.

Wie dankte er auch der jungen Frau mit den Augen, als sie an ihm vorüberkam, um sich nach dem Tribunal zu begeben.

Doch als sie an ihm vorübergegangen und er einen Augenblick in die Kanzlei zurückgekehrt war, um Akten zu holen, die der Bürger Fouquier-Tinville von ihm forderte, sah er plötzlich Dixmer erscheinen, der mit ruhigem Schritte auf ihn zukam.

Diese Erscheinung versteinerte ihn.

„Oh!" machte er, als ob er ein Gespenst erblickt hätte.

„Erkennst Du mich nicht?" fragte ihn Dixmer.

„Doch, Du bist der Bürger Durand oder vielmehr der Bürger Dixmer."

„So ist es."

„Doch Du bist todt, Bürger?"

„Noch nicht, wie Du siehst."

„Ich will sagen, man wird Dich verhaften."

„Wer soll mich verhaften? Niemand kennt mich."

„Aber ich kenne Dich und habe nur ein Wort zu sagen, um Dich guillotiniren zu lassen."

„Und ich habe nur zwei zu sagen, daß man Dich mit mir guillotinirt."

„Das ist abscheulich, was Du da sprichst."

„Nein, es ist logisch."

„Aber was willst Du denn? Laß hören, sprich! beeile

Dich, denn je weniger lange wir mit einander reden, desto weniger laufen wir Beide Gefahr."

„Höre. Meine Frau wird verurtheilt werden, nicht wahr?"

„Ich befürchte es sehr! arme Frau!"

„Nun wohl, ich wünschte sie zum letzten Male zu sehen, um von ihr Abschied zu nehmen."

„Wo dieß?"

„Im Todtensaale."

„Du wirst es wagen, hineinzugehen?"

„Warum nicht?"

„Oh!" machte der Kanzlist wie ein Mensch, den schon bei einem solchen Gedanken eine Gänsehaut überläuft.

„Es muß ein Mittel hiezu geben," fuhr Dixmer fort.

„Um in den Todtensaal zu kommen? ja, allerdings."

„Welches?"

„Man muß sich eine Karte verschaffen."

„Und wo verschafft man sich diese Karten?"

Der Kanzlist erbleichte furchtbar und stammelte:

„Wo man sich die Karten verschafft, fragen Sie?"

„Ich frage, wo man sie sich verschaffe," antwortete Dixmer, „ich denke, das ist klar . . ."

„Man verschafft sie sich . . . hier."

„Ah, wirklich! wer unterzeichnet sie gewöhnlich?"

„Der Kanzlist."

„Aber der Kanzlist, das bist Du?"

„Allerdings bin ich es."

„Ah! wie sich das gut trifft," versetzte Dixmer, während er sich auf einen Stuhl niederließ, „Du wirst mir eine Karte unterzeichnen."

Der Kanzlist machte einen Sprung.

„Du verlangst meinen Kopf, Bürger," sagte er.

„Ei, nein! ich verlange nur ganz einfach eine Karte."

„Ich werde Dich verhaften lassen, Unglücklicher!" rief der Kanzlist, seine ganze Energie zusammenraffend.

„Thue es," erwiderte Dixmer; „doch in demselben Augenblick zeige ich Dich als meinen Mitschuldigen an, und statt mich

allein in den berüchtigten Saal gehen zu lassen, wirst Du mich dahin begleiten."

Der Kanzlist erbleichte.

„Ah! Verruchter!" sagte er.

„Dabei gibt es keinen Verruchten," versetzte Dixmer; „ich muß mit meiner Frau sprechen und verlange eine Karte von Dir, um zu ihr zu gelangen."

„Ist es denn so nothwendig, daß Du mit ihr sprichst?"

„Es scheint, da ich meinen Kopf wage, um dieß zu erreichen."

Dieser Grund kam dem Kanzlisten sehr triftig vor. Dixmer sah, daß er erschüttert war, und fuhr fort:

„Vorwärts, beruhige Dich, man wird nichts erfahren, was Teufels! es müssen sich öfters Fälle zeigen, wie der, in welchem ich mich befinde."

„Das kommt selten vor. Die Concurrenz ist nicht groß. Wir wollen sehen, ob wir das nicht auf eine andere Weise ordnen können."

„Wenn es sich thun läßt, so ist es mir ganz lieb."

„Es läßt sich außerordentlich leicht thun. Gehe durch die Thüre der Verurtheilten hinein, bei dieser Thüre braucht man keine Karte. Und wenn Du dann Deine Frau gesprochen hast, rufst Du mich und ich lasse Dich wieder heraus."

„Nicht übel, nur gibt es eine Geschichte, die man sich in der Stadt erzählt."

„Welche?"

„Die Geschichte eines armen Buckeligen, der die Thüre verwechselte und im Glauben, er trete in die Archive ein, in den Saal kam, von dem wir sprechen. Da er nun durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten war, statt durch die große Pforte einzutreten; da er keine Karte hatte, um seine Identität nachzuweisen, so wollte man ihn nicht mehr hinauslassen. Man behauptete gegen ihn, insofern er durch die Thüre der Verurtheilten eingetreten, sei er ein Verurtheilter wie die Anderen. Er mochte immerhin protestiren, schwören, appelliren, Niemand glaubte ihm; Niemand kam ihm zu Hilfe, Niemand ließ ihn

hinaus, so daß der Nachrichter, trotz seiner Betheurungen, seiner Einwendungen, seiner Schwüre, seines Geschreis, ihm zuerst die Haare und dann den Hals abschnitt. Ist die Anekdote wahr, Bürger Kanzlist? Du mußt es besser wissen, als irgend Jemand."

„Ach! ja, sie ist wahr," sprach der Kanzlist, am ganzen Leibe zitternd.

„Nun wohl, Du siehst also, daß ich bei solchen Vorgängen ein Narr wäre, wenn ich in ein solches Mörderneſt ohne eine Karte eintreten würde."

„Aber ich sage Dir, daß ich da bin!"

„Und wenn man Dich ruft, wenn Du anderswo beschäftigt bist? wenn Du vergissest — Dixmer legte einen unbarmherzigen Nachdruck auf das letzte Wort — wenn Du vergissest, daß ich da bin?"

„Aber da ich Dir verspreche . . ."

„Nein; überdieß würde Dich das gefährden; man würde Dich mit mir reden sehen, und dann sagt es mir überhaupt nicht zu. Eine Karte ist mir lieber."

„Unmöglich."

„Dann werde ich sprechen, und wir machen mit einander einen Gang nach dem Revolutionsplatze."

Betäubt, verwirrt, halb todt, unterzeichnete der Kanzlist eine Einlaßkarte für *einen Bürger*.

Dixmer warf sich darauf und ging hastig weg, um im Gerichtssaale den Platz einzunehmen, wo wir ihn gesehen.

Das Uebrige weiß man.

Von diesem Augenblick setzte sich der Kanzlist, um die Beschuldigung irgend einer Fahrlässigkeit zu vermeiden, neben Fouquier-Tinville und überließ die Diriction seiner Kanzlei seinem ersten Gehilfen.

Um drei Uhr zehn Minuten durchschritt Maurice, mit der Karte versehen, eine Hecke von Schließern und Gensdarmen und gelangte ohne Hinderniß zu der unseligen Thüre.

Wenn wir sagen unselig, so übertreiben wir, denn es gab zwei Thüren: die große Thüre, durch welche die mit Karten Versehenen aus- und eingingen, und die Thüre der Verurtheil-

ten, durch welche die Menschen eintraten, die nur wieder herauskommen sollten, um nach dem Schaffot zu marschiren.

Die Stube, in welche Maurice gelangte, war in zwei Gelasse getheilt.

In einem von diesen Gelassen saßen die Beamten, deren Geschäft es war, die Namen der Ankommenden einzuregistriren; in das andere, nur mit ein paar hölzernen Bänken ausgestattete Gelaß, brachte man Diejenigen, welche man verhaftet, und Diejenigen, welche man verurtheilt hatte, was ungefähr dasselbe war.

Der Saal war düster und nur durch die Scheiben eines Verschlages, der zwischen diesem und der Kanzlei stand, beleuchtet.

Eine weiß gekleidete, halb ohnmächtige Frau lag in einer Ecke an die Wand angelehnt.

Ein Mann stand mit gekreuzten Armen vor ihr; er schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und zögerte, mit ihr zu sprechen, aus Furcht, ihr das Gefühl zurückzugeben, das sie verloren zu haben schien.

Um diese Person her sah man verworren die Verurtheilten sich bewegen, welche schluchzten oder patriotische Hymnen sangen.

Andere gingen mit großen Schritten auf und ab, als wollten sie dem Gedanken entfliehen, der sie zermarterte.

Es war wohl das Vorzimmer des Todes, und die Ausstattung machte es dieses Namens würdig.

Man sah hier Särge mit Stroh gefüllt sich halb öffnen, als wollten sie den Lebendigen zurufen: dieß waren Ruhebetten, provisorische Gräber.

Ein großer Schrank erhob sich an der, der Glasthüre entgegengesetzten Wand.

Ein Gefangener öffnete ihn aus Neugierde und wich voll Grauen zurück.

Der Schrank enthielt die blutigen Kleider der am Tage zuvor Hingerichteten, und lange Haarflechten hingen da und dort herab: dieß waren die Trinkgelder des Henkers, der sie an die

Verwandten verkaufte, wenn ihn nicht die Behörde beauftragte, die theuren Reliquien zu verbrennen.

Bebend, außer sich, hatte Maurice kaum die Thüre geöffnet, als er dieses ganze Gemälde mit einem Blick überschaute.

Er machte drei Schritte im Saal und fiel zu den Füßen von Geneviève nieder.

Die arme Frau stieß einen Schrei aus, den Maurice mit seinen Lippen erstickte.

Lorin schloß weinend seinen Freund in seine Arme, es waren dieß die ersten Thränen, die er vergossen.

Seltsamer Weise schauten alle diese hier versammelten Unglücklichen, welche mit einander sterben sollten, kaum das rührende Gemälde an, das ihnen Unglückliche ihres Gleichen boten.

Jeder hatte zu viel mit seinen eigenen Gemüthsbewegungen zu thun, um Antheil an den Gefühlen der Anderen zu nehmen.

Die drei Freunde blieben einen Augenblick in einer stummen, glühenden, beinahe freudigen Umarmung vereinigt.

Lorin machte sich zuerst von der schmerzlichen Gruppe los.

„Du bist auch verurtheilt?" sagte er zu Maurice.

„Ja," antwortete dieser.

„Oh, Glück!" flüsterte Geneviève.

Die Freude von Leuten, welche nur noch eine Stunde zu leben haben, kann nicht einmal so lange dauern, als ihr Leben.

Nachdem Maurice Geneviève mit jener glühenden tiefen Liebe, die er für sie im Herzen trug, angeschaut, nachdem er ihr für das zugleich sehnsüchtige und zärtliche Wort, welches ihr entschlüpft, gedankt hatte, wandte er sich gegen Lorin um und sagte, während er zugleich in seine Hand die beiden Hände von Geneviève nahm:

„Nun laß uns mit einander reden."

„Ah! ja, reden wir," erwiderte Lorin; „doch wenn nur auch Zeit bleibt. Was willst Du mir sagen, sprich?"

„Du bist meinetwegen verhaftet, ihretwegen verurtheilt worden, während Du nichts gegen die Gesetze begangen hast; da Geneviève und ich unsere Schuld bezahlen, so geziemt es sich nicht, daß man Dich zu gleicher Zeit mit uns bezahlen läßt."

„Ich begreife Dich nicht.“

„Lorin, Du bist frei.“

„Frei, ich! Du bist verrückt.“

„Nein, ich bin nicht verrückt und wiederhole Dir, daß Du frei bist; hier ist eine Durchlaßkarte. Man wird Dich fragen, wer Du seist: Du bist ein Beamter in der Kanzlei der Carmes, Du bist gekommen, um mit dem Bürger Kanzlisten des Palastes zu sprechen; Du hast ihn aus Neugierde um eine Karte gebeten, um die Verurtheilten zu sehen; Du hast sie gesehen, Du bist befriedigt und gehst.“

„Nicht wahr, das ist ein Scherz?“

„Nein, lieber Freund, hier ist die Karte, benütze den Vortheil. Du liebst nicht; Du hast nicht nöthig, zu sterben, um einige Minuten mehr mit der Vielgeliebten Deines Herzens zuzubringen und keine Sekunde von ihrer Ewigkeit zu verlieren.“

„Nun wohl! Maurice,“ sagte Lorin, „wenn man von hier weggehen kann, was ich nie geglaubt hätte, das schwöre ich Dir, warum rettest Du nicht zuerst diese Frau? Für Dich werden wir schon Rath schaffen.“

„Unmöglich,“ entgegnete Maurice, dem sich das Herz gräßlich zusammenschnürte, „sieh, auf der Karte steht ein Bürger und nicht eine Bürgerin, und dann würde Geneviève, mich hier zurücklassend, nicht weggehen, sie würde nicht leben wollen im Bewußtsein, daß ich sterben werde.“

„Nun, da sie es nicht will, warum sollte ich es wollen? Glaubst Du etwa, ich habe weniger Muth als eine Frau?“

„Nein, mein Freund, ich weiß im Gegentheil, daß Du der muthigste der Männer bist; doch nichts in der Welt vermöchte Deine Halsstarrigkeit in einem solchen Falle zu entschuldigen. Vorwärts, Lorin, benütze den Augenblick und gewähre uns die höchste Freude, Dich frei und glücklich zu wissen.“

„Glücklich!“ rief Lorin, „scherzest Du? Glücklich! ich glücklich ohne Euch? Ei, was Teufels soll ich denn in dieser Welt machen ohne Euch? was soll ich in Paris machen, aller meiner Gewohnten beraubt, wenn ich Euch nicht mehr sehen, nicht

mehr mit meinen Reimsylben langweilen könnte! Ah! bei Gott! nein."

„Lorin, mein Freund! . . ."

„Gerade weil ich Dein Freund bin, beharre ich auf meinem Willen. Wäre ich Gefangener, wie ich es bin, mit der Aussicht, Euch Beide wiederzufinden, so würde ich die Mauern umstürzen; doch um allein von hier zu entfliehen und durch die Straßen zu wandern, die Stirne gebeugt unter etwas wie einem Gewissensbiß, der mir beständig in das Ohr rufen würde: „„Maurice! Geneviève!"" um in gewisse Quartiere und vor gewissen Häusern vorüber zu gehen, wo ich Eure Personen gesehen und wo ich nichts mehr sehen würde, als Eure Schatten; um endlich dahin zu gelangen, daß ich das theure Paris, welches ich so sehr liebte . . . verfluchte: ah! meiner Treue, nein, und ich finde, man hat Recht gehabt, die Könige zu ächten, und wäre es nur wegen des Königs Dagobert."

„In welcher Beziehung steht der König Dagobert zu dem, was unter uns vorgeht?"

„In welcher Beziehung? Sagte dieser abscheuliche Tyrann nicht zu dem großen Eloi: „„Es gibt keine Gesellschaft, welche so gut wäre, daß man sie nicht verlassen könnte!"" Nun wohl, ich bin ein Republikaner und sage: „„Nichts darf uns bewegen, die gute Gesellschaft zu verlassen, nicht einmal die Guillotine."" Ich fühle mich wohl hier und bleibe."

„Armer Freund! armer Freund!" sprach Maurice.

Geneviève sagte nichts, doch sie schaute mit Augen, welche in Thränen gebadet waren.

„Du beklagst den Verlust des Lebens!" versetzte Lorin.

„Ja, ihretwegen."

„Und ich beklage ihn aus keinem Grund, nicht einmal wegen der Göttin Vernunft, welche, was ich Dir mitzutheilen vergessen, sich sehr großes Unrecht gegen mich hat zu Schulden kommen lassen, wodurch sie der Mühe überhoben ist, sich zu trösten, wie die andere Arthemisia, die alte. Ich werde also sehr ruhig und sehr heiter gehen, ich werde alle diese Schufte, welche dem Henkerskarren nachlaufen, belustigen; ich werde Sanson einen hüb-

schen Quatrain und dann der Gesellschaft guten Abend sagen. Das heißt . . . warte doch."

Lorin unterbrach sich.

„Ah! doch, doch," sagte er, „ich will weggehen; ich wußte wohl, daß ich Niemand liebte, aber ich vergaß, daß ich Jemand haßte. Deine Uhr, Maurice, Deine Uhr."

„Halb vier Uhr."

„Ich habe Zeit, bei Gott! ich habe Zeit."

„Gewiß," rief Maurice; „es bleiben neun Angeklagte heute, das wird nicht vor fünf Uhr endigen, wir haben also beinahe zwei Stunden vor uns."

„Mehr brauche ich nicht; gib mir Deine Karte und leihe mir zwanzig Sous."

Maurice drückte ihm die Hand. Das Wichtige für ihn war, daß Lorin wegging.

„Ich habe meinen Gedanken," sagte Lorin.

Maurice zog seine Börse und legte sie seinem Freunde in die Hand.

„Nun die Karte, um der Liebe Gottes willen . . . ich will sagen, um des ewigen Wesens willen."

Maurice gab ihm die Karte.

Lorin küßte Geneviève die Hand, benützte den Augenblick, wo man in die Kanzlei eine Anzahl Verurtheilter brachte, stieg über die hölzernen Bänke und zeigte sich an der großen Thüre.

„Ei!" sagte ein Gensdarme, „das ist Einer, der sich flüchtet, wie mir scheint."

Lorin richtete sich auf und reichte die Karte dar.

„Halt, Bürger Gensdarme, und lerne die Leute besser kennen," sagte er.

Der Gensdarme erkannte die Unterschrift des Kanzlisten; doch er gehörte zu jener Kategorie von Dienern, denen es im Allgemeinen am Vertrauen mangelt, und da gerade in diesem Augenblick der Kanzlist aus dem Tribunal mit einem Schauer herabkam, der ihn nicht verlassen, seitdem er so unvorsichtiger Weise seine Unterschrift zu geben gewagt hatte, so sagte der Gensdarme:

„Bürger Kanzlist, hier ist ein Papier, mit dessen Hülfe ein Mensch aus dem Todtensaale weggehen will; ist das Papier gut?"

Der Kanzlist erbleichte vor Schrecken; überzeugt, wenn er schauen würde, müßte er das furchtbare Gesicht von Dixmer erblicken, antwortete er hastig, indem er das Papier an sich riß:

„Ja, ja, es ist meine Unterschrift."

„Wenn es Deine Unterschrift ist, so gib es mir zurück," sagte Lorin.

„Nein," erwiderte der Kanzlist, indem er das Papier in tausend Stücke zerriß, „nein, solche Karten können nur für einmal dienen."

Lorin blieb einen Augenblick unentschlossen.

„Ah! das ist schlimm," sagte er, „doch vor Allem muß ich ihn tödten."

Und er eilte aus der Kanzlei.

Maurice war Lorin mit einer leicht zu begreifenden Gemüthsbewegung gefolgt; sobald sein Freund verschwunden, sagte er zu Geneviève mit einer Begeisterung, welche der Freude glich:

„Er ist gerettet; man hat seine Karte zerrissen, er kann nicht zurückkehren; könnte er auch zuückkehren, so wird doch die Sitzung des Tribunals beendigt sein; kommt er um fünf Uhr wieder, so sind wir todt."

Geneviève seufzte und schauerte.

„Oh! schließe mich in Deine Arme und verlassen wir uns nicht mehr," sprach sie. „Mein Gott! warum ist es nicht möglich, daß uns Ein Streich trifft, damit wir mit einander unsern letzten Seufzer aushauchten!"

Dann zogen sie sich in die Tiefe des dunkeln Saales zurück, Geneviève setzte sich ganz nahe zu Maurice und umschlang mit ihren Armen seinen Hals; so sich umfangend, denselben Athem athmend, zum Voraus in ihrem Innern das Geräusch und den Gedanken erstickend, betäubten sie sich durch die Gewalt der Liebe gegen das Herannahen des Todes.

Es verging eine halbe Stunde.

Plötzlich vernahm man ein gewaltiges Geräusch. Die Gensdarmen traten durch die niedrige Thüre ein; hinter ihnen kamen Sanson und seine Gehülfen mit Päcken Stricke.

„Oh! mein Freund, mein Freund!" sagte Geneviève, „der unselige Augenblick ist da, ich fühle mich einer Ohnmacht nahe."

„Und Sie haben Unrecht," sprach die klingende Stimme von Lorin:

„Nicht ganz richtig, in der That,
Mit dem Tod die Freiheit naht!"

„Lorin!" rief Maurice in Verzweiflung.

„Nicht wahr, der Vers ist nicht gut? Ich bin auch Deiner Meinung, seit gestern mache ich lauter erbärmliche."

„Ah! es handelt sich wohl darum; Du bist zurückgekehrt, Unglücklicher! Du bist zurückgekehrt . . ."

„War das nicht unsere Uebereinkunft? Höre, denn was ich zu sagen habe, interessirt Dich eben so sehr als Geneviève."

„Mein Gott! mein Gott!"

„Laß mich doch sprechen, oder ich habe keine Zeit mehr, Dir die Sache zu erzählen. Ich wollte weggehen, um ein Messer in der Rue de la Barillerie zu kaufen."

„Was wolltest Du mit einem Messer thun?"

„Ich wollte den guten Herrn Dixmer damit tödten."

Geneviève schauerte.

„Ah!" rief Maurice, „ich begreife."

„Ich habe es mir gekauft. Höre, was ich mir sagte, und Du wirst einsehen, was für einen logischen Geist Dein Freund besitzt. Ich fange an zu glauben, daß ich, statt ein Dichter zu werden, einen Mathematiker aus mir hätte machen sollen. Leider ist es nun zu spät. Höre also, was ich mir sagte, folge meinem Raisonnement: Herr Dixmer hat seine Frau der Gefahr preisgegeben; Herr Dixmer ist erschienen, um ihre Verurtheilung anzuschauen; Herr Dixmer wird sich nicht des Vergnügens berauben, sie auf den Henkerskarren steigen zu sehen, besonders wenn wir sie begleiten. Ich werde ihn also in der ersten Reihe der Zuschauer aufsuchen; ich schlüpfe neben ihn, sage: „„Guten

Morgen, Herr Dixmer!"" und stoße ihm mein Messer in die Seite."

„Lorin!" rief Geneviève.

„Beruhigen Sie sich, theure Freundin, die Vorsehung hatte die Sache in Ordnung gebracht. Denken Sie sich, daß die Zuschauer, statt dem Palaste gegenüber zu stehen, wie es ihre Gewohnheit ist, eine halbe Wendung rechts gemacht hatten und auf dem Quai standen. „„Ah!"" sagte ich zu mir, „„ohne Zweifel ersäuft ein Hund; warum sollte Herr Dixmer nicht dabei sein? ein ersäufender Hund gewährt immer einen Zeitvertreib." Ich näherte mich der Brüstung und erblickte den Rand des Wassers entlang einen Haufen von Menschen, welche die Arme in die Höhe hoben und sich bückten, um etwas auf der Erde zu sehen, wobei sie Ach! und Ach! schrieen, daß die Seine hätte austreten sollen. Ich näherte mich, dieses Etwas . . . errathe, was es war . . ."

„Es war Dixmer," sprach Maurice mit düsterem Tone.

„Ja. Wie kannst Du das errathen? Ja, Dixmer, der sich ganz allein den Bauch geöffnet hatte! der Unglückliche hat sich ohne Zweifel zur Sühnung getödtet."

„Ah!" sagte Maurice mit einem finstern Lächeln, „das dachtest Du?"

Geneviève ließ ihren Kopf in ihre Hände fallen, sie war zu schwach, um so viele auf einander folgende Gemüthsbewegungen zu ertragen.

„Ja, das dachte ich, insofern man seinen blutigen Säbel bei ihm gefunden . . . wenn er nicht etwa irgend Einem begegnet ist."

Ohne etwas zu sagen, benützte Maurice die Zeit, wo es Geneviève in ihrer Niedergeschlagenheit nicht sehen konnte, öffnete seinen Rock und zeigte Lorin seine blutige Weste und sein blutiges Hemd.

„Ah! das ist etwas Anderes," sagte Lorin.

Und er reichte Maurice die Hand.

„Höre," sprach er sodann, sich an das Ohr von Maurice neigend, „da man mich nicht durchsucht hat, weil ich bei meiner

Rückkehr sagte, ich gehöre zum Gefolge von Herrn Sanson, so habe ich das Messer immer noch . . ."

Maurice ergriff die Waffe mit einer Bewegung der Freude.

„Nein," versetzte er, „sie würde zu sehr leiden."

Und er gab das Messer Lorin zurück.

„Du hast sehr recht," sprach dieser, „es lebe die Maschine von Herrn Guillotin! Was ist die Maschine von Herrn Guillotin? Ein Schneller auf den Hals, wie Danton gesagt hat. Was ist ein Schneller?"

Und er warf das Messer mitten in die Gruppe der Verurtheilten.

Einer derselben nahm es, stieß es sich in die Brust, und stürzte auf der Stelle todt nieder.

In demselben Augenblick machte Geneviève eine Bewegung und ließ einen Schrei hören. Sanson hatte ihr die Schulter berührt.

LV.

Es lebe Simon!

Bei dem von Geneviève ausgestoßenen Schrei begriff Maurice, daß der Kampf beginnen sollte.

Die Liebe kann die Seele bis zum Heldenmuth erheben und begeistern; die Liebe kann, gegen den natürlichen Instinct, ein menschliches Geschöpf dahin treiben, daß es den Tod wünscht; aber sie erstickt in ihm nicht die Furcht vor dem Schmerz. Geneviève empfing offenbar geduldiger und hochherziger den Tod, seit Maurice mit ihr starb; doch die Resignation schloß das Leiden nicht aus; und aus dieser Welt austreten heißt nicht nur in den Abgrund fallen, den man das Unbekannte nennt, es heißt auch im Fallen leiden.

Maurice umfaßte mit einem Blick die ganze gegenwärtige

Scene und mit einem Gedanken die ganze Scene, welche darauf folgen sollte.

Mitten im Saale ein Leichnam, aus dessen Brust ein Gensdarme, als er niederstürzte, das Messer gerissen hatte, aus Furcht, es könnte Andern dienen.

Um ihn her Menschen, stumm vor Verzweiflung, kaum auf ihn merkend, mit einem Bleistift in eine Brieftasche Worte ohne Folge schreibend, oder einander die Hände drückend; die Einen ohne Unterlaß, wie es die Wahnsinnigen thun, einen geliebten Namen wiederholend, oder ein Porträt, einen Ring, eine Haarflechte mit Thränen befeuchtend; die Andern wüthende Verwünschungen gegen die Tyrannei ausstoßend, ein banales Wort, stets von der ganzen Welt verflucht und sogar zuweilen von den Tyrannen.

Mitten unter diesen Unglücklichen Sanson, minder beschwert durch seine vier und fünfzig Jahre, als durch den Ernst seines finsteren Amtes; Sanson, so sanft, so tröstend, als es ihm seine traurige Sendung zu sein erlaubte, dem Einen Rath, Jenem eine traurige Ermuthigung ertheilend, und stets bewaffnet mit christlichen Worten, um der Verzweiflung wie der Prahlerei zu erwidern.

„Bürgerin," sagte er zu Geneviève, „Sie müssen das Halstuch ablegen und die Haare aufbinden oder abschneiden, wenn es beliebt."

Geneviève zitterte.

„Auf, meine Freundin, Muth gefaßt," sprach Lorin mit sanftem Tone.

„Kann ich selbst die Haare von Madame aufbinden?" fragte Maurice.

„Oh! ja, er!" rief Geneviève, „ich bitte Sie darum, Herr Sanson."

„Thun Sie es," sprach der Greis und wandte seinen Kopf ab.

Maurice löste seine von der Wärme seines Halses laue Binde, Geneviève küßte sie, kniete vor dem jungen Manne nie-

der und bot ihm diesen reizenden Kopf, der in ihrem Schmerze noch schöner war, als er es je in ihrer Freude gewesen.

Nachdem Maurice die traurige Operation beendigt hatte, waren seine Hände so zitternd, lag so viel Schmerz in dem Ausdruck seines Gesichtes, daß Geneviève ausrief:

„Oh! ich habe Muth, Maurice.“

Sanson wandte sich um.

„Nicht wahr, mein Herr, ich habe Muth?“ sagte sie.

„Gewiß, Bürgerin, und zwar einen wahren Muth,“ antwortete der Scharfrichter mit bewegter Stimme.

Mittlerweile hatte der erste Gehülfe die von Fouquier-Tinville übersandte Liste durchlaufen.

„Vierzehn,“ sagte er.

Sanson zählte die Verurtheilten.

„Fünfzehn, den Todten einbegriffen,“ sprach Sanson, „wie kommt das?“

Lorin und Geneviève zählten nach ihm, bewegt durch einen und denselben Gedanken.

„Sie sagen, es seien nur vierzehn Verurtheilte, und wir sind unser fünfzehn?“ sagte sie.

„Ja, der Bürger Fouquier-Tinville muß sich getäuscht haben.“

„Oh! Du logst,“ sprach Geneviève zu Maurice, „Du warst nicht verurtheilt.“

„Warum bis morgen warten, während Du heute stirbst?“ erwiderte Maurice.

„Freund,“ sagte sie lächelnd, „Du beruhigst mich: ich sehe nun, daß es leicht ist, zu sterben.“

„Lorin,“ sprach Maurice, „Lorin, zum letzten Male. . . Niemand kann Dich hier erkennen . . . sage, Du seist gekommen, um Abschied zu nehmen . . . sage, Du seist aus Irrthum eingelassen worden . . . rufe den Gensdarme, der Dich hat hinausgehen sehen. Ich werde der wahre Verurtheilte sein, ich, der ich sterben muß; doch Du, wir flehen Dich an, Freund, mache uns die Freude, zu leben, um unser Andenken zu bewahren; es ist noch Zeit, Lorin, wir flehen Dich an.“

Geneviève faltete bittend ihre Hände.

Lorin nahm die beiden Hände der jungen Frau und küßte sie.

„Ich habe nein gesagt, und das ist nein," erwiderte Lorin mit festem Tone; „sprechen wir nicht mehr davon, oder ich muß in der That am Ende glauben, ich belästige Euch."

„Vierzehn," wiederholte Sanson, „und es sind fünfzehn."

Dann erhob er die Stimme und rief:

„Hört, ist Einer hier, der Einsprache thut? Kann Einer beweisen, daß er sich aus einem Irrthum hier befindet?"

Vielleicht öffnete sich der Mund von Einigen bei dieser Frage — doch er schloß sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen; diejenigen, welche gelogen hätten, schämten sich, zu lügen; derjenige, welcher nicht gelogen hätte, wollte nicht sprechen.

Es trat ein Stillschweigen von mehreren Minuten ein; die Gehülfen setzten mittlerweile ihr trauriges Geschäft fort.

„Bürger, wir sind bereit . . ." sprach nun die dumpfe, feierliche Stimme des alten Sanson.

Einiges Schluchzen und einige Seufzer antworteten auf diese Stimme.

„Nun wohl! es sei!" sagte Lorin.

„Sterben für das Vaterland,
Ist, bei Gott! das schönste Loos."

„Ja, wenn man für das Vaterland stirbt; doch ich fange offenbar an zu glauben, daß wir nicht für dasselbe sterben; wir sterben für das Vergnügen Derjenigen, welche uns sterben sehen. Meiner Treue! Maurice, ich bin Deiner Ansicht, die Republik ekelt mich allmälig an."

„Den Aufruf," sagte ein Commissär an der Thüre.

Mehrere Gensdarmen traten in den Saal und versperrten so die Ausgänge, indem sie sich zwischen das Leben und die Verurtheilten stellten, als wollten sie diese verhindern, dorthin zurückzukehren.

Man machte den Aufruf.

Maurice, der den Verurtheilten, welcher sich mit dem Mes-

ser von Lorin getödtet, vor dem Tribunal gesehen hatte, antwortete, als man seinen Namen aussprach. Es fand sich sodann, daß nur der Todte zu viel war.

Man trug ihn aus dem Saale.

Hätte sich seine Identität nachweisen lassen, hätte man in ihm einen Verurtheilten erkannt, so wäre er, obgleich todt, mit den Andern guillotinirt worden.

Die Ueberlebenden wurden gegen den Ausgang getrieben.

Sobald Einer an der Pforte vorüber kam, band man ihm die Hände auf den Rücken.

Zehn Minuten lang wurde nicht ein Wort unter diesen Unglücklichen ausgetauscht.

Die Henker allein sprachen und handelten.

Maurice, Geneviève und Lorin, die sich nicht länger halten konnten, preßten sich an einander, um nicht mehr getrennt zu werden. Dann wurden die Verurtheilten aus der Conciergerie in den Hof getrieben.

Hier war das Schauspiel gräßlich.

Mehrere wurden beim Anblick der Henkerskarren schwach; die Schließer halfen ihnen aufsteigen.

Man hörte hinter den noch geschlossenen Thüren die verworrenen Stimmen der Menge, und errieth aus dem Lärm, daß sie zahlreich war.

Geneviève stieg mit ziemlich viel Kraft auf den Karren; Maurice unterstützte sie mit dem Ellenbogen. Maurice sprang rasch hinter ihr auf.

Lorin beeilte sich nicht. Er wählte seinen Platz und setzte sich zur Linken von Maurice.

Die Thüren öffneten sich: in den ersten Reihen war Simon.

Die zwei Freunde erkannten ihn, er sah sie.

Er stieg auf einen Weichstein, an welchem die Henkerskarren vorüberkommen mußten; es waren drei. Der erste Karren erschütterte sich, auf diesem saßen die drei Freunde.

„Ei! guten Morgen, schöner Grenadier," sagte Simon zu Lorin; „ich glaube, Du willst meinen Kneif versuchen."

„Ja," erwiderte Lorin, „und ich werde mir Mühe geben,

ihn nicht zu schartig zu machen, damit er Dir auch noch das Leder durchschneiden kann."

Die zwei andern Karren setzten sich, dem ersten folgend, in Bewegung.

Ein furchtbarer Sturm von Schreien, von Bravos, von Seufzern, von Verwünschungen brach um die Verurtheilten her los.

„Muth, Geneviève, Muth," flüsterte Maurice.

„Oh!" erwiderte die junge Frau, „ich beklage nicht das Leben, da ich mit Dir sterbe. Ich beklage es, daß ich die Hände nicht frei habe, um Dich, ehe ich sterbe, in meine Arme schließen zu können."

„Lorin," sagte Maurice, „suche in meiner Westentasche, Du wirst ein Federmesser darin finden."

„Oh, Gott!" versetzte Lorin, „wie willkommen ist mir das Federmesser! es demüthigte mich, daß ich gebunden wie ein Kalb in den Tod gehen sollte."

Maurice senkte seine Tasche bis zu der Höhe der Hände von Lorin, Lorin nahm das Federmesser heraus; dann öffneten sie es mit einander, Maurice nahm es zwischen seine Zähne und durchschnitt die Stricke, welche die Hände von Lorin banden.

Lorin leistete, von seinen Stricken befreit, Maurice denselben Dienst.

„Beeile Dich," sagte der junge Mann, „siehe, Geneviève wird ohnmächtig."

Um diese Operation zu vollbringen, hatte sich Maurice einen Augenblick von der armen Frau abgewendet, und als ob ihre ganze Kraft von ihm käme, schloß sie ihre Augen und ließ ihr Haupt auf die Brust fallen.

„Geneviève," sprach Maurice, Geneviève, öffne Deine Augen, meine Freundin, wir haben nur noch einige Minuten uns in dieser Welt zu sehen."

„Diese Stricke verwunden mich," flüsterte die junge Frau.

Maurice band sie los.

Sogleich öffnete sie die Augen wieder und erhob sich, von

einer Begeisterung erfaßt, welche sie vor Schönheit blendend machte.

Sie umschlang mit einem Arm den Hals von Maurice, ergriff mit der andern Hand die von Lorin, und auf dem Karren stehend, zu ihren Füßen die zwei anderen Opfer, welche in dem Stumpfsinn eines zum Voraus erlittenen Todes begraben lagen, warfen alle Drei dem Himmel, der ihnen frei sich auf einander zu stützen erlaubte, eine Geberde und einen Blick des Dankes zu.

Das Volk, welches sie mit Schmähungen überhäufte, als sie saßen, schwieg, als es die Freunde aufrecht stehen sah.

Man gewahrte das Schaffot.

Maurice und Lorin sahen es, Geneviève sah es nicht, sie schaute nur ihren Geliebten an.

Der Karren blieb stille stehen.

„Ich liebe Dich," sprach Maurice zu Geneviève, „ich liebe Dich!"

Die Frau zuerst, die Frau zuerst!" riefen tausend Stimmen.

„Ich danke, Volk," sprach Maurice; „wer sagte doch, Du wärest grausam?"

Er nahm Geneviève in seine Arme und trug sie, seine Lippen auf ihre Lippen gedrückt, in die Arme von Sanson.

„Muth," rief Lorin, „Muth!"

„Ich habe, antwortete Geneviève, ich habe."

„Ich liebe Dich!" flüsterte Maurice; „ich liebe Dich!"

Es waren nicht mehr Opfer, die man erwürgte, es waren Freunde, die sich aus dem Tode ein Fest bereiteten.

„Gott befohlen!" rief Geneviève Lorin zu.

„Auf Wiedersehen!" antwortete dieser.

Geneviève verschwand unter dem unseligen Schwengel.

„Nun Du!" sagte Lorin.

„Du!" versetzte Maurice.

„Höre! sie ruft Dich!"

Geneviève stieß in der That ihren letzten Schrei aus.

„Komm!" rief sie.

Ein gewaltiges Geräusch machte sich in der Menge hörbar. Der schöne, anmuthige Kopf war gefallen.

Maurice stürzte vor.

„Das ist nur zu billig," sprach Lorin, „folgen wir der Logik. Verstehst Du mich, Maurice?"

„Ja."

„Sie liebte Dich, man tödtet sie zuerst; Du bist nicht verurtheilt, Du stirbst als der Zweite; ich, der ich nichts gethan habe und der Strafbarste von allen Dreien bin, komme zuletzt."

„Alle Dinge zu erklären,
Muß die Logik sich bewähren."

„Meiner Treue, Bürger Sanson, ich hatte Dir einen Quatrain versprochen, doch Du wirst Dich mit einem Doppelverse begnügen."

„Ich liebte Dich," flüsterte Maurice, an das Unglücksbrett gebunden und dem Haupte seiner Freundin zulächelnd, „ich lieb . . ."

Das Messer schnitt ihm die Hälfte des Wortes ab.

Nun kommt es an mich," rief Lorin auf das Schaffot springend, „und geschwinde! denn in der That, ich verliere den Kopf darüber. Bürger Sanson, ich habe Dich um zwei Verse Bankerott gemacht, doch ich biete Dir dafür einen Calembour."

Sanson band ihn ebenfalls.

„Hört," sagte Lorin, „es ist die Mode, irgend Etwas leben zu lassen, wenn man stirbt. Früher rief man: Es lebe der König; doch es gibt keinen König mehr. Seitdem hat man: Es lebe die Freiheit! gerufen; doch es gibt keine Freiheit mehr — meiner Treue: Es lebe Simon! der uns alle Drei vereinigt!"

Und das Haupt des edlen jungen Mannes fiel neben die Häupter von Maurice und Geneviève!

E n d e.